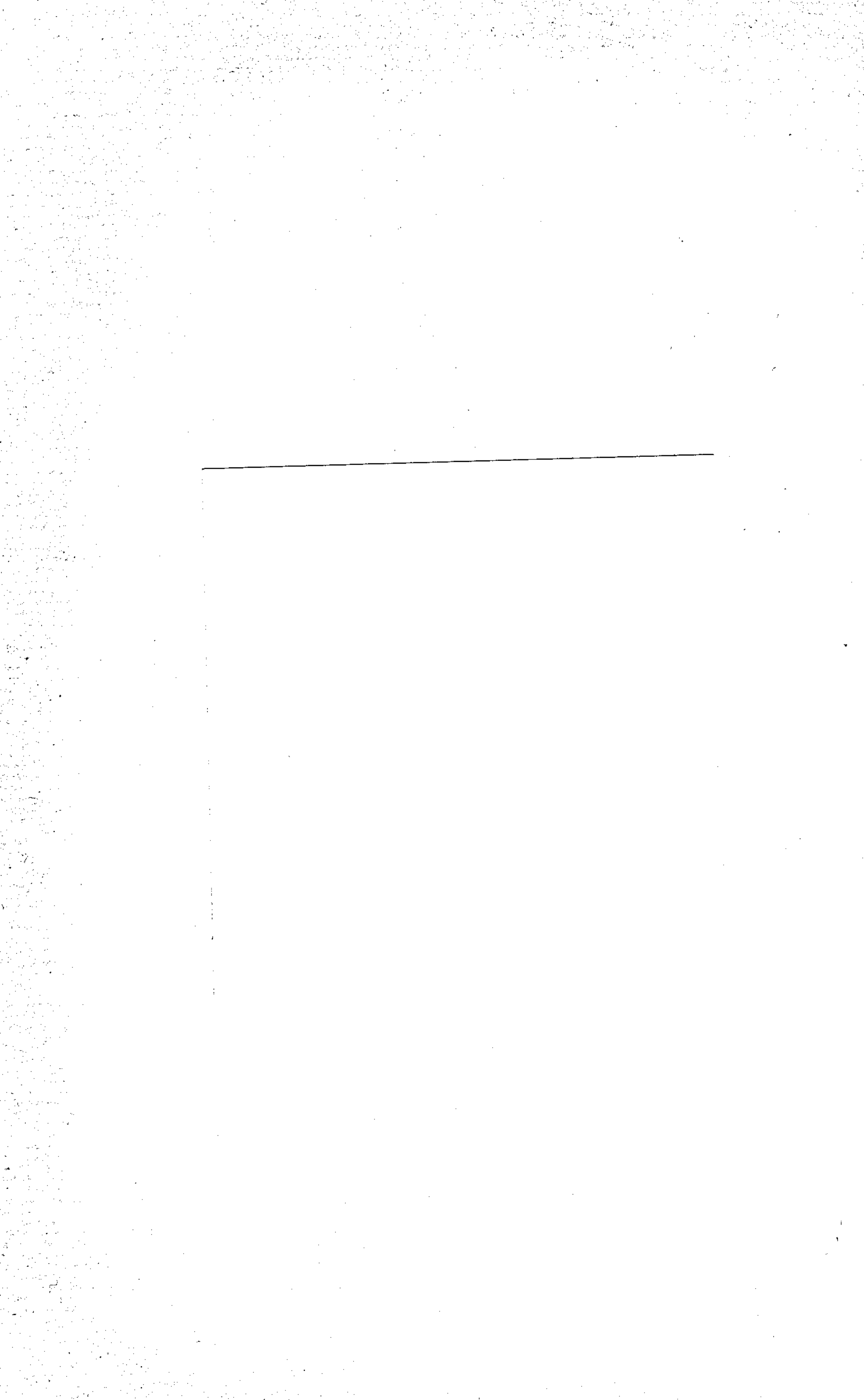
VOLK OHNE FÜHRUNG

HUGO C. BACKHAUS · VOLK OHNE FÜHRUNG







HUGO C. BACKHAUS

VOLK OHNE FÜHRUNG

GÖTTINGER VERLAGSANSTALT

2. Auflage - 1956

Gesamtherstellung: Erich Goltze KG, Göttingen
Printed in Germany

VORWORT ZUR ZWEITEN AUFLAGE

Zu Ehren seines mutigen Verlegers hätte der Verfasser der zweiten Auflage dieses Buches am liebsten den Titel „Deutschland in seiner tiefen Erniedrigung“ gegeben. Diesen Titel trug jene Schrift, die den Namen des Nürnberger Buchhändlers Johann Philipp Palm der Nachwelt erhalten hat. Als Gegner der damaligen Rheinbundpolitik wurde er von der Besatzungsmacht erschossen, weil er inmitten der Erniedrigung seines geschlagenen Volkes den Mut zur Wahrheit hatte und als Verleger für die Schrift eines ungenannten Verfassers unerschrocken eingetreten war. Heute füsiliert man nicht, aber Rufmord und Existenzvernichtung sind kaum weniger grausame Exekutionsverfahren. Dem Verleger gilt mein Dank, weil er alle Repressalien auf sich genommen und ihnen widerstanden hat. Zu Dank verpflichtet fühle ich mich aber auch den vielen Lesern, die das Anliegen dieses Buches aufgenommen und unerschrocken weitergetragen haben.

Gegen dies Buch ist unter dem Vorwurf „Neonazismus“ ein wahrer Sturm entfesselt worden. Menschen mit historischem Sinn und eigenständiger Überzeugung werden jedoch leicht erkennen, daß es tatsächlich nichts enthält, was der um seine Machtstellung so empfindlich besorgte Parteimensch von heute als „neonazistisch“ bezeichnen dürfte. Es ist die mehrfach betonte Überzeugung des Verfassers, daß „Neonazismus“ entweder eine hochgradige politische Dummheit oder die Wahnvorstellung unsicherer Geister ist.

Der Verfasser hat es mit seinen Büchern „Wehrkraft im Zwiespalt“ und „Volk ohne Führung“ unternommen, einer

bösartigen Niedergangserscheinung der Nachkriegsjahre, die man als historischen Negativismus bezeichnen kann, an die Wurzeln zu gehen. Dieser historische Negativismus hat nicht nur den Sinn für Geschichte überhaupt, sondern vor allem dafür verwirrt, daß jede Epoche etwas Einmaliges, Unwiederholbares und — wie Ranke meinte — Gottunmittelbares ist. Mit seiner haßerfüllten Verurteilung der jüngsten Vergangenheit versucht der historische Negativismus mit derselben Krampfhaftigkeit wie der historische Materialismus, die Entwicklung unseres Volkes gleichsam zwischen zwei Epochen festzuhalten, von denen die eine unwiederholbar vergangen ist und die andere als nationale Aufgabe vor uns liegt. Beide achten weder die Vergangenheit noch die Aussage des Historikers; sie fürchten sie vielmehr als Widersacher und ziehen die Zweckdarstellung vor, die nach dem Parteischema verherrlicht oder verurteilt.

Die zweite Auflage enthält außer einigen Korrekturen und Verdeutlichungen, die jedes — insbesondere das gewollte — Mißverständnis ausschließen sollen, keine Änderungen. Wohl aber wurde der Anhang, der auch für sich gelesen werden kann, um einige wertvolle Stücke erweitert.

Der Verfasser

INHALT

1. Geschichte und Schicksal 7
2. Sind wir noch Deutsche? 15
3. Die Wiederaufrichtung des Charakters 30
4. Die Führererwartung der unterdrückten Völker . 43
5. Wehrwesen und Staatsbildung 58
6. Der preußische Führungsgedanke 73
7. Tradition gegen Revolution 94
8. Die reichsfeindlichen Parteien der Bismarckzeit . 107
9. Die Jahrhundertleistung des preußisch-deutschen Offizierkorps 136
10. Die nationalsozialistische Epoche 157
11. Kreuzzug und Vernichtungsfrieden 179
12. Germania deleta? 202
13. Der mißhandelte Demos 213
14. Die Beherrschung der Gehirne 226
15. Weltstaat oder Nation? 239

Anhang 256

Namenverzeichnis 265

1. Kapitel

GESCHICHTE UND SCHICKSAL

Geschichte ist unaufhaltsames Schicksalsgeschehen. Ununterbrochen vollzieht es sich, von einer Epoche zur andern, ohne daß der Zusammenhang jemals aufhört. Vergangenes wächst in Gegenwärtiges hinein und setzt sich so in die Zukunft fort. Und doch wiederholt sich nichts. Die Geschichte kennt weder das Gleichmaß noch die Wiederholung. Geschichte ist ständiger Wechsel, Wechsel in der Wiederkehr. In Perioden, deren Zeitmaß unberechenbar bleibt, durchläuft sie ihre einander ungleichen und doch dem gleichen Gesetz der Mitte gehorchenden Bahnen. Geschichte ist der Weg des Lebens durch den immer gleichen Raum in eine immer neue Zeit. Sie ist antriebreiches, vielfältigstes Lebensgeschehen, in zahllosen Schicksalen sich unaufhörlich manifestierend, Schicksalen, die die immer gleiche Kreisbewegung erkennen lassen und doch in zahllosen Lebenskreisen gleichen Antriebs, aber verschiedener Richtung sich fortgesetzt überschneiden. Was vergangen ist, ist niemals tot. Es lebt weiter. Büßt es auch seinen zeiteigenen Überbau ein, so bleibt es doch Baugrund und Lebensspur. Das Vergangene ist eine Kraft, die dem Gesetz von der Erhaltung der Energie gehorcht. Sie verbraucht sich nie, drängt immer weiter und gestaltet immer wieder neu und um, was als vergängliche Form das Gestern beherrschte. So ist nichts beständig als der unaufhörliche Wechsel in einer nahezu gezeitensicheren Wiederkehr der Schicksalsvollzüge.

Geschichte ist, wie alles Leben, das sie weiterträgt und entwickelt, einmal Saat und einmal Ernte, dann wieder Brachzeit, auf die Schollenbruch und Aussaat folgen. In diesem Wellengang des Geschehens geht es über Höhen zur Tiefe, um wieder zu steigen und zu fallen, zu überwältigen und emporzutragen, zu erheben und zu zerbrechen. Keiner bleibt verschont, jeden trifft es. Niemand und nichts kann dem Geschehen und seinem Schicksal im Wirbeltanz oder Gleichschritt der vielen andern Schicksale enteilen. Auf Begegnung folgt Entzweiung, auf Lebensschwung im Jubelglanz der Trauertakt im Todeszuge. Keiner wird verschont und jeder mitgerissen, zum Siege hier, zur Niederlage dort. Keiner erliegt auf die Dauer, keiner bleibt Sieger auf Lebenszeit. Wer heute siegt, wird morgen unterliegen. Ort und Stunde des jähen Wechsels kann niemand errechnen.

Solange es Geschichte gibt, hat es noch niemals nur Sieger oder nur Besiegte gegeben. Wohl aber läßt sich sagen, daß das Schicksal dem Sieger mit dem Siege das Joch der Sorge umlegt und daß nur der Besiegte die große Hoffnung kennt, die Hoffnung auf das Ende seiner Bedrängnis. Ja, je stärker der Sieger von der Furcht vor dem Machtverlust erfüllt ist, die ihm das Schicksal mit der Sorge zusammen in den Siegesbecher geträufelt hat, um so weiter entfernt er sich von Maß und Vernunft, von Gerechtigkeit und Sicherheit. Es ist immer ein sicheres Zeichen für die Schwäche des Siegers, wenn er seine Maßstäbe dem Besiegten aufzwingt und bei ihm Eigenes durch Fremdes, Gestriges mit Heutigem beseitigt, um es damit ungeschehen und unwirksam zu machen. Ist Gestriges auch oft genug Last, so doch die Last, die als Fracht eine sichere Fahrt in die Zukunft erleichtert. Nur Kurzsichtige und Sieger können es sich leisten, die Vergangenheit zu streichen, anstatt sich von ihr begleiten und beraten zu lassen.

Es gibt Geschichte, die geschieht, ohne daß der Mensch weiß, daß sie geschieht und wie sie geschieht. Und es gibt Geschichte, von der der Mensch nicht nur weiß, daß und wie sie geschieht, sondern auch warum sie geschieht. Gehorcht doch der Mensch als Natur- und Kulturwesen einem doppelten Schicksal. Wie er geführt wird, so führt er auch selber, sich und andere. Was ihn an Schicksal ereilt, hat er als Schicksal zu meistern. Im Spannungsfeld der aktiven und der passiven Schicksalskräfte spielt sich sein unaufhörlich, wenn auch oft nicht sichtbar sich veränderndes Leben ab. Immer steht er in einem Gefolgschaftsverhältnis, auch wenn er selbst die Führung in seinen Händen hält und den Lebenskurs für sich und andere zu bestimmen hat. Mag er die von ihm geschaffenen Dienstverhältnisse erhalten oder kündigen, aus der Gefolgschaft, zu der ihn das geschichtliche Schicksal verpflichtet, entläßt ihn niemand. Widersetzt er sich diesem Gefolgschaftszwang, so entzieht er sich den eigenen Lebensboden.

Gewiß fällt er dann nicht ins Bodenlose zurück, aber er scheidet aus dem Rennen von Ursache und Folge im Wettstreit der Schicksale aus. Ist doch Schicksal keineswegs nur Zwang und Drang, sondern auch Ursache mit Auswirkungen und Folgen, aber solchen Wirkungen und Folgen, die auch wieder zu Ursachen werden.

Dieses Neben- und Durcheinander der Lebens- und Schicksalskreise macht die Geschichte so schwer entwirrbar, ja so unnahbar, daß sie wie ein wildverworrenes Knäuel von Schicksalen und Gegenschicksalen anmutete, wenn sich nicht klar das historische Schicksal ganzer Völker von den zahllosen Einzelschicksalen, die auf dieses einwirken und doch auch wieder von ihm mitbestimmt werden, unterscheiden ließe. Mit der Macht eines Wirbelsturms von Einzelschicksalen bricht immer wieder ein historisches Schicksal in das andere ein, um sich ihm als Fremdschicksal mit neuen Ursachen und

Folgen aufzuzwingen. Ja, mit solcher Schonungslosigkeit pflegen historische Schicksale über Völker und Einzelschicksale hereinzubrechen, daß beide ebenso gestört wie empört aufbegehren, sich mit aller Kraft gegen diesen Einbruch wehren, wenn sie nicht, regungslos am Boden liegend, neue Kraft sammeln, bis sie ihr Eigenschicksal wieder selbst in die Hand zu nehmen vermögen. Es ist kein Wunder, daß der Mensch danach strebt, andern zum Schicksal zu werden, um das eigene ungestört vom andern gestalten zu können und das fremde nicht erleiden zu müssen. Niemand möchte Opfer sein, keiner nur Folge und Wirkung. Im Kreise seines Schicksals möchte er vielmehr sein Leben selbst bestimmen und lieber andern sein Schicksal aufzwingen, als sein eigenes aufgeben und ein fremdes leben zu müssen.

Obwohl kein Sieger Untertan sein will und obwohl er sein eigenes Volk nicht als Beute, seine Heimat nicht als Kolonie unter fremdem Willen sehen möchte, verstößt er selbst ständig gegen den Lebens-Imperativ anderer Völker und Menschen, unterwirft, unterdrückt, besetzt und beraubt sie ihrer Freiheit wie ihrer Güter, um — ein seltsamer Vorgang — nur nicht das Gleiche von ihnen erleben zu müssen. Diese andern Völker wehren sich aber meist bis zum letzten Atemzuge der Besten und Tüchtigsten. Sie wollen kein Kolonialjoch, keine Untertanendienste und ruhen nicht eher, als bis sie in ihren Heimatgebieten und in ihrer historisch gewachsenen Gedankenwelt die Freiheit erlangt haben, in der sie ihr Leben nach ihren eigenen Sitten und nach ihrer eigenen Wesensart bestimmen können. Sie denken nicht in starren Grenzen, wohl aber in Heimaträumen. Und Unfreiheit und Unterwerfung sind keine Schicksale, denen man sich ohne Gegenwirkung ausliefern müßte, sondern eher die drängende Mahnung, ihnen immer wieder und so lange entgegenzuwirken, bis es gelingt, sie zu überwinden und sich aus der Niederlage zu jener Freiheit emporzukämpfen, die keinem Volk geschenkt oder zu-

gestanden wird, sondern von ihm selbst errungen werden muß.

Geschichte wird auch weiterhin das Aufeinanderprallen der Menschen- und Völkerschicksale, ihrer Machtansprüche und Güterwünsche bleiben. Der Dualismus von Sieger und Besiegten läßt keine Harmonisierung, keine dauerhafte Koordinierung zu, solange die Machtverhältnisse aus dem Gleichgewicht zum Übergewicht und aus dem Untergewicht zum Gleichgewicht drängen. Im Auf und Ab solcher dramatischen Machtkämpfe mit ungewissem Ausgang, aber mit der Gewißheit der großen Chance spielen sich die ergreifendsten Völkertragödien in unaufhörlicher Folge ab. Wie ein Trost erscheint dabei das Urphänomen der Geschichte, daß im ständigen Wandlungsprozeß alles wiederkehrt und nichts sich wiederholt, erscheint vor allem auch die Tatsache, daß die großen Probleme der Führung und Gefolgschaft, ob sie nun zur Knechtschaft oder zur Herrschaft führen, nicht dauerhaft lösbar sind, daß an ihren Lösungen die Völker aufsteigen und zerbrechen, ihre Freiheit verlieren und wiedergewinnen, ohne jemals ihrer sicher bleiben zu dürfen.

Welchen Verlauf der historische Prozeß nimmt, weiß niemand. Die Geschichte überfällt oder überrascht immer, und der Führung eines Volkes bleibt nichts als die Aufgabe, sich und das Volk in unermüdlicher Vorsorge auf den Ernstfall wie auf den Verlustfall vorzubereiten, damit aus der Überraschung kein Verhängnis wird, sondern ein Schicksal, das sich meistern läßt.

Den Weg zur Geschichte als Schicksalsgeschehen findet keiner, der sich an bestimmte Denksysteme und Geschichtsnormierungen bindet. Man muß das Geschehen so betrachten lernen, daß man seinem Wesen näher kommt und dem Unberechenbaren keine Rationalisierung zumutet, die unvoreingenommene Geschichtserkenntnis unmöglich macht. Ohne den Weg über exakte Geschichtsdarstellung wird man

weder dem Wesen noch den Entwicklungslinien des historischen Prozesses näherkommen. Chronistik, Statistik, Tatsachenmaterial und Ereignisreihen werden die Voraussetzung für eine Wesenserfassung der Geschichte bleiben müssen. Aber die Flächensicht über die Ereignisse und Tatsachenreihen hin genügt nicht, obwohl sie niemals wie Geschichtssysteme den Weg zur geschichtlichen Wirklichkeit verlegen, sondern erschließen helfen. Denn nur die Denk- und Normierungssysteme bemühen sich, der Geschichte ihre Eigenwilligkeit zu nehmen. Deshalb wirken sie so ermüdend und sind wie begradigte Flüsse, deren angelegte Böschung niemals das gewachsene Ufer ersetzen kann. Alle diese Systeme gehen von ihren Normbegriffen her darauf aus, den geschichtlichen Prozeß zu denaturieren, indem sie ihn ideologisieren. So belehren sie wohl über das Wesen des Systems, aber nicht über das Wesen der Geschichte. Bei der Geschichtserkenntnis kommt es indessen weder auf die eine noch auf die andere Politik noch auf irgendeine philosophische oder theologische Lehre, sondern allein darauf an, daß sich der an den Tatsachen geschulte Blick auch für die innere Linie des Geschehens schärft und man so zu jenem wahrhaft befreienden Überblick gelangt, der eine geschichtliche Entwicklung überhaupt erst als solche erkennen läßt. Zur Lehrmeisterin kann die Geschichte jedenfalls nur dem werden, der vom Geschichtswissen zur Geschichtserkenntnis im Sinne einer Wesenserfassung vordringt. Und dieser Erkenntnis wird es nicht an jener Weisheit mangeln, der sich weder der Sieger noch der Besiegte verschließen sollten.

Nur wenn Siegern und Besiegten wie in dem letzten Jahrzehnt jeder Geschichtssinn verlorengegangen ist und man eine bestimmte Epoche zum Sperrgebiet erklärt hat, geht beiden die Kontinuität verloren und ein Fehlweg ist unvermeidlich. Und zu den schwersten Fehlern, die ein Sieger machen kann, gehört es, wenn er dem besiegten Volk die

von diesem miterlebte und mitgestaltete Epoche vor der Niederlage zum fortgesetzten Vorwurf, ja zum Gegenstand einer Kollektiv-Anklage wie einer Fülle von Einzel-Anklagen macht. Tut er das, dann steht fest, daß es geschieht, um dadurch dieser Epoche ihre offensichtlich sehr gefürchtete positive Bedeutung und Wirkung zu nehmen und das Volk mit den Abrichtungs- und Schreckmitteln seiner Propaganda-Industrie dieser im Zeichen des nationalen Fortschritts und der Erhebung stehenden Zeit zu entfremden. Man spricht dann mit gespielter moralischer Entrüstung von unleugbaren Verbrechen und Mißständen, ohne sich selbst dem Urteil der Gegenseite zu stellen. Und diese kann dem Sieger jederzeit ebenso unleugbare Verbrechen und Mißstände nachweisen und darüber hinaus die schwere Anklage gegen eine Kriegszielsetzung erheben, die einen Vernichtungsfrieden nach dem Schema der kolonialen Machtergreifung, Volkszersetzung und Volksausbeutung zur Folge hatte.

Die Nachkriegsbekämpfung eines besiegten Volkes mit demokratisch verdeckten kolonialen Mitteln ist nicht bloß ein unfairer Mißbrauch der demokratischen Staatsidee und das grausamste aller Exekutiv-Verfahren, sondern auch die geistloseste und geschichtsfernste aller Behandlungsarten, die ein Sieger einem Besiegten widerfahren lassen kann. Diese Nachkriegsverstümmelung eines Besiegten kostet den Sieger seinen meist unverdient guten Ruf. Geschichtszensur wie Meinungsdiktatur werden von dem leidenschaftlichen Wahrheits- und Geschichtswillen der unterdrückten Völker alsbald überwunden. Jene aber, die als kleine Minderheit dem Sieger als die eifrigsten Geschichtsstürmer zur Seite stehen, wird man dann bestenfalls wie böse Zwerge belächeln, die eine Zeitlang unter Riesen sich groß fühlen wollten und dabei großen Schaden anrichteten.

Daß die vom Sieger eingesetzten oder zugelassenen Verwalter eines kolonialistischen, pseudodemokratischen Nach-

kriegssystems keinen Anspruch darauf erheben dürfen, die Führung eines besiegten Volkes zu sein, hängt mit der Tatsache zusammen, daß nach dem Willen des Siegers das besiegte Volk nicht bloß ein Volk ohne Raum, sondern auch ein Volk ohne Führung zu sein hat und bleiben soll. Darum behandelt der Sieger die gewachsene Führungsschicht des Besiegten nicht anders als die Geschichtsepoche, in der deren Höchstleistungen liegen. Für die Dauer seiner immer nur interimistischen Fremdherrschaft ersetzt er die bodenständige eigenwillige Führung, die in Volk, Heimat und Geschichte verwurzelt ist, durch eine fremdwillige, dem kolonialistisch-pseudodemokratischen System ergebene Verwaltung. Damit bricht der stumme Krieg des Heimatgeistes gegen den Fremdgeist des Siegers aus und stellt diesen vor die heimlichen Tribunale der Moral und Rechtsauffassung des Besiegten. Der Besiegte verfolgt dabei sein Nachkriegsschicksal bis in dessen geschichtliche Wurzeln hinein, eingedenk der beherrschenden Tatsache, daß das Gestrige im Heutigen wiederkehrt und dem Kommenden den Weg bereitet.

2. Kapitel

SIND WIR NOCH DEUTSCHE?

Wir Deutschen haben heute als Beutevolk der Siegermächte zwei höchste Pflichten: Die Pflicht, Deutsche zu bleiben, und die Pflicht, keinen Tropfen deutschen Blutes fremden Zwecken zu opfern. Von den vielen Gefahren, die uns bedrohen, ist die weitaus größte die Gefahr der Entdeutschung, nicht die Kriegsgefahr. Denn die Kriegsgefahr belauert das deutsche Volk nicht mehr als die andern Völker. Die Kriegsbedrohung ist zum Lebenshorizont der Gegenwart geworden. Gegen diese dunkle Wetterwand hebt sich die Weltgefahr der antinationalen Überfremdung umso warnender ab. Unter den Nachkriegsmaßnahmen der Siegermächte seit 1945 sind wir Deutschen in zunehmendem Maße zu einem Volk in der Auflösung geworden, das seine Selbstachtung fast vollständig verloren hat, obwohl es sich in zwei Kriegen und nach zwei Niederlagen durch seine Vital-Leistungen die Achtung aller vom gleichen oder ähnlichen Schicksal betroffenen Völker erworben hat. Nicht Schritt gehalten hat mit der Vital-Leistung nach 1945 die Charakter-Leistung. Es ist bereits zu einem deutschen Charakterniedergang gekommen. Gegen ihn müssen wir uns endlich zur Wehr setzen. Das kann nur mit den Waffen des Geistes, mit der vorlebenden Tat und mit dem Schutzschild des ehrenhaften Charakters geschehen.

Die durch ihre Siegerfurcht um klares Urteilsvermögen und gerechte Maßstäbe gebrachten Beherrscher des deutschen

Volkes wünschen seit Jahren nichts mehr, als daß sich Deutsche gegen Deutsche erheben. Dann könnte man wie in den Kolonien alten Stils gegen „Terrorakte von Aufständischen“ vorgehen, könnte ihre Bevölkerung weiter dezimieren, könnte die besten Kräfte und tapfersten Herzen in die kalten Mauern einer noch kälteren Menschlichkeit einsperren. Dann könnte man Strafexpeditionen in Unruhegebiete entsenden, um nach den so eifervoll einseitig vom Siegertribunal verurteilten Prinzip der gebrannten Erde die Unruheherde mit Blut und Feuer beseitigen.

Ernst Moritz Arndt meinte, es sei besser, sich dreimal rädern und von der unfähigsten einheimischen Regierung bedrücken zu lassen, als den Fremden als Sieger im eigenen Lande zu haben. Wir müssen heute feststellen: Lieber aller Politik abschwören, als mit geheimbundartigen Widerstandszentralen und schlecht fundierten Kriegshoffnungen oder Umsturzabsichten den Fremden im eigenen Lande oder ihrem Kriegsgefolge zum Opfer fallen. Es gibt für solche Sieger keine Achtung vor dem Märtyrertum der Treuesten und Besten eines freiheitliebenden Volkes, weil sie Märtyrertum zum Verbrechen machen und damit ihre geistig und sittlich weit überlegenen Opfer für die Dauer eines Lebens brutal quälen. Es ist die grausamste Form der Siegerexekutive. Zudem sollte jeder Deutsche aus der jüngsten Geschichte lernen, daß Untergrund und Widerstand Verfallserscheinungen sind, die das Unheil der Aufspaltung über ein Volk bringen und darum als die traurigste und kurzsichtigste aller politischen Planungen angesehen werden müssen.

Den gefährlichen Verführungs- und Entdeutschungswünschen entspricht eine grenzenlose Angst vor der Wiederkehr des Vergangenen. Leben doch die Sieger und ihre Vasallen in einem ungelösten Konflikt mit der Vergangenheit wie unter einem unentrinnbaren Fluch. Die einst als Frondeure

Unterlegenen zehren noch immer von dem bitteren Racheschwur, nie vergessen zu wollen, was man ihnen und ihren Freunden angetan habe. Und die Ursache? Vaterlandsliebe? Oder die Tatsache, daß man sie in der Vergangenheit infolge eines der schwersten Fehler, die eine Regierung in ihrer Personalpolitik machen kann, nicht zum Zuge kommen ließ und zunächst in die Obstruktion, später in die Destruktion drängte, statt sie wenigstens auf personalpolitischem Wege zu gewinnen? Entmachtete, Kaltgestellte und Entrechtete, denen man einmal das Recht auf Mitgestaltung verweigert hat, pflegen im historischen Prozeß bei der nächsten Lebenskrise zu radikalsten Verneinern, ja zu Scharfrichtern der Vergangenheit zu werden, und zwar jeder Vergangenheit, die sie einmal mißhandelte, einsperrte und ausschloß.

Menschen mit Vergangenheitshaß haben Träume, die aufregender sind als der bekannte Jakobstraum. Sie haben statt eines Steines einen toten Löwen zum Kopfkissen, jenen Löwen, dessen Prankenhieb sie als Dauermal mit sich durchs Leben tragen. Sie träumen von keiner Himmelsleiter — das tut man v o r der Machtübernahme —, sondern von einer unendlich tiefen Kellertreppe, vor der sie sich ohne Grund und Ende fürchten wie ein Ehrgeiziger vor einem Überlegenen. Wer die Vergangenheit beschimpft, der fürchtet sie und wem gar vor ihrer Wiederkehr bangt, der sieht in ihr noch immer das Unüberwindlich-Starke, gegen das er sich als ohnmächtig erwiesen hat. Seine subjektiven Unterlegenheits- und Furchtgefühle steigert er ins „Objektiv-Historische“. Die Selbstsucht des Gekränkten zumal, aber auch die Niederlage des Verdrängten werden hier in unangemessener Weise zum Maßstab für das geschichtliche Schicksal gemacht, ein Schicksal, das nur mit übersubjektiven Maßstäben gemessen werden darf. Hier liegt der Lebensfehler bei politisch Gescheiterten oder Unterdrückten, hier die Ursache für den Verlust ihres Gleichgewichtes.

Auch die Hoffnung auf die Wiederkehr des Vergangenen ist ein Zeichen für den Verlust des Gleichgewichtes. Sie entspricht der Furcht vor der Wiederkehr in einer auffallenden psychologischen Symmetrie. Beide zusammen stellen sich als die Lebenspole aller einmal Geschlagenen und Unterlegenen dar. Vielleicht ist der Bogen, der sich von der Furcht zur Hoffnung spannt, so etwas wie eine sonst kaum je nachweisbare ausgleichende Gerechtigkeit. Sie dokumentiert den Abschluß einer Epoche. Die Hoffnung auf Wiederkehr des Vergangenen ist wie die Furcht vor ihr die brüchigste Grundlage für eine tatsachengerechte Politik. Denn sie baut mit Affekten auf, die mit der Dynamik des Geschehens nichts mehr zu tun haben und eine Haltung kennzeichnen, die „nun gerade" und „nun erst recht" sagt, die sich starrsinnig ertrotzen will, was ihr vorenthalten blieb. Wer mit Furcht, Haß oder Hoffnung der Vergangenheit gegenüber gegen die Entfaltung geschichtlicher Kräfte Politik machen und ein Volk führen will, der sucht nicht wie der Fluß den Weg zum Meer, sondern fließt bergauf. Und wer ein geschlagenes Volk führen will, darf nicht mangels eigener Unternehmungskraft und eigener Ideen behaglich und gesichert oder aber in ständiger Angst vor dem bösen Wolf leben. Er muß vor allem Mut haben, muß vorurteilsfrei und auf alles gefaßt in die zwielichtige Zukunft spähen, um festzustellen, ob sich ein Weg und ein guter Wind für flotte Fahrt aus gefährlicher Flaute bieten.

Das können weder die Rachsüchtigen noch die Resignierenden, sondern nur die, die der Vergangenheit die Ehre geben, die ihr gebührt, ganz gleich, wie man sich selber mit seiner Ameisenexistenz in ihr sieht. Die Ehrerbietung vor dem, was objektiv-schicksalhaft, rätselhaft-unwiderruflich, mit allem Licht und allem Schatten unentrinnbar war, ist eine Kraft, die aus der unverwüstlichen Substanz eines Volkes kommt, aus der immer neu die Söhne und Töchter als

Erben der Vergangenheit hervorgehen. Auf solchem Boden wächst keine Überheblichkeit, sondern die Ehrfurcht vor der Schicksalhaftigkeit des Geschehens, die man als Geschichte und Schicksal des Ganzen sehen muß, wenn man von Parteimaßstäben zum sachlich-gerechten Bild und Urteil kommen will.

Wehe den Lehrern und Politikern, die eine junge Generation gegen die Geschichte ihres Volkes und gegen ihre unmittelbare Vergangenheit aufbringen! Diesen Schmähsüchtigen sollte sich der bekannte Mühlstein um ihren dünnen Hals legen, damit sie im Meer der Ereignisse mit dem jämmerlichen Geständnis versinken können, sie hätten nur die Kunst des „Als ob" geübt, in ihrem Innern jedoch stets gegen jede Geschichtsverdammung Widerstand gelobt, ja in stillen Stunden ohne Horcher an der Wand diesen Widerstand sogar geleistet. Solche feigherzigen Schwächlinge hat leider jede Nation mit sich zu schleppen. Aber ihre Zahl nimmt im Zeitalter der einander vertreibenden politischen Systeme, zumal unter den Lehrern der Geschichte, beängstigend zu. Darum muß man auf die Kläglichkeit solcher Geschichtszersetzung frühzeitig und warnend hinweisen. Zudem geht von solchen Jugendvergiftern Leichengift aus. Denn wie Mücken haben sie ihren Stachel am Leibe des toten Löwen vergiftet. Dabei ist dieser Löwe, der ihre Seele ängstigt, tot, wirklich tot. Jeder kann ihn streicheln oder stoßen, anstaunen oder treten, je nach Wunsch und Charakter, je nach dem, wie er sich der Mit- und Nachwelt präsentieren möchte. Man sollte doch wissen, daß ein Löwe weder schlecht noch gut ist, sondern ein Löwe, daß er sogar in einer beträchtlichen Anzahl von Exemplaren vorkommt und von jeher der Schrecken der stets durstigen und stets flüchtigen Gazellen, der häufigsten und ängstlichsten Geschöpfe der Steppe, gewesen ist.

Wenn es dem deutschen Volk heute versagt ist, seine jüngste Vergangenheit als ein Stück unabtrennbaren eigenen Lebens zu achten, dann muß ihm Gelegenheit gegeben sein, wenigstens die fernere Vergangenheit zu ehren, indem man sich der Nöte, der Größe und der überragenden Geister dieser ferneren Vergangenheit erinnert. Sie haben im Niedergang zwar auch zornig die Faust gegen die Vergangenheit erhoben. Jedoch entfalteten die Besten die unvergängliche Fahne des Charakters als mahnendes Symbol zum Aufbruch aus Würdelosigkeit und Selbstsucht und haben an diese Fahne einen unvergänglichen Sieg geheftet. Es ist der Sieg, Deutsche auch in Not und Niederlage geblieben zu sein und allen Entdeutschungsversuchen widerstanden zu haben.

Wie den tapferen und tiefgläubigen arabischen Völkern der Heilige Krieg, so sollte dem deutschen Volk als heilige Pflicht gelten, sich gegen die stets einander unterstützenden inneren und äußeren Volksfeinde kraftvoll zu wehren. Unsere eigene Geschichte ist reich an Beispielen für solche heiligen Pflichtleistungen, wie der Kampf der Sachsen Widukinds gegen die Franken Karls, das Ringen der Hüter des germanischen Reiches gegen die Päpste, der Ruf großer Männer, die für ihr Volk die Fahne der Erkenntnis und des Charakters hochgehalten haben, beweisen. Diese dem deutschen Volke zu freiwilligem Dienst Verpflichteten besaßen die männliche Kühnheit, der Unfreiheit wie der Schmach sich unerschrocken und mit der ganzen Leidenschaft ihrer tapferen Seele und ihres Erkenntnisdranges entgegenzustellen, um zu neuer Freiheit und neuer Ordnung aufzurufen. Die Erkenntnis, daß zur Führung eines Volkes die Einheit von Volk und Führung und nicht der Zwiespalt zwischen ihnen die allererste Voraussetzung der Selbsterhaltung und jeder Politik ist, durchdrang diese Männer heiliger Pflichterfüllung, ohne die es schon lange kein Deutschland mehr gäbe.

Als Johann Gottlieb Fichte, Professor und wirklicher Bekenner der von ihm erkannten Wahrheit, 1807—08 in der Berliner Akademie seine „Reden an die deutsche Nation" hielt, war sein Vaterland vom Sieger besetzt, von Spähern und Lauschern durchzogen und von einer Militärregierung mit der Eifersucht des Mächtigen an jeder Regung von Selbständigkeit und Freiheit bei Gefahr noch schärferer Unterdrückung gehindert. (Seine dreizehnte von den vierzehn Reden hat er nicht in der ursprünglichen Form halten können, da die Handschrift bei der Zensurbehörde nach deren an Fichte gerichtetem Schreiben vom 13. April 1808 „durch irgendeinen Zufall verlorengegangen" war, so daß Fichte aufgefordert wurde, sie in neuer Fassung nochmals der Zensurbehörde „zum Imprimatur zuzuschicken".) Dennoch besaß Fichte jenen Mut und die Klugheit zugleich, an denen sich alle Professoren und Politiker ein Beispiel nehmen sollten, nur vor Deutschen und für Deutsche zu sprechen und in ihnen Entschlußfreudigkeit und Tatkraft wachzurufen.

Dieser Fichte war ein Feuergeist, ein sogenannter unbequemer Mann, der überall da anstieß, wo er die Ruhe des Bürgers und den Schlaf des Geistes störte. Aber wer nennt heute noch jene Schlafbedürftigen, die den willenskühnen Ideen und den eindringlichen Reformforderungen dieses großen Patrioten auf dem Katheder ihre Trägheit und Starrheit entgegensetzten? Dieser Fichte, den wieder andere Zeitgenossen wie Gentz und Goethe hochschätzten und der seinem König ins Elend nach Königsberg folgte, war gewiß nur ein Philosoph, der sich von seinem Determinismus und einem festen Glauben an die Vorsehung her zur Kantschen These von der Willensfreiheit und zum Idealismus bekannte. Was er wie alle Propheten und Prediger verkündete, war eine rein geistige Welt aus der Tiefe des zum Selbst werdenden Ich. An ihr baute er als Idealist. Von die-

sem kühnen und idealistischen Geist stammt das menschenkundige Wort, das weit über die darin angesprochene Philosophie für jede Geisteshaltung und Überzeugung gilt: „Was für eine Philosophie man wähle, hängt davon ab, was für ein Mensch man ist."

Fichte war ein Mensch aus dem Volke, der Sohn eines Bandwirkers. Er hütete in seiner Jugend Gänse und kämpfte sich aus ländlicher Armut durch die vielen Nöte des Kulturneulings zu seiner Stellung als akademischer Lehrer empor. Seine Väter waren wie die seines gleichrangigen Zeitgenossen Ernst Moritz Arndt Bauern. Fichte brachte wie Arndt vom Bauerntum jene Substanz mit, die zum Bekennermut und zur Entfaltung schöpferischer Kräfte gehört. Er diente dem Volk, aus dessen rätselvoller Tiefe und dynamischer Unergründlichkeit er aufstieg, als Patriot in hinreißender Beredsamkeit und mit dem Mut zum Opfer, beides im Stile seiner zeitgebundenen Konzeption. Durch und durch idealistischer Philosoph, dachte er so besonnen und weitblickend wie ein politischer Mensch und hatte den scharfen Blick des Kenners seiner Zeit. Ja, er verfügte über ein solches Maß von politischer Klugheit, daß es der fremden Macht im eigenen Lande unmöglich wurde, ihn vor ihre Tribunale zu bringen oder aber ihn für sich zu gewinnen. Mit großartiger Indirektheit richtete er die Waffe seines Geistes gegen die Fremden im Lande.

Es ist eine Erfüllung seines auf idealistisches Handeln und geistige Tat gerichteten Denkens gewesen, daß Fichte mitten im Zusammenbruch an der Gründung der Berliner Universität beteiligt und ihr zweiter Rektor sein konnte, freilich nur kurze Zeit. War er doch seinen Kollegen ein zu heftiger Sturmwind. Im meteorischen Aufleuchten hat Fichte seine ureigenste Bestimmung als nationaler Idealist vor der deutschen Nation erfüllt. Mit seinen „Reden an die deutsche Nation" ist diese mutige Denker- und Kämpfernatur im

deutschen Pantheon zu einem Genius geworden, dessen ein Volk in der Niederlage so dringend bedarf. Es gibt keine größere Ehrung für den Genius Fichte, als ihn immer wieder zum lebendigen Wirken zu erwecken. Zum Vorbild wird er vor allem durch seinen Mannesmut und den Charakter, den er auch vor dem Machtanspruch des Siegers nicht preisgab.

Es war Fichte nur kurz vergönnt, in die inneren Verhältnisse seiner verworrenen Zeit hineinzuleuchten und damit zu beweisen, daß auch sie weckbare Substanz in ihrer Tiefe barg, obwohl sie wie die unsrige von den Zügen des Leides, der Unfreiheit und Unterwürfigkeit mit all den Erwartungsqualen eines besetzten Landes gezeichnet war. Es ist jedoch unmöglich, Fichtes Reden zu einem politischen Programm für heute zu machen, ohne sich und andere zu enttäuschen. Seine Ideen von der Nationalerziehung am Vorbilde der Pädagogik Pestalozzis liefern uns nicht einmal Bausteine für ein politisches Gebäude, wie das einmal von Ferdinand Lassalle 1860 in seiner Schrift „Fichtes politisches Vermächtnis“ versucht worden ist. Nicht nur Sprache und Ideen von damals sind es, die sich gegenüber heute tief gewandelt haben. Vielmehr bewahrheitet sich an Fichte, daß jede Persönlichkeit und jede Epoche etwas Einmaliges sind. Trotzdem wird außer Mut und Charakterstärke ein Unwandelbares, Überzeitliches erkennbar: die Vaterlandsliebe. Sie war Fichte aus der Kinderstube der Nation, den Bauernhöfen und Handwerkerstuben seiner Väter mitgegeben. Mit den Augen des Patrioten sah er scharf und klar alle Gefahren für das Land und seine Zukunft. Sein unerschrockener Mund scheute sich nicht, die Umrisse seiner Zeit so deutlich zu machen, daß wir Heutigen sagen müssen: Bei aller Verschiedenheit zwischen seiner und unserer Zeit hat sich an der Frage nach der Charakterhaltung in Zeiten von Zusammenbruch und Niederlage nichts geändert. Prüfend wird von Fichte über die Zeiten hinweg die Grundfrage gestellt,

ob wir noch Deutsche sind und wenn nicht, was dann. Er kannte die Psychologie des Siegers und des Besiegten. Und diese Psychologie beweist, daß wir Deutschen auf Gewaltsamkeiten stets gleichartig reagieren.

Fichtes dringlichstes Anliegen war es, die Vergangenheit nicht zum alleinigen Maßstab werden zu lassen. „Vergangenes ist dahin. Gebt euch darüber nicht dem Schmerze hin. Wenn eine Welt verlorenging, so muß eine neue geschaffen werden." Die Wiedergeburt des deutschen Volkes in einer neuen Welt, das war das Ziel, mit dem Fichte seine Hörer schon in der ersten Rede fesselte und lockte. Und in dem bezwingenden Schwung der drei letzten Reden hat er diesem Ziel die hohe Form gegeben.

Nicht minder dringlich warnt Fichte vor der Gefahr der Selbstsucht des einzelnen, ob er sich dem Schmerze über den Verfall der Nation hingibt oder sich treulos von ihr abkehrt und unterwürfig den fremden Machthabern zuwendet. Er mahnt zur Loslösung vom Bisherigen in jeder Hinsicht, vom Schmerz wie von der Selbstsucht, von der Auflösung wie von der Vereinzelung, von der Unterwürfigkeit wie von der Überfremdung. Scharf tadelt er die Sucht nach dem Fremden, der wir auch heute weithin erlegen sind. Er spricht von dem Betragen ohne Würde, von der treulosen Abwendung namentlich der Gebildeten, vom Versagen der Staatsführung, die mit ausländischen Worten von Humanität, Liberalität und Popularität die deutsche Erschlaffung nur noch steigere und tiefer in den Zustand der Abhängigkeit hinabsinken lasse. Auch Fichte lehrt die Erfahrung einer langen Besatzungszeit, daß die Überläufernaturen „dem Feinde reichlich geben, was sie kärglich und unwillig dem Verteidiger des Vaterlandes geben." In „Folgsamkeit gegen fremde Pläne" unterwerfen sich diejenigen, „die im Kampfe für das Vaterland die Waffen wegwerfen und unter fremden Panieren lernen, dieselben gegen das Vaterland tapfer

zu führen." Der Selbstsucht dieser Menschen, die sich dem Befehl aus der eigenen Nation widersetzen, die „freiwillig nicht wollten", ist durch fremde Gewalt ein fremder Wille aufgezwungen worden. Die vorher unter dem Joch der eigenen Regierung seufzten, ertragen nun willig die Diktatur des Siegers.

Fichte sieht die Hintergründe einer Scheinsouveränität von Siegergnaden und erkennt, daß „die Zügel der Regierung, nur zum Scheine in ihrer Hand, durch eine fremde Hand gelenkt sind". Darum könne die Nation nicht auf eine solche vom Sieger bestimmte Regierung rechnen. Die Sorge um Speise und Trank bestehe zwar nicht mehr, aber die Liebe zu ihnen werde dem fehlgeführten Besiegten zum einzigen Lebensinhalt. Der Sinn für Ehre, Freiheit und Selbständigkeit gehe ihm darüber verloren. Man bekomme auf diese Weise ein „bequemes, fremdes, ausländisches Sehwerkzeug, aber kein neues Leben, keine neue Ordnung". An deren Anfang müsse die Kritik stehen, die Selbstkritik, das Mißfallen an den Zuständen der Selbstsucht und der Abhängigkeit, die Mißbilligung der Überfremdung. Dann erst könne sich der einzelne aus seiner eigensüchtigen Vereinzelung lösen und den Anschluß an das Schicksal des Ganzen finden, das sich in Dienst, Pflicht und Einordnung, kurz in der Erziehung der Nation zu ganz neuem Leben darstelle, zu einer Gesamtheit, die getrieben und belebt ist durch dieselbe Idee. Und auch das hat Fichte überzeitlich gültig gesehen: Eine deutsche Nationalerziehung ist kein Privileg für einen Stand, sondern sie hat die Bildung der Nation schlechthin zum Ziel. Es ist dieselbe nationale Aufgabe, die im Laufe des 19. Jahrhunderts nur zum Teil gelöst wurde und heute unserm Volk nach seiner schweren Niederlage von neuem gestellt ist.

Wer horcht nicht auf, wenn Fichte in scharfer Analyse seiner Gegenwart von der mit Lüge und Verleumdung be-

strittenen geistigen Unterdrückung durch den Sieger sagt: „Man hat durch lügenhafte Erdichtung und durch künstliche Verwirrung der Begriffe und der Sprache die Fürsten vor den Völkern und diese vor jenen verleumdet, um die Entzweiten sicherer zu beherrschen. Man hat alle Antriebe der Eitelkeit und des Eigennutzes listig aufgereizt und entwickelt, um die Unterworfenen verächtlich zu machen und so mit einer Art von gutem Gewissen sie zu zertreten".

Solche Gedanken der Erziehung zur Nation inmitten der niederdrückenden Auswirkungen des Zusammenbruches von 1806 gegen den Charakterverlust und das nationale Ehrgefühl wiedererweckt zu haben, ist das Verdienst der Fichteschen „Reden an die deutsche Nation". Und wie eindringlich hat er gemahnt, gewarnt, wie rücksichtslos ausgesprochen, was niemand gern hören wollte, weil er sich bereits der fremden Ordnung angepaßt hatte und nun seine Ruhe und sein Auskommen, seine Stellung und seine Beförderung haben wollte. Ihn trifft auch heute die Fichtesche Feststellung: „Wer sich von den Umständen gestalten läßt, der gewöhnt sich bald an jede mögliche Ordnung der Dinge. So sehr auch sein Auge durch etwas beleidigt werden mochte, als er es das erste Mal erblickte — laßt es nur täglich auf dieselbe Weise wiederkehren, so gewöhnt es sich daran und findet es späterhin natürlich und gewinnt es zuletzt gar lieb". Es würde ihm mit der Herstellung des ersteren besseren Zustandes wenig gedient sein, weil dieser ihn aus seiner nun einmal erworbenen Gewohnheit herausreiße. Auf diese Weise gewöhne man sich sogar an Sklaverei — und gewinne sie mit der Zeit lieb. Darum folgert Fichte in überzeitlich gültiger Form: „Dies ist eben das Gefährlichste an der Unterworfenheit, daß sie für alle Ehre abstumpft".

Warnend und beschwörend erhebt dieser deutsche Professor seine Stimme zur Abwehr der von ihm sorgenvoll wahrgenommenen Entdeutschungsgefahr: „Laßt uns auf der

Hut sein gegen diese Überraschung der Süßigkeit des Dienens, denn diese raubt sogar unsern Nachkommen die Hoffnung künftiger Befreiung." Die äußere Freiheit sei zwar geraubt, „aber wer will uns die Liebe zur Freiheit nehmen oder den Gedanken der Freiheit, der in unserm Innersten am Werk der Befreiung zu einer selbständigen Nation arbeitet und nicht mehr zur Ruhe kommt?" Wahrer Größe eines Herrschers entspreche es niemals, über armseligen Knechtssinn zu herrschen und „unter Zwergen groß zu sein". Wahre Herrschergröße verschmähe es, erst den Menschen herabzuwürdigen, um über ihn zu gebieten.

Hier kommt Fichte zu einer Kritik aller Unterdrückungs- und Eroberungspolitik. Auch sie hat überzeitliche Gültigkeit. Er preist die Deutschen glücklich, daß sie dieser kolonialen Raubsucht nicht verfallen sind. Indem er sich indirekt gegen den Napoleonismus wendet, erhebt er seine Stimme gegen die koloniale Welteroberung, die er als Geldmacherei und Menschenausbeutung ablehnt. Und wie klar hat Fichte das Wesen aller Besatzungsmächte und Kolonialherrscher erkannt, wenn er meint, der Kolonialpolitiker haue einfach den Baum ab, zu dessen Früchten er gelangen wolle. Wer diese Kolonialpolitik in der Nähe erblicke, dem falle die freche und schamlose Raubsucht auf und man bekäme auf der Stelle einen Abscheu gegen das ganze Menschengeschlecht. Mit der „schamlosen und frechen Raubsucht" der Unterdrückungs- und Ausbeutungspolitik „kann man die Erde zwar ausplündern und sie zu einem dumpfen Chaos zerreiben, nimmermehr aber sie zu einer Universalmonarchie ordnen".

Im übrigen würden koloniale Welteroberer stets dieselbe Methode anwenden wie schon nach Tacitus' Schilderung die Römer gegenüber den germanischen Völkern, den sogenannten Barbaren: Sie hätten höchst souverän erklärt, daß ihre Waffen den Segen ins Land bringen und ihre Ket-

ten eine Ehre für alle seien, denen sie angelegt werden. Nicht ohne Spott meint Fichte dazu: „Wir sollen unsere Niederlage als das heilsamste Ereignis für uns selbst und die Sieger als unsere größten Wohltäter segnen." Und wir Deutschen seien ohnehin leicht für eine fremde Partei zu haben, anstatt „jede Begünstigung durch das Ausland für Schmach zu halten". Wir neigten dazu, in solchen Zeiten dieser Zumutung zu folgen und damit den letzten Rest an Achtung in der Völkerwelt zu verlieren. „Besiegt sind wir. Ob wir nun zugleich verachtet und mit Recht verachtet sein wollen, ob wir zu allen andern Verlusten auch noch die Ehre verlieren wollen: das wird immer noch von uns abhängen." Aber unerträglich und dem guten Ruf eines Volkes äußerst schädlich sei es, sich vor den Ohren des Auslandes einer dem andern, deutsche Stämme, Stände und Personen anzuklagen und einander bittere und leidenschaftliche Vorwürfe zu machen. Besonders schändlich sei es, die ehemalige Regierung, „unsere Gewalthaber, denen wir vorher auf geschmacklose Weise geschmeichelt haben", mit Schmähungen zu überhäufen und allem Vaterländischem ebenso schmähsüchtig abzusagen, als ob wir Deutschen immer nur dann Lob spendeten, wenn uns Angst und Schrecken dazu treiben würden.

Fichte bekämpft mit solchen Gedanken jede Art von charakterlichem Versagen, jede Preisgabe der inneren Festigkeit und des Nationalstolzes. Charakter haben für Fichte nur die Menschen, die um der großen gemeinsamen Aufgabe willen dem Ganzen dienen und ihm treu bleiben, die die Sache des Vaterlandes über ihre Interessen stellen, weil erst dadurch eine Nation zur lebendigen Einheit wird. Ebenso leidenschaftlich bekämpft Fichte den als Selbsttröstung gemeinten Gedanken, daß die Deutschen wie einst die Griechen und Römer immerhin mit ihrer Sprache und Literatur Bestand behalten würden. Man sage dann, die politische Existenz, die Nation als solche, sei zwar untergegangen, aber das Kul-

turgut sei doch lebendig geblieben. Mit solchen Versuchen, sich mit dem Provisorium einer Zwischenzeit für immer zufrieden zu geben, nimmt Fichte den Kampf ebenfalls auf. Auch heute kann die Forderung für uns Deutsche nicht anders lauten als für Fichte: Wir müssen endlich den Heimweg zu unserem Volk antreten, müssen der Hingabe an das Fremde und uns Nichtgemäße entschlossen entsagen, uns auf unser nationales Selbst besinnen und in diesem Rückgang zu den Quellen unseres nationalen Lebens die Kraft zurückgewinnen, die stärker ist als Macht, Gewalt und Geld, nämlich ein Charakter zu werden und zu bleiben. „Wir müssen uns Charakter anschaffen. Denn Charakter haben und deutsch sein, ist ohne Zweifel gleichbedeutend."

3. Kapitel

DIE WIEDERAUFRICHTUNG DES CHARAKTERS

Neidisch veranlagte und selbst wenig wagemutige Menschen nehmen nicht selten aktiveren Naturen ihren Tatendrang und ihre Erfolge übel. Zumal ein verkrümmter Ehrgeiz pflegt, weil er, selbst ohne jeden Zugang zur Tat, in den engen Kreis nörgelnder Kritik gebannt ist, namentlich den politisch Tätigen, vor allem den politischen Führernaturen grenzenlosen Ehrgeiz, leidenschaftlichen Machtgenuß, brutale Willensdurchsetzung und grimmige Menschenverachtung als charakterentwertende Sünden vorzuhalten. Ist es schon einer der häßlichsten Züge des so grundfalsch als homo sapiens bezeichneten Menschen überhaupt, sich mit einem Zweiten zusammen gegen einen Dritten zu verbünden und sich im Gegeneinander viel intensiver zu betätigen als im Füreinander, so ist erst recht der mangelnde Sinn für Großes und Überragendes, für das Besondere und Geniale, geradezu ein Unglück für ein besiegtes Volk. Diesem gefahrvollen Mangel verbindet sich die Besudelung der Ehrenhaften, der im Unglück und Glück Aufrechten, derer, die Schicksal würdig und ehrfürchtig als Zeugnis und Brücke für die Zukunft zu tragen verstehen. Ein besiegtes Volk kann nur zum Leben zurückfinden, wenn es von Führungsbegabten und Ehrenhaften über die Abgründe einer Niederlage hinübergeführt wird. Ein Volk ohne diese idealistischen Führernaturen verkümmert rasch und fällt in gestaltloser Ichsucht auseinander. Interessentengruppen ohne

Geist, Gestalt und Zielbild, eine schicksalslose, wertblinde, dem nationalen Gedanken gänzlich entfremdete Masse bleiben übrig. Darum ist auch die Entwertung eines Volkes zur Masse das Ziel von Siegern, denen selbst jeder aristokratische Sinn für Edelmut und Idealismus fehlt. Hätten sie die Eigenschaften des echten Siegers, des Siegers aus wirklicher Qualitätsüberlegenheit, dann würden sie in diesen besten Eigenschaften und Kräften eines Volkes die wesentlichsten Partnerkräfte sehen, sie umwerben und gerade diese gewinnen anstatt jener, die allzu eifrig um ihrer Interessen willen sich als fügsam erweisen, aber keinen Nationalstolz mehr besitzen.

Wenn, wie heute in der Völkerwelt, allein die Geldmenschen als die wirklichen Machtträger die Führung haben und ihre Geldmachtinteressen die einzigen Maßstäbe sind, mit denen Völker als Märkte und die gesamte Menschheit als Großverbraucherschaft gemessen werden, dann ist auch kein Interesse mehr an Völkern als lebendigen Nationen vorhanden und erst recht kein Sinn für den Wert jener Eigenschaften, die ein Volk zur Nation machen. Dann hat aber auch der Gedanke, sich für etwas Großes, Überindividuelles, dessen Leben unendlich viel mehr wert ist als das eigene, als alles Geld und alle Güter, in Pflichterfüllung, mit Mut, Treue, Ehre, Gehorsam, Anstand zu opfern und durch das Opfer geadelt zu werden, jegliche Bedeutung und jeden Richtwert verloren. Dann bleibt nur noch die Masse als Sammelbecken der Ichhaften und Interessenten übrig, zusammengehalten durch das merkantile Prinzip, gedrängt und beflügelt vom Konkurrenzgeist und eingeschüchtert durch das Grauen vor dem Untergang. Dann bleibt nur noch der Kampf der abgesättigten Masse gegen die störrisch-revolutionäre Masse, der Kampf der Sicherheit gegen die Unzufriedenheit und die Angst vor dem Unruhestifter als dem schlimmsten Machtkonkurrenten.

Ist es aber noch Führung, wenn man den hilfs- und ausdruckslosen Massen mit dem Untergang droht, um sie auf diese Weise gehorsam, abhängig, unsicher und beistandsbedürftig zu machen? Ist es noch Führung, wenn man einer verängstigten Masse die größte Sicherheit durch eine Bewaffnung mit überlegenen Vernichtungswaffen geben will und sie damit auf den Kampf vorbereitet? Denn was sollen diese eingeschüchterten und bewaffneten Massen eigentlich verteidigen? Die, von denen sie bewaffnet wurden? Geld also, damit auch sie Geld bekommen? Interessen und Märkte, weil dadurch ihr Wohlstand wächst und jeder Arbeitsplatz zu einer Pfründe wird? Für Geld kämpft nur der Egoist. Denn es ist ja sein Geld und seine Pfründe, für die er kämpft, es sei denn, sein Geld reicht so weit, daß er auch das Kämpfen für sich andern übertragen kann. Und so geht es fort, daß immer nur der kämpft, blutet und stirbt, der Geld braucht, weil er keins hat oder nicht genug oder weil er kämpfen muß und man ihn durch eine Interessenschutzgesetzgebung bedingungslos dazu zwingt. Die für Geld oder aus Zwang kämpfen, haben keine Ideale. Man wird ihnen auch mit den raffiniertesten Mitteln keine einpflanzen oder beibringen. Aber zu ihrer Unterhaltung muß man ihnen wenigstens Schein-Ideale vorspielen, man muß ihnen jene ideologischen Geräuschkulissen schaffen, die das Seelenleben in tausend Richtungen ablenken und aufsplittern. Masse als Verteidigerin des Geldes muß man so hinhaltend behandeln, damit sie im Räderwerk eines Wehrmechanismus bis zum kleinsten Rädchen hin funktioniert. Aber genügt das? Es genügt nicht!

Was liegt also der ideallosen Weltmacht der Geldherren näher, als die Völker zu imitieren, die aus nationalem Idealismus heraus für ihr Vaterland kämpfen und sterben, nicht für Geld und Interessen, sondern weil sie einer Nation als Gemeinschaft angehören, deren geschlossene Einheit als die

Tat eines einzelnen oder einer Führungsschicht ein heiliges Vermächtnis ist. Dem nationalen Idealisten braucht man nicht vorzuspielen, daß er für Freiheit, Friede und Wohlstand kämpfen solle. Ein widerwillig gebrachtes Opfer ist kein Opfer, sondern eine erpreßte Leistung. Der Grad der Freiwilligkeit, die Pflicht als Pflicht, die Treue als innerlich bejahte Bindung, der Gehorsam als Wille zur Einordnung, aus der Einsicht in seine Notwendigkeit geleistete Gefolgschaft, das sind die unverbrauchbaren ethischen Fundamente einer nationalen Gemeinschaft. Es sind aus dem nationalen Leben geborene und gewachsene Eigenschaften, die man weder imitieren noch anbefehlen kann. Man hat sie wie Takt und Ehre im Leibe oder man hat sie nicht.

Den Geldmachtzentralen der Massensteuerung sind diese Tatsachen alle wohlbekannt. Und so kommen sie mehr und mehr dahin, von einer großen Radarbefehlsstelle aus, am liebsten mit unbemanntem Material, ferngelenkt einen Gegner niederkämpfen zu lassen. Das liegt jedenfalls in der letzten Konsequenz der modernen Materialkampftechnik. Solange man trotzdem den Menschen als Interessenverteidiger braucht und das Geld als Kampfziel hat, macht man den Egoisten nach teils kümmerlich teils reichlich dotierten Gehaltsklassen zum Oberegoisten und schließlich zum Haupt- und General-Egoisten, nicht aber zum nationalbewußten Kämpfer, entnimmt man nach erprobtem Pacht- und Leihverfahren dem Bereich des nationalen Kämpfertums dessen Antriebskräfte und macht dessen Ideale zu Attraktionen und Illusionen ohne Boden und Substanz. Nur eins vermeidet man: Selbst den Weg zum Aufbau einer Nation zu gehen. Denn dieser Weg führt über Verzicht, Entbehrung, Not und Niederlage, über unendliche Mühe und die Geduld von Generationen, die an derselben Aufgabe arbeiten, zum gewachsenen Wohlstand, nicht aber zum Sofortkapital und Sofortreichtum.

Die Weltmacht der Geldherren weiß, daß zum Aufbau einer Nation eine ihr unerreichbar andere Lebensstruktur gehört, und man macht sich klar, warum das so ist. Es ist so, weil man Völker, die Nationen sind, nicht zur interessengebundenen Masse und damit geldhörig machen kann, es sei denn, man hat sie in Grund und Boden besiegt. So geht man sehr bestimmt und folgerichtig auf das Ziel der Völkervernichtung los und sucht immer wieder nach Gelegenheiten zur Entedlung und Vermassung der Nationen. Sie sind das Hauptkriegsziel derer, die die Masse in jedem Sinn brauchen, schon deshalb, weil sie zum Beispiel an einem Hochhaus mehr als an einem Bauernhaus verdienen und für ihre ständige Marktexpansion die Masse als Riesenkraftwerk nicht entbehren können.

Man wird sagen, das entspreche eben der Entwicklungsrichtung der modernen Menschheit, das sei ihre unentrinnbare massentümliche Lebensform im Unterschied zu einer volkheitlich-nationalen Lebensform, die darum veraltet und unbrauchbar geworden sei. Nun, es wird niemand an die Abschaffung des Geldes und des Bankwesens denken. Denn Geld und Bankwesen gehören zu jeder Führung in Staat und Wirtschaft. Aber daß man die Führung der Völker und schließlich der ganzen Menschheit in die Hände von Geldherren legt und sich die mit jeder totalen Geldherrschaft verbundene Entnationalisierung volkheitlicher Lebensformen bieten läßt, das wird als Entwicklungsnotwendigkeit auf das entschiedenste bestritten. Mag es immerhin sein, daß Spengler wirklich weiter sah als andere, als er seinem kulturmorphologischen Schema gemäß das Massenzeitalter für den Beginn winterlicher Erstarrung und Verödung erklärte. Trotzdem können wir uns nicht mit dieser Richtung auf den Untergang der Nationen einverstanden erklären. Der Weg zu Aufgang und Befreiung der Nationen von der Weltherrschaft des Geldes und dem Zwange zu einer Welt-

kolonie ist der einzige Rettungsweg für die dem modernen Geldimperialismus überantworteten Völker.

Als 1945 das deutsche Volk in seinen tiefsten Abgrund gestoßen wurde, löste man es als Nation auf und machte aus ihm eine beutefällige Konkursmasse. Nach gemeinsam gehegten und harmonisch besprochenen Wünschen teilte man diese Konkursmasse unter sich auf und begann mit einer der peinlichsten Aktionen, die die Geschichte des christlichen Abendlandes kennt: Man begann die Deutschen zu strafen und zu quälen. Dieser Nachkrieg ohne Maß und Sinn, dieses sinnlose Zertreten, ist von keinem wirklichen homo sapiens verstanden worden. Es war eine geradezu erschütternde Dummheit, sich der Racheleidenschaft mit Lust an der Zerstörung des Entmachteten hinzugeben. Hunger ohne Ende, Armut ohne jede Möglichkeit und Zukunft, keinerlei Achtung vor der gewaltigen National- und Vitalkraft dieses einzigartigen Leistungsvolkes. Nur Rache und nochmals Rache!

Die Bestrafungsorgien innerhalb und außerhalb der vielen und riesigen Lager haben das deutsche Volk innerlich umgedreht, seelisch verwüstet und zu einer modernen Form von Sklaverei verdammt. Ist es ein Wunder, daß alles durcheinander und gegeneinander geriet, wie man so sicher und planbewußt vorausberechnet hatte? Mußte hier nicht alle Politik zum Inbegriff des Vernichtungswillens werden und das politische Bewußtsein zu Eis und Stein erstarren? Die meisten verloren ihre bisher so betonte oder ausgeprägte Männlichkeit und viele ihre Frauenehre, indem sie krochen und dem Feinde als Befreier schmeichelten, um ihm ihre Dienste anzubieten, als es darum ging, die zertretene Führungsschicht durch eine Interimsherrschaft zu ersetzen. Aber unzählige tapfere Männer und Frauen blieben, was sie waren, Männer und Frauen von Charakter. Nur eins verloren auch sie: die Sprache; als hätte man ihnen wie bei

den Kreuzzügen ins Heilige Land nach der Gefangennahme die Zunge herausgeschnitten. Das nationale Deutschland verstummte.

Die international und konformistisch verbundenen Mitführer und Mitläufer in diesem geschlagenen und schweigenden Deutschland übernahmen umso rascher, lauter und brutaler eine Position nach der anderen und konnten sich oft des doppelten politischen Nutzgenusses vor und nach 1945 rühmen. In den Kreisen der Intelligenz und Bildung bot sich ein beschämendes Bild: Gemüt und Charakter begannen bei ihnen vielfach bedenklich rasch zu schwinden. Möglich, daß sie mangels einer von ihnen meist verächtlich gemachten vitalen Grundlage die Zumutungen des Siegers nicht zu überstehen vermochten und nun alles, was sie an Gemüt und Charakter besaßen, zu schrumpfen begann. Der Arbeiter, der Handwerker und der Bauer liefen, während die Gebildeten es in Scharen taten und damit ihre Vorbildstellung einbüßten, so gut wie überhaupt nicht über. Ihre Maßstäbe auch für diese Stunde größten nationalen Elends stammten aus der Gemüts-, Charakter- und Naturkraft des Volksmenschen, auf denen seine tägliche Arbeit und sein Lebenswerk bis zum heutigen Tage aufgebaut sind.

Seltsame, unverständliche und entwürdigende Charakterveränderungen wurden plötzlich in riesigem Umfange sichtbar. Sie kamen vor allem aus dem vor Angst zitternden Willen, um jeden Preis zu überleben. Wie schwuren sie ab! Wie liefen sie über! Wie lobten sie das Fremde! Wie priesen sie die Befreier! Wie demutbereit sprachen sie von der Alleinschuld Deutschlands! Wie drängten sie sich zu den Widerstandskämpfern! Wie aufdringlich erinnerte man sie an die eigenen wohlverborgenen Beihilfen zum Widerstand! Wie rasch war man bereit, zu verdammen, was man eben noch für Größe und Zukunft erklärt hatte! Es war ein totaler Gestaltverlust, der aus Bekennern Überläufer, aus

Nationalgesinnten Weltstaatsbürger machte. So beschämend dieser Gestaltverlust war, was konnte er anderes sein als jämmerliche Angst vor dem Ende! Man rettete sein Leben um den Preis seines Rufes und seines Charakters. Ruf und Charakter wurden über Nacht zu lästigen Waffen und Rangabzeichen: Wie Auszeichnungen für bewiesene Tüchtigkeit wurden sie über den Gartenzaun in den Straßengraben geworfen, als gäbe es von nun auf ewig nur noch die Besatzungsmacht als Militärdiktatur und niemals wieder Deutschland. Auch kein inneres, kein stummes, kein heimliches Deutschland, kein Deutschland, das sich schämte und quälte, das doppelt litt, weil es den Feind und das Versagen der Volksgenossen der meist hohen Ränge im eigenen Lande sehen mußte.

Hier begann das Leid der Besten des deutschen Volkes. Sie ertrugen die Schande des Versagens kaum. Sie fragten nach der Notwendigkeit. War das immer schon so, daß die Zusammenbrüche gerade den Charakter vernichteten? — Nach zehn Jahren tun wir gut daran, als Deutsche das Versagen als Schwäche und die Anpassung als blinden Lebenswillen nicht für immer zu verdammen. Schon haben sich viele gefangen und schämen sich ihrer Schwäche. Immerhin gibt es auch eine Schwäche, die zur Bosheit wurde, die Nachkriegsverrat trieb, und zwar an Deutschen, während es umgekehrt unter den vor 1945 Ausgeschlossenen solche gibt, deren hartes politisches Schicksal sie zu eindrucksvollen Vertretern einer nationalen Gerechtigkeitspflicht und zu Beschützern von schuldlos Verfolgten machten. Dem Charakterverlust der einen entspricht der Charakterzuwachs bei den andern, die damit bewiesen, daß man wertvolle Kräfte und Persönlichkeiten in der Zeit vor 1945 nicht zu gewinnen verstanden hatte. Nun trugen diese ehemals Verneinten in unleugbarer Tatbestätigung ihrer Charakterwerte zur inneren Rettung der Nation bei und bewahrten im Ge-

gensatz zu den Miträchern und Mithenkern so manchen vor der Entrechtung, die auch sie einst erlitten hatten.

Nicht nur der Sieger, auch der Besiegte muß großzügig und edelmütig sein, wenn er sich nicht zu den Mitteln der Verfolgungs- und Ausrottungspraxis drängen lassen will. Eine Verfolgungspraxis nach dem Sieg oder Machtantritt ist das Kennzeichen politischer Dummheit und psychologischer Kurzsichtigkeit. Nur eine Aussöhnung mit dem Gegner, ein echter Frieden, kann den Weg zum normalen Leben freimachen. Er führt zur Wiederaufrichtung des Charakters als des dringendsten Nachkriegsanliegens von Siegern und Besiegten, wenn sie wirklich den Frieden und nicht die unbegrenzte Herrschaft wollen.

Neben Fichte als Napoleon-Feind steht Goethe als Napoleon-Verehrer. Möge diese Tatsache die besiegten Deutschen jeder politischen Richtung vor den groben und erregten Maßstäben bewahren! Goethe sah in Napoleon ein einmaliges historisches Genie, einen Feldherrn und Staatsmann von großem Format. Die Begegnung beider Männer im Oktober 1809 in Erfurt und Weimar war ein historisches Ereignis. Durch ihre richtungsverschiedene Leistung als überragend bekannte Persönlichkeiten mußten sie bei solcher Begegnung ihre Größe einander beweisen oder sie schlagartig und enttäuscht voreinander einbüßen. Napoleon lag daran, dem damals als Berühmtheit geltenden Historiker Johannes v. Müller wie auch Goethe gegenüber sich nicht als Prinzip der Zerstörung und Inkarnation des Bösen oder als Zwingherrn und Besatzungsdiktator betrachten zu lassen. Es war die List des überlegenen Machtpolitikers, mit diesem Mittel die Großen im Reiche des Geistes von seinen Qualitäten, auch den Qualitäten eines brutalen Eroberers und Unterdrückers, zu überzeugen. Es war der Schachzug des großzügig übernational sich gebenden Franzosenkaisers,

den Historiker Johannes v. Müller dazu aufzufordern, Napoleons Geschichte gewissermaßen als übernationaler Hofhistoriker und Beauftragter für übernationale militärische Geschichtsschreibung zu schreiben und Goethe zur Übersiedlung in das soviel anregendere Paris einzuladen. Welch' ein Eroberergedanke: Goethe als Europäer in Paris und Deutschlands bedeutendster zeitgenössischer Historiker der Beauftragte für die napoleonische Geschichtsschreibung! Das war mehr als die Entführung des Siegeswagens vom Brandenburger Tor in Berlin. Das war die größte Beute im Triumphzug des Eroberers. Freilich hatte v. Müller Napoleon und Friedrich den Großen bereits als die Heroen der modernen Welt gepriesen, so daß ihn Treitschke wegen dieser „knechtischen Bewunderung" tadelte und sein Freund Friedrich Gentz sich sogar von ihm lossagte, ja ihm als Strafe für diese Heroisierung den Sturz Napoleons wünschte. Napoleon aber wollte sich beide Männer als Geistesgrößen untertan machen, und zwar in Vollzugseinheit mit der Vernichtung Preußens, die sein Ziel war.

Dieses Gemisch von Beutelust und Adoptierungswünschen genialer Konzeption gegenüber dem besiegten Gegner paßte in Goethes Menschen- und Weltbild als großartiges konkretes Beispiel zweifellos hinein. Goethe besaß das ungewöhnliche Maß an Weite, auch noch in dem Feind seines Volkes das Genie im Sinne des von ihm ausgebildeten Begriffes des Dämonischen zu sehen. Dieses Dämonische hatte nichts mit dem heute viel gebrauchten christlichen Teufelsbegriff zu tun, sondern will das Schicksalhafte, Überpersönliche, das Irrationale als gestaltenden Eingriff in die Geschichte und in den Gang der geniearmen Menschheit sehen und achten lehren. Goethe warnte seinem Wesen nach vor jedem Dogma, vor jeder Enge und Starrheit. Er lauschte ins *Innere* der Natur und des Geschehens, nicht zuletzt auch in das Innere des Menschen hinein. Er forschte nach den

rätselhaft von innen her bewegenden Schicksalskräften, die zwischen Gestaltung und Umgestaltung ständige Bewegung aus dem Irrationalen sind. Napoleon konnte deshalb für Goethe nicht so billig wie für den Politiker die Verkörperung der Finsternis und des Bösen sein, sondern er mußte in ihm den Ausdruck einer geschichteschaffenden, mit den üblichen Maßstäben nicht erfaßbaren Dynamik sehen. Außer dem Historiker v. Müller und dem gefeierten Dichterfürsten gab es noch mehr Vertreter der deutschen Geistigkeit, die Napoleon verherrlicht hatten. So erblickte Hegel in Napoleon, wie er über das Schlachtfeld von Jena ritt, den Weltgeist und meinte in unbewegter Gelassenheit über die Niederlage, daß Geist immer über die Geistlosigkeit siege.

Daneben standen die Kriecher und Schädlinge, die wie in Bayern plötzlich ihre Blutsverwandtschaft mit den Franzosen entdeckten. Ein Göttinger Professor feierte die Verdienste Napoleons, seine Unbesiegbarkeit und Gerechtigkeit, sogar seine menschenfreundliche Friedensliebe. Andere betrachteten den Rheinbund als das letzte Band, das die Nation noch zusammenhielt. Wieder andere hofften auf ein neues deutsches Karolingerreich. Die Münsterländer konnten zwar keine keltischen Blutsanteile, wie es in Bayern geschah, bei sich entdecken, aber sie triumphierten über den Untergang des Ketzerstaates Preußen. Und Napoleon selbst konnte sogar darauf hinweisen, daß alle deutschen Höfe, namentlich der sächsische, die Teilung Preußens wünschten und ein höfischer Antiborussismus seine Pläne unterstützte. Den katholischen Ländern galt Napoleon als Held der Freiheit und der römischen Kirche. Zudem vertrat eine Fülle von Schmähschriften nach Jena und vor 1813 die These von der „Kriegsschuld Preußens“, die der Haltung eines Goethe so fern lag wie die Gedanken der Rheinbündler. Mit ihnen hatte er so wenig zu tun wie sein Fürst Carl August, dem er in jener Zeit als Minister und Politiker diente.

Den Rheinbündlern stellten sich die Patrioten aller Schichten mit ihrem tätigen Treuebekenntnis zum Vaterlande in seiner Not und Schande entgegen. So empfing der alte Pfarrer Erman Napoleon bei seinem Einzug in Berlin mit den Worten, er dürfe als evangelischer Christ nicht die Lüge aussprechen, daß er sich über den Einzug des Feindes freue. Und auch der große Kanzelredner Schleiermacher war ein nationalbewußter Deutscher, der in Berlin einen von Napoleons Spähern nicht gern gesehenen Kreis von Patrioten um sich sammelte, um den Gedanken der Wiedergeburt aus dem Zusammenbruch eindringlich und entschlossen zu verkünden. Von diesem großen Gelehrten und Prediger stammt das ebenso mutige wie kluge und erfahrene Wort: „Eine freie Rede ist für Napoleon das schärfste Gift".

Wiederaufrichtung des Charakters, das ist der Ruf an eine gesunkene Nation, sich wenigstens innerlich aus der Unfreiheit zu erheben und sich für eine neue Stunde der Bewährung geistig vorzubereiten. Wer einmal versagt hat, muß deshalb nicht immer versagen. Eng und kleinlich wäre es, dazu eine politische Dummheit, statt in weit ausholender Synthese die Extreme und Gegensätze zu einem ohne sie gar nicht brauchbaren Ganzen zu verbinden, eine Vergeltungspraxis durch die andere abzulösen. Auf dem Wege der Vergeltungspraxis würden wir Deutschen nie wieder ein Volk. Nur die Böslinge und Schädlinge, die eine Gemeinschaft wie gefährliche Bakterien bedrohen, muß man abwehren, solange der Körper gesund ist. Auch gegen die zähe Herrschaft von Minderwertigen und Nichtskönnern muß sich ein gesundes und urteilsfähiges Volk auflehnen. Minderwertigkeit in der Führung erträgt auf die Dauer kein lebenstüchtiges Volk. Man sollte beizeiten darauf achten, unter welchen Umständen solche unwerten Elemente in die Führung eingedrungen sind. Aus ihrem Werdegang ist der Wert einer Führung meist sofort ablesbar. Betrüblich nur, daß gerade

die Unwürdigsten und Untauglichsten die raffiniertesten Mittel zur Thronsicherung aus Furcht vor dem gerechten Urteil über sie zu finden und anzuwenden wissen. Ihre Abdankung dürfte das Schicksal allerdings in jedem Fall erzwingen. Indessen zeichnet es ein Volk aus, wenn es sich den gesunden Sinn für Bestes und Edelstes bewahrt hat und dieses aus der Verbannung zurückholt, wohin es die Angst der in sich Unsicheren und der vielen Interims-Machthaber von Zufalls und Eroberers Gnaden vertrieben hatte.

4. Kapitel

DIE FÜHRERERWARTUNG DER UNTERDRÜCKTEN VÖLKER

Herder, dem frommen Dichter-Philosophen des ausgehenden 18. Jahrhunderts, galten in seinen „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" die Völker als Gottesgedanken. Seine von dogmatischer Enge befreite Geschichtserkenntnis und Weltfrömmigkeit hatte die in Völkern gegliederte Menschheit entdeckt und den ureigensten Genius eines jeden Volkes in den Schöpfungen der von ihm erstmals so genannten Volksseele erkannt und belauscht. Eine weitherzig fromme Weltbetrachtungsweise schuf so jene nationalen Elementargedanken, die das volkheitliche Denken in den Schleiermacherschen und Fichteschen Reden, bei Arndt und Jahn bis hin zu Spengler und Moeller van den Bruck kennzeichnen. Es ist jene Gedankenwelt, die dem nationalen Aufbruch im 19. Jahrhundert vorausging, erweckt durch eine geistige Führung, die die Erziehung zum nationalen Denken zu so lebensvoller Substanz entwickelte, daß man den Weg über das Volkwerden zur in sich geschlossenen Nation in seinen einzelnen Phasen verfolgen kann.

Auf den Höhen der nationalen Gedankenwelt des 19. Jahrhunderts begegnet ein zweiter Gedanke, der kühn und ketzerisch alle bisherige dogmatisch enge Geschichtsdeutung und Weltauslegung hinter sich läßt. Es ist der Gedanke, daß es Männer sind, die Geschichte machen. Dieser Satz ist die stolze These aristokratischer Geschichtsauffassung. Sie geht auf große Schicksale und die besonderen Leistungen führungs-

begabter Persönlichkeiten zurück. Im Gegensatz zu den beiden anderen Geschichtsauffassungen meint sie, daß nicht heilige Bücher und ideologisch-politische Systeme, sondern überragende Menschen die Geschichte machen.

Nach diesem aristokratischen Geschichtsverständnis sind es vor allem die großen Führernaturen, aus deren Schöpferhänden Völker und Staaten erwachsen. Wenn Napoleon die Politik das Schicksal der Völker nannte, so ist an diesem erfahrenen Wort zumindest soviel richtig, daß es vor allem die großen politischen Führerpersönlichkeiten gewesen sind, die das historische Schicksal ganzer Völker bewegt und geformt haben. Ob angestammter Fürst oder Usurpator, ob Monarch oder Tyrann, ob Führer, ob Held, immer ist es nach dieser Geschichtsanschauung die überragende Persönlichkeit, die Geschichte macht.

Beide Ideen, daß Völker Gottesgedanken sind und Männer die Geschichte machen, sind als Kern heroischer Geschichtsauffassung Kennzeichen geschichtsfreudiger Epochen. Das 20. Jahrhundert wird gegenüber dem an nationalen Ideen und Erlebnissen überwältigend reichen 19. Jahrhundert zu einer Epoche nationaler Verödung, eines rasch zunehmenden Schwundes der Nationalkräfte. Wohl hat es einen nationalen Aufschwung ohnegleichen und eine nie zuvor erreichte Nationaleinheit miterleben lassen. Aber dieser Schwung erlahmte in zwei Zerstörungskriegen. Heute ist der nationale Schwung auf der Null-Linie angelangt, ja er geht bereits in einen Unterschwung, in die aktive Antipathie über. Nicht das Erlebnis des Erhebenden, sondern der Druck einer unerträglichen Lebenslast hat das trostlose Gift der Vergleichgültigung gegenüber allen Nationalempfindungen oder der leicht verwundbaren Hochempfindlichkeit, die sich gegen weitere Wunden durch den Rückzug in die Unzugänglichkeit der Einzelexistenz flüchtet, auf die Völker von heute geträufelt. Wer sie sieht, die ratlosen Siegervölker und jene

traurig halbierten Völkerreste und -rümpfe, die ihre Opfer wurden, kann sie mit zeitgebanntem Blick unmöglich für Gottesgedanken halten, so ungewöhnlich auch der Frömmigkeitsbetrieb durch die Zusammenbrüche Auftriebe von allerdings begrenzter Dauer, aber doch in einem solchen Maße erhalten hat, als wäre das Ende aller Dinge wirklich sehr nahe herbeigekommen oder als befände man sich zumindest in einer Krise zum Tode.

Daß es Männer waren, durch die die geschichtliche Entwicklung bestimmt worden ist, macht man heute sowohl diesen Männern, wie der Geschichte zum Vorwurf. Den Männern, daß sie überhaupt kamen und in das Geschehen gestaltend eingriffen, und der Geschichte, weil sie sich gleichsam als Hure von ihnen mißbrauchen ließ, anstatt den so frenetisch verherrlichten „Widerstand" zu leisten. Außerhalb aller Geschichte zu existieren und geschichtslos zu bleiben, ist das negative Ideal unserer Zeit geworden. Sich allem zu entziehen, allem fernzuhalten, alles geschehen zu lassen, ohne dabei zu sein, nicht der dumme Idealist und der strafwürdige Aktivist, das entrechtete und verknechtete Glied eines von seiner Höhe hinuntergestürzten Volkes zu sein, den andern alles zuzuschieben und sich statt dessen, aber eben nachweisbar passiv und schuldlos unbeteiligt schieben zu lassen, das ist in der Tat alles andere als eine geschichtsfreudige und schicksalsgläubige Lebens- und Geschichtsauffassung. Es ist die Auflösung eines Volkes, das in sich und in den andern Völkern keine Gottesgedanken mehr wahrzunehmen vermag und erst recht keine heroische Geschichtsauffassung mehr hat. Es ist die Auflösung eines Volkes als Nation, die hier im vollem Gange ist und als anschaulichstes Ergebnis zweier blind zerstörender Haßkriege und eines Vernichtungsfriedens als Ergebnis der über Jahrhunderte hin realisierten Aufteilungspolitik gegenüber Deutschland angesehen werden muß.

Ein nationaler Auflösungsprozeß verläuft mit der Gesetzmäßigkeit eines Krankheitsprozesses und greift rasch um sich. Von wem er eingeleitet worden ist und gelenkt wird, weiß heute jeder Mann im Schlafe. Man pflegt die Krankheit zu kennen, an der man leidet. Auch im deutschen Falle weiß man genau, daß ein infiltrierter Erreger die Ursache ist. Man kennt sie sehr genau, die sich auf Zerstörung lebendiger nationaler Substanz besser verstehen als auf Führung und schöpferische Gestaltung. Um ihr wohlstudiertes Zersetzungshandwerk wirkungsvoll ausüben zu können, haben sie sich in eigener Zucht ganze Bakterien-Banken angelegt und mit diesem bedenkenlos gehorteten Todesgift die stärksten Nationen der Welt geimpft. Während man sich rühmte, aus genau berechneten Gründen der reinen Menschlichkeit und der so überaus betonten Menschenliebe auf den Bakterien-Krieg mit physiologischen Mitteln verzichtet zu haben, inszenierte man einen seelischen Bakterien-Krieg und infizierte vornehmlich die beiden Völker mit dem kräftigsten und gesündesten Nationalgefühl, das deutsche und das japanische Volk.

Man hat dieses Gift „Antinazitox“ genannt und es bis zum heutigen Tage immer dann gespritzt, wenn man mit demokratisch drapierten, neokolonialistischen Methoden vom Volk zur Masse und von nationaler Verpflichtung zum rücksichtslosen Egoismus des Einzel-Ich umerziehen wollte. Man sagt dann Befreiung statt Niederwerfung oder auch wie neuerdings, wenn sich unterdrückte Völker ihre Freiheit erkämpfen wollen, Strafexpedition statt Kolonialkrieg und macht aus Freiheitskämpfern „Neofaschisten“. Wenn dieser Neofaschismus wirklich existierte, so wäre er lediglich eine Folge des Neokolonialismus und immer nur da anzutreffen, wo sich ein Volk seiner Fesseln zu entledigen sucht und seine Unabhängigkeit zurückgewinnen will.

Es sind sehr bestimmte und sehr bekannte Männer, die sich auch heute noch rühmen, die Initiatoren dieser gezielten Infizierung gewesen zu sein und als die ersten Bakterien-Strategen auf diese widerwärtig-unritterliche Weise Geschichte gemacht zu haben. Solche Männer müßte man natürlich schon allein deshalb, weil sie Geschichte gemacht haben, um die Mitte des 20. Jahrhunderts vor ein „Weltgericht" stellen. Aber nach den unerfindlichen klugen Maßstäben dieses „Weltgerichtes" darf man auch im 20. Jahrhundert Geschichte machen, wenn man auf diesem Wege Nationen eine antiheroische und antinationale Lebensauffassung aufzwingt.

Es ist diesen Männern, die die Geschichte des 20. Jahrhunderts machen wollen, bisher recht gut gelungen, den Sinn für Größe, Schicksal, Tragik, Heldentum und Nationalstolz in den aufdringlich gepredigten Sinn für Menschlichkeit und Nächstenliebe, und zwar in Vollzugseinheit mit Völkeraufteilung und antinationaler Umerziehung im Laufe eines einzigen Jahrzehntes umzuwandeln. Aber sind das noch Männer, die mit Völkerverseuchung Geschichte machen? Die gesundes Leben vernichten, indem sie ihre eigene unheilbare Krankheit auf Völker, die ihnen zu Willen sein müssen, übertragen? Wenn Völker wirklich Gottesgedanken sind, dann haben wir in diesen Völkerfrevlern zugleich die grauenhaftesten Gotteslästerer vor uns, keine Männer, die als Führerpersönlichkeiten Geschichte machen und deren Ziel die Schöpfung, nicht die Zerstörung ist. Führerpersönlichkeiten großen Formats sind immer nur die, die aus Völkern Nationen zu machen und diesen zu dienen und zu helfen imstande sind, die ein wahrhaft demokratisches Weltgefühl in dem Sinne beweisen, daß sie jeder Nation ihre gewachsene Eigenart belassen und sich als Nation unter Nationen nicht mit einem Absolutheitsanspruch bewerten, der die Weltherrschaft durch Vernichtung oder Unterjochung der Na-

tionen will. Den Aufbau einer Weltführung durch die Proklamierung von „Vereinten Nationen“ als größtes Beispiel ihrer Führungskunst vorzuführen, kann, auf die Früchte dieses Weltführungsinstrumentes gesehen, selbst bei den politisch indolent gemachten Völkern, die keine Nationen mehr sein dürfen, nur ein mitleidiges Lächeln zur Folge haben.

„Vereinte Nationen“ proklamieren, heißt der bewundernden Völkerwelt als Vorgeschmack der erstrebten Weltregierung abstrakte Staatskunst, eine Paulskirche des 20. Jahrhunderts im Weltausmaß, aber nicht von deren geistigem Format vorführen. Sie verhält sich zur natürlichen Staatskunst wie das Ei zu Kolumbus. Ohne den Kolumbus zu haben oder auch nur zu wollen, hält diese an vorsorglich besetzten Ämtern so überaus und auch sonst sehr reiche, aber eben doch reichlich abstrakte Herrschaftsorganisation an dem weitbekannten Anspruch, das Ei des Kolumbus zu sein, fest. Sollte sich aber ein Kolumbus in ihrer Mitte finden, der diesmal den Weg von Amerika nach Europa zu entdecken versucht, so wird er wohl bald merken, daß er diesen Weg gänzlich verfehlt hat. In dem Weltführungsanspruch dieser Bekenner abstrakter Staatskunst kommt nichts so deutlich zum Ausdruck wie die Paradoxie, daß man Vereinte Nationen sagt und die Verneinung der Nationen betreibt. Die Vermassung zu einer Weltbevölkerung unter der Herrschaft des hier so vorbildlich vorgeführten Weltparlamentes ist ihr Ziel. Von diesem Weltparlament aus würde dann nach dem teuer erkauften Weisungsrecht einiger weniger Geldmagnaten im Sinne einer absoluten Geldmonarchie die Völkerwelt aus dem kaum noch länger verhüllbaren Hintergrunde nach den Gesichtspunkten der Geldmarkt-Situation geführt.

Wo aber hat es je Männer in der Geschichte, Männer mit Geschichte, Führer von Völkern und Nationen gegeben, die sich nicht offen und mutig, verantwortungsfreudig und zur Rechenschaft bereit an die weithin sichtbare und von beson-

deren Gefahren umwetterte Spitze ihrer Völker, Staaten und Nationen gestellt haben?! Den germanischen Völkern liegt bis zum heutigen Tage der von Tacitus als Schlachtordnung gerühmte und gefürchtete Eberkopf (cuneus) im Blute. Ihnen gilt nur der als Führer, der, von seinen Schildgenossen geschützt und gestärkt, den Mut zur Führung in die Entscheidung hat. In ihren und ihrer Mitkämpfer Augen ist jeder Kampf und jede Entscheidung ein Gottesurteil. In ihm waltet Schicksal und mit ihm der Sinn, an den man auch im Untergang und im Tode glaubt. Das „exemplo potius quam imperio"-Hervorragen, von dem Tacitus spricht, das „ante aciem"-Stehen, das „mehr durch Beispiel als durch Befehlsgewalt"-Hervorragen und das „vor der Front"-Stehen ist der klare Gegensatz zu jenen im Hintergrund Wirkenden, die durch die Verborgenheit ihrer geheimgehaltenen Befehlsgewalt mehr entscheiden als durch ihr Beispiel vor der Front, obwohl sie Persönlichkeiten von Weltweite und Weltformat zu sein wünschen.

Auch der Feldherrnhügel der Kriege unter Heerführern von Anstand und Adel, in denen der Geist des ritterlichen Kämpfens auf die Waffenträger überging, ist als Gehirn und Nervenzentrum einer Armee das Sinnbild einer Führung von Größe und höchster Tüchtigkeit. Wo finden sich jedoch heute noch Feldherrnhügel im Denken und Handeln der aus Marktgründen auf Weltbeherrschung bedachten Völkerstrategen?! Um die Mitte des 20. Jahrhunderts sitzt man in Bankhäusern oder strahlentodsicheren Bunkern vor Radarschirmen und diktiert die Geschichte der Totalzerstörung tapferer Völker und die Aufteilung ihrer Heimaträume. Diese plutomonarchische Weltdiktatur, die schon heute eine ungeheure Machtfülle und ein je kaum zuvor erreichtes Weisungsrecht in der Form fristgerecht fälliger Wechsel sich verschafft hat, besitzt trotz ihrer weltdiktatorischen Machtfülle und ihrer unerschöpflichen Investitions- und Mitregierungs-

mittel nicht das, was in aller Welt als Führer- und Feldherrntum bezeichnet und geachtet wird. Diese wohlverborgene Plutomonarchie bedient sich vielmehr auf eine laszive Weise aller Staatsformen und -apparate, gibt an alle ihr untergeordneten, sklavisch vereinten Nationen je nach den Wettermeldungen ihrer Welt- und Geldzentralen ihre Rezepte. Diese verborgene Plutomonarchie vermag die Völker indessen nicht zu sich selbst und ihren besonderen Aufgaben zu führen, sondern nur in ein immer glänzenderes Elend, in noch gefährlichere Mast- und Angstzustände, die die Herzen krank, die Muskeln schwach, die Gemüter stumpf und die Interessen eng und einseitig machen. Ein früher Kreislauftod wegen dauernder Überforderung der Kräfte und Vereinseitigung der Lebensweise, die nur noch von Geld und Wirtschaftsbegriffen bestimmt wird, ist die sichere Folge. Ganze Völker und die Tüchtigsten, Unternehmungsfreudigsten in ihnen fangen heute an, so zu sterben, daß man ihnen ihre vitale und nationale Eigenkraft nimmt, indem man sie integriert, d. h. unter die Botmäßigkeit einer unsichtbaren Geldmachtzentrale beugt, und indem man Pseudo-Führungskörper figurieren und funktionieren läßt, deren Eigenbewegungen auf dem Radarschirm der Weltstrategie ebenso registriert werden wie ihre Verbeugungen und Ergebenheitserklärungen.

Müßte es also nicht wie ein Schrei durch die Völker der Menschheit gehen: Wohl hat man uns vereint, aber wir sind als Nationen verlassen. Wir haben keine Führung. Wir haben nur Weisungen zu empfangen und auszuführen, und zwar solche, die uns auflösen und an denen wir als Nation zugrundegehen. Müßte nicht in den Völkern die Frage aller kolonial Gebundenen und Enteigneten aufwachen: Cui bono? Wer hat den Nutzen von solchen Praktiken und wer den Schaden? Leider hat sich der Völker in ihren unternehmendsten Schichten längst die Logik bemächtigt, daß dem,

der am Vorteil nicht beteiligt wird, nur der Schaden übrig bleibt. Das ist die Logik der nationalen Selbstauflösung. Denn nach ihr ist man, wenn man als Einzelexistenz und -unternehmen nicht zu Schaden kommen will, genötigt, am Vorteil interessiert zu bleiben, und zwar um den Preis der Unterwerfung unter die Weisung des Vorteilbietenden.

Unter solchen Führungsverhältnissen ist es nicht sonderbar, daß in der Welt des faustischen Abendlandes die Nutzungskategorie die Kategorie des 20. Jahrhunderts geworden ist. Wie weit sind wir damit entfernt von den Lehren unserer humanistischen Erzieher, die uns einst die Worte des Staatskenners und Staatslehrers Aristoteles mit auf den Weg gegeben haben. Diese Worte des großen Vorbildes abendländischen Denkens lauten in deutscher Übertragung: „Nur das Nützliche zu suchen, ziemt sich keineswegs für die Freien und die Edelmütigen". Heute aber sucht jeder überall nur seinen Vorteil und heftet sich damit die Zeichen des unfreien, unedlen und seelisch verkümmerten Menschen an. Geringschätzig und wegwerfend sagt man, was denn schon innere Größe, diese Synthese von Edelsinn und Geistigkeit sei, eine Synthese, wie sie etwa ein Moltke in sich verkörpert. Bei Moltke ist diese Synthese nichts Geringeres, als daß sie preußischen und wissenschaftlichen Geist in sich zu einem zuchtvollen und vornehmen Leben verbindet, daß man mit ihr wie Moltke Großes vorzubereiten und zu beschweigen versteht, bis man dieses Große endlich aus dem Geiste adligen Menschentums schaffen kann, wie es außer Aristoteles auch andere im Reiche des Geistes und der Tat vor ihm und nach ihm getan haben.

Moltke, der Gegentyp zu den heutigen Geldherrn, ist es gewesen, der in seiner berühmten Auseinandersetzung mit Bluntschli den Krieg nicht als Zerstörungskrieg zur Ausrottung des Nationalwesens in der Welt und zur Vernich-

tung der Wehr- und Staatsführerschicht sah, sondern als den von der Natur selbst zugewiesenen „Kampf des Werdenden gegen das Bestehende", als Antriebskraft für die „edelsten Tugenden des Menschen, Mut und Entsagung, Pflichttreue und Opferwilligkeit", weshalb er auch für die Milderung der Schrecken des Krieges eintrat. Moltke, der große Feldherr und Mensch war es, der von der Humanität jedes einzelnen sprach und vor allem in der Führung und ihrer sittlichen Autonomie im Sinne des preußisch gesonnenen Kant den Garanten für die Art der Kriegs- und Waffenführung erblickte. Moltke war es, der vom „Ehrgefühl und dem Rechtssinn der Führer, welche sich selbst das Gesetz geben und danach handeln" sittlich glaubwürdig und ganz unpropagandistisch zu sprechen wußte. Und der preußische Humanist Moltke ist es gewesen, der nach dem Feldzug von 1871 im Berliner Reichskanzlerpalais zu Bismarck und Roon in der Erschöpfung nach dem Überschwang des Sieges auf die Bismarcksche Frage, was nach solchen Erfolgen des Erlebens noch wert sei, aus tiefer Besinnung heraus mit dem Gedanken an das neuerstandene Reich antwortete: „Einen Baum wachsen zu sehen". Das aber hieß, das Begonnene pflegen, es entwickeln, hieß bäuerliche Freude am Lebendigen, am Werdenden und Wachsenden, nicht am Unterdrücken, Zerstören, am Hassen, Rächen und Auflösen aller gewachsenen Werte. Preußentum? Humanismus? Es ist die Vornehmheit des Wesens und eine aus ihr stammende aristokratische Geisteshaltung, die Synthese zwischen Zucht und Geistigkeit, zwischen Waffe und Geist, zwischen Krieg und Neuschöpfung, es ist Führertum, das in Moltke zum großen und schlichten Vorbild für a l l e Generationen geworden ist. Und dieses Führertum erwuchs aus dem heute entehrten und lebensneidisch ausgerotteten Preußentum, aus seinem unvergänglichen Geisteserbe, an dem Weimar, Potsdam und Königsberg in gewachsener Einheit beteiligt sind.

Doch was wissen Geldmagnaten und die 50 strategischen Federn in ihrem Dienst, was die politischen Exekutivorgane einer potentiellen Weltregierung von diesem Geist!? Zu ihm haben sie keinen Zugang, von ihm sind sie weit entfernt. Dieser Geist ist weder ihrer Macht zugänglich noch für ihr Geld erreichbar. Sie mögen diesen Edelsinn hassen und entehren, erwerben und besitzen können sie ihn niemals. Unvergänglich, ist er weder mit Gewalt noch mit Geld käuflich wie sonst so ziemlich alles in der Welt der Interessen und der Interessenten.

Darum ist dieser Geist echten Führertums auch unvergänglich. Auf ihm werden kommende Geschlechter im Glauben an die Wiederkehr des Edlen und Großen Volk und Staat zur Nation aus neuerweckter Tradition wiederaufbauen, während von den Verächtern und Vernichtern des nationalen Gedankens in den Völkern nur mit Hohn und Mitleid gesprochen werden wird, nachdem sie in ihrem Weltmachtreichtum an innerer Armut und an ihrer Maßlosigkeit zugrundegegangen sind. Wer preußische Ahnen hat oder preußisches Geisteserbe hütet, braucht die Zukunft nicht zu fürchten. Auch wenn wir heute keine Nation mehr sein dürfen und als Volk ohne Führung im nationalen Elend leben müssen: Wir werden wieder eine Nation sein, wenn wir eine Führung haben, die aus unserer reichen nationalen Überlieferung sich die großen Vorbilder erweckt und dabei wachen Sinnes in die Zukunft horcht. Denn Zukunft läßt sich nicht durch brutale Vernichtungskriege gewinnen, sondern nur aus der nationalen Selbstbehauptung und der Besinnung auf die Werte unvergänglicher Vergangenheit, auf die unsterblichen Kräfte der Nation. Und alles Unsterbliche kehrt wieder, wenn seine Zeit gekommen ist.

Uns Heutigen gelten die Völker der Menschheit in ihrer tiefverwurzelten Heimathaftigkeit gewiß nicht mehr wie Herder und Ranke als Gottesgedanken. Sie erfüllen uns nicht wie

Schleiermacher als Ausdruck des Unendlichen im Endlichen mit frommer Ehrfurcht. Uns sind sie weltpolitische Realitäten, in dem Sinn, daß wir sie als Quelle der Menschheit ansehen, aus denen die großen Gestalter nach immer wiederkehrenden Grundkonzeptionen jedem Volk seine Lebensgestalt schaffen und erhalten. Uns Heutigen gelten die Völker als Schöpfung ihrer Besten und Größten, eine Tatsache, die auch die Unholde unserer Zeit knirschend werden bejahen müssen. Denn sogar noch aus dem Zerrbild läßt sich erkennen, welche Gestalt eine Führung haben muß, um ihrer Aufgabe gewachsen zu sein.

Es ist unsere in schwersten Erfahrungen gereifte Erkenntnis, daß ein Volk nur soviel Wert ist wie seine Führung, daß Volk und Führung jene Einheit und Geschlossenheit besitzen müssen, die weder mit Schulmeisterei noch mit Tyrannei oder Siegerdiktat zu erreichen sind. Eine Führung, die vom Sieger einem Volk aufgezwungen wurde, wird vom Volke niemals anders als äußerlich und unter ständigem Druck anerkannt werden. Das beweisen alle von Kolonialherren geführten Völker, das beweisen die Zustände in den nach neokolonialistischen Methoden gelenkten Nachkriegsstaaten. Kolonialherrschaftsgebilde haben eine engbegrenzte Lebensdauer und müssen der aus dem unterdrückten Kolonialvolk selbst herausgewachsenen Führungsschicht eines Tages weichen. Nur eine Führung durch die Besten eines Volkes sichert diesem Volk die Existenz. Nur ihre Staatskunst bewahrt es vor der Auflösung in Masse. Indem sie alle nationalen Kräfte und Strebungen klug, gerecht, weitschauend und vor allem großzügig heranzieht, wird sie gegenüber der Wurzel- und Heimatlosigkeit eines Weltstaatversuches die Idee der heimatraumgebundenen Nationen verwirklichen.

Nach den Erfahrungen zweier Vernichtungskriege haben es die unterdrückten Nationen nicht schwer, eine Form des Zusammenlebens zu finden, die nicht in Aufrüstung, Bedro-

hung, Beschimpfung und Belauerung, sondern in einem Arbeitsbündnis national geführter Völker besteht. Eine aus Erbe, Heimat und geistiger Überlieferung gewachsene Nation achtet die andere ebenso wie deren Führung. Sie tut das selbst noch im Kriege und erst recht nach einem Siege, wie es jede national geführte Wehrmacht nach altüberlieferter ritterlicher Ehr- und Kampfauffassung stets getan hat. Die Kriegsführung der beiden letzten Welt-Waffengänge dagegen entartete, weil die Führung keine ritterlichen Maßstäbe kannte und deshalb auch nicht achten konnte. Hier waren die Führungsverhältnisse in Verfall geraten. Staats- und Wehrführung unterwarfen sich nicht den Gesetzen der Ehre und Ritterlichkeit, sondern erklärten geistlos, ungebildet und zweckbedacht den Gegner für die Inkarnation des Bösen, um ihn nun mit den ungehemmten Mitteln aller religiös animierten Kreuzzüge grausam und mit dem Ziel der Ausrottung führen zu können.

Wie sagte doch Fichte? Kolonialherren hauen den Baum ab, dessen Früchte sie ernten wollen. Was sollen solche Erwerbsmethoden noch mit Ehre und Ritterlichkeit zu tun haben?! Kampf- und Ausrottungsmethoden solcher Art haben die Siegervölker in Verruf gebracht. Die Vernichtung aller nationalen Werte hat der leidenden Völkerwelt unbefristete Friedlosigkeit, Waffenstillstandszustände von nahezu ewiger Dauer und Gültigkeit, die Scheinsouveränität von Kolonialländern mit Dauerbesatzung und Sonderrecht, geheimgehaltene und schließlich doch publikgewordenen Machtdiktate gebracht.

In dieser Welt der plutomonarchistischen Machtzentralen und Mehrheits-Diktaturen, einer Welt der Völkerzersetzung durch Massenbeherrschung, der Übersättigung und Überreizung, kann es nur der nationalen Selbstbefreiung der großen Heimatvölker in Ost und West gelingen, die Macht der absoluten Weltherrschaft des Geldes abzuwehren und

zu überwinden, indem sie jeder Form der Kolonialstaatlichkeit entschlossen absagen und die nationalen Führungskräfte an die Stelle der kolonialen Verwaltungsführung treten lassen. Nur dieser Weg der Überwindung der Kolonialstaatlichkeit hat eine Forsetzung. Der andere endet im Strahlentod der Menschheit, endet in der Materialgewalt eines superbrutalen Vernichtungskrieges, der die Entfesselung aller lebens- und wertvernichtenden Energien bedeutet. In diesem Selbstvernichtungskrieg der Menschheit gäbe es keine letzten Goten mehr, die am Vesuv zu sterben verstehen, keine Thermopylen, keinen heldenhaften Abwehrkampf, der das Vaterland rettet, sondern nur noch rasend gewordene Marktgier, die eine ganze Planetenexistenz mit sich in den Abgrund risse.

Zumindest in d e n europäischen Völkern, die als christlich ausgewiesene Nachkriegsdemokratien ein genehmigungspflichtiges staatliches Leben unter der Aufsicht der Siegerstaaten führen müssen, hat die verbotene Sehnsucht nach nationaler Autonomie zu einer rasch um sich greifenden Kritik an den Nachkriegspraktiken der Siegermächte geführt. Sie hat aber auch den Blick dieser in westlicher Überwachung unfrei gewordenen Völker nach dem fernen Osten gelenkt, in dem sich große geschichtliche Entwicklungen ankündigen. Was diesen Völkern in Neid erregender Weise eigen geblieben ist im Gegensatz zu dem westlichen Völkerbereich, ist ihre nationale Kraft und Überlieferung, ist die Bejahung einer Führungsschicht, die sich aus ihrer Tradition in Neuerungsnöten herausentwickelt hat. In diesen einst unterdrückten fernöstlichen Völkern, wie China, Indien und Japan ist dieselbe Führererwartung lebendig geblieben, die als schwache Hoffnung auch in dem gewaltsam entdeutschten Deutschland als dem jüngsten Flaggengebiet des modernen, demokratisch getarnten Neokolonialismus weiterlebt. Nur daß im deutschen Volk als dem mißhandelten Beutevolk der Sieger-

mächte vieles systematisch zerstört worden ist, um zu verhindern, daß Deutschland jemals wieder eine Nation mit einem echten und tragfähigen Verhältnis zwischen Volk und Führung wird.

Die Führererwartung der unterdrückten Völker hat in der Frühgeschichte der Menschheit nicht nur den großartigen Heilbringergedanken hervorgebracht, sondern auch das Auslesen national verpflichteter Führungskräfte durch die Bildung und Überprüfung der Maßstäbe wesentlich gefördert. Noch befinden wir Deutschen uns in der Überprüfung der Maßstäbe. Noch haben wir als Volk der großen Heerführer und Denker über das Verhältnis von Volk und Führung sehr gründlich nachzudenken. Denn über die verschiedenen Epochen hin beweist die historische Entwicklung, daß dieses Verhältnis von Volk und Führung langer Wachstums- und Reifezeit bedarf und sich nicht ohne tragische Konflikte entwickelt hat.

5. Kapitel

WEHRWESEN UND STAATSBILDUNG

So häufig auch Katastrophen die Geschichte durchwirken und mit der Wucht einer Naturgewalt ganze Völker von ihr unerwartet überwältigt werden, so sehr der Mensch als Naturwesen Geschichte erleidet, so kraftvoll und zielbewußt greift er als Kulturwesen gestaltend in das Geschehen ein, indem er es zum Baugrund seiner Pläne macht. Darum, nicht weil er es will, lebt der Mensch, auch im Schutze der Gemeinschaft, so gefährlich. Wo er es wagt, auf so gefährlichem Grunde zu bauen, schafft er sich sein geschichtliches Schicksal, nicht von heute auf morgen, sondern in oft langen historischen Entwicklungen. Weder Völker noch Staaten, weder Nationen noch Imperien entstehen über Nacht wie Inseln vulkanischen Ursprungs im Ozean. Immer sind sie das heiß umkämpfte Werk vieler Geschlechter. Oft können sie so alt werden wie Bauernhöfe, die nicht selten Burgen und Schlösser überdauern.

Es gibt kein Volk und keinen Staat, in deren Entwicklung der Streit schon um die Baupläne ausbleibt. Meist ist sogar der größte Teil der Bauzeit mit dem Kampf um den Baugedanken ausgefüllt. Manche Epochen reißen mehr ein, als andere aufbauen können. Und nur ganz wenige Völker haben — und auch dies nur nach sehr unruhiger Kampf- und Werdezeit — eine Entwicklung, in der das Verhältnis von Volk und Führung, statt von einer Katastrophe zur

andern, über eine allmähliche Harmonisierung zu einem kontinuierlichen Wachstum mit klarer Entwicklungslinie und einer ausbaufähigen Staatsform führt.

Bei uns Deutschen ist das Verhältnis von Volk und Führung über ganze Epochen hin außerordentlich schwankend und disharmonisch. Und doch läßt sich jede Epoche dieser schwierigen Entwicklung als Phase eines an Ideen und Gestalten überaus reichen Reifeprozesses erkennen. Noch ist dieser Prozeß trotz großartiger Visionen und Experimente einzelner Überragender nicht am Ende. Das in meist steilen Anstiegen Erreichte und in jähem Abstürzen wieder Verlorene gibt mehr als nur den Weg und die Richtung an: Die Schwächen und Gefahren, die Kräfte und Gegenkräfte werden sichtbar und mit ihnen das Ziel, durch Einigkeit und Unteilbarkeit die Kontinuität zu finden, ohne die es kein Volk und keinen Staat und keine historische Entwicklung gibt.

Diese deutschen Entwicklungsschwierigkeiten haben einige ihrer Wurzeln im germanischen Menschentum. Doch sollte man nicht übersehen, daß andere Völker von ihrer Erbmasse und ihrer Umwelt her mit ähnlichen Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt haben. Denn die tiefsten Wurzeln dieser schwierigen Entwicklung liegen im Menschsein überhaupt.

Es ist ein Irrtum, anzunehmen, der Mensch sei von Hause aus ein Gemeinschaftswesen. Im historischen Befund liegen die Verhältnisse eher umgekehrt: Der Mensch ist von Hause aus eher gemeinschaftsscheu als gemeinschaftsfreudig. Er will keine Abhängigkeit, sondern die Selbstbehauptung im allerpersönlichsten Bereich. In jeder Veränderung seiner individuellen Lage sieht er eine Schwächung seiner Lebensposition. Die Souveränität des Ich ist im Grunde die einzige, die er anerkennt. Schon aus diesem Grunde ist der Mensch von Hause aus kein „zoon politikon“, wie Aristoteles meinte, sondern ein „zoon egoistikon“, und muß als Ichwesen, nicht

als Wirwesen angesehen werden. Das entspricht seinem ursprünglichen Drang nach Freiheit und Unabhängigkeit, nach dem Herrsein im eigenen Hause, was man weder als Tugend noch als Fehlverhalten, sondern als Naturtatsache sehen sollte. Selbst wo der Mensch unter dem Zwang der Lebensverhältnisse zum Wir gezwungen wird, nimmt er sein Ichwesen in das Wirwesen mithinein und versteht auch die Gemeinschaft so, als wäre sie ein großes Ichwesen. Mit dem Ich und dem Einmalig-Sosein fängt jede Gemeinschaft an. Sie sagt Wir, aber sie handelt und verhält sich wie ein Ich. Darum ist es durchaus richtig, von Völkern so zu sprechen, als wären sie Persönlichkeiten. Sie sind es. Darin liegt ihre Bedeutung, ihr Charakter und ihre Kraft.

Es ist ferner eine Tatsache, daß der Mensch im Gegensatz zu allen Primaten von Hause aus zugleich ein überaus leicht verletzliches, äußerst schutzbedürftiges Wesen ist, dem erst durch seine schöpferischen Geisteskräfte die Selbstbehauptung mit Gedanken, Werkzeugen und Waffen gelingt. Diese widersprüchliche Gesamtausstattung des Menschen dürfte die Ursache dafür sein, daß er die als Grundbedürfnis in ihm angelegte egozentrische Gemeinschaftsscheu, ja die Gemeinschaftswidrigkeit seiner Lebenstendenz durch Entschluß und Willensleistung in einer Gemeinschaftsbejahung überwindet, die man richtiger als Gemeinschaftsbedürfnis wider Willen bezeichnen sollte. Überlegene Vernunft zwang ihn, in jeder Art von Gemeinschaftsbildung eine Waffe im Kampf um die Selbsterhaltung zu erkennen. Ohne sie muß der Mensch als Einzelexistenz sowohl gegenüber der Naturgewalt wie gegenüber der Macht der Gemeinschaft unterliegen. Gemeinschaft als Zusammenfassung von Einzelkräften zu einem Potential war von den Anfängen an eine Lebensnotwendigkeit und hat sich schließlich zu einer Schutz- und Trutzwaffe mit einem Höchstmaß an Intellektualität und Materialität entwickelt. Die Gemeinschaftsleistung über-

bietet seitdem jede, auch die überdurchschnittliche Einzelleistung, wenn sich die materielle Summierung und die geistige Potenzierung in ihr zusammenfinden.

Mit der Gemeinschaft taucht das Führungsproblem auf. Das überragende Ich sucht die Steigerung im Wir. Es wächst damit über das Ich hinaus in das Wir hinein, um auch dieses über sich hinauszuführen. Das führende Ich und das geführte Wir bilden zusammen das Urphänomen aller Gemeinschaft. Jede Gemeinschaft verdankt ihre Existenz und ihre Gestaltung einer Führung. Sie ist als Wir die Schöpfung eines überragenden Ich. Hört diese Urbeziehung auf, so vereinsamt das schöpferische Ich und die Gemeinschaft verliert sich an sich selbst, ohne sich so führen zu können, wie es das schöpferische Ich seinem Schicksal gemäß vermag. Nicht darauf kommt es an, daß ein Einziger und dieser allein führt, sondern daß der Beste mit den Besten zusammen die Führung hat. Der Beste an Tüchtigkeit, der Beste kraft seiner schöpferischen Leistung, denn erst aus der höchsten Bewährung wird der Tüchtige zum Besten. Der Beste ist gewiß von Geburt und Erbe her schon eine schöpferische Begabung, aber erst die große Tat und die Verdienste um das Wohl des Ganzen machen ihn zum Träger der höchsten Verpflichtung, in der ihm die Führung des Ganzen anvertraut ist.

„Daß sich das größte Werk vollende, genügt ein Geist für tausend Hände“, ist Goethes klassische Formel für das harmonische Kräfteverhältnis von Volk und Führung wie für den Vorrang des Geistes und der Tat bei der Schaffung und Erhaltung einer Gemeinschaft. Nur der überragende und als überragend anerkannte Geist kann Gemeinschaft bauen, ihr Formen, Gesetze und Ziele geben.

Entscheidend für ihre künftige Entwicklung ist der Antrieb, aus dem heraus Gemeinschaft entsteht. Es gibt erzwungene Gemeinschaft, werdende Gemeinschaft und gewachsene Gemeinschaft. Erzwungene Gemeinschaft macht unfrei und

abhängig. Sie ist nicht haltbar, während gewachsene Gemeinschaft frei und souverän macht und eine Gemeinschaft im Werden sich aus dem Zwang der ersten Zeit zur freien Kraftentfaltung entwickelt. Wird die Zusammenfassung zu einem Energieganzen aus bloßem Machtwillen oder aus Gründen der Nutzung den Einzelkräften abgezwungen oder dem Ganzen auferlegt, so ist eine Harmonie der Kräfte unmöglich und die auf diese Weise erzwungene Gemeinschaft trägt bereits den Krisenkeim eines schließlichen Zusammenbruches in sich. Als erzwungenes Unternehmen wird sie zwar eine Zeitlang zu einem Machtinstrument in der Hand eines Machtüberlegenen, aber es fehlt ihr die gesunde Kraft eines frohwüchsigen Organismus, es sei denn die Zwangsherrschaft wird durch eine gewachsene Führung abgelöst.

Erst in einem gesund und frei sich entfaltenden Gemeinschaftsorganismus können sich die in ihm angelegten Führungs- und Gemeinschaftskräfte zu schöpferischen Leistungen entwickeln. Unter dem Zwange einer auferlegten Führung, unter dem Druck ihres als fremd und feindlich empfundenen Willens ballen sich die gewaltsam zusammengefaßten Kräfte zusammen, um sich bei bester Gelegenheit der fremden Führung zu entledigen. Der Erfolg ist kein letzter Maßstab für solche Gegenwirkung. Denn die Gegenkräfte als Tatsache sind der konkrete Beweis für den Zwangscharakter einer Führung und für die Unterdrückungslage der Gemeinschaft. Fremder Führungsanspruch führt statt zu schöpferischer Gemeinschaftsleistung zur Fron, zur verdrossenen Soll-Leistung, aus der Fron zur Fronde und die Fronde über mißglückte Selbstbefreiung zur Abstumpfung der Fronenden, bis die weitere Steigerung ins Negative das Unheil der Auflösung herbeiführt. Hier wird der Geist der tausend Hände zum Unhold und die tausend Hände wollen nicht die Werkvollendung, sondern das Zerstörungswerk.

Sie schaffen tausend Widerstände und richten großen Schaden an.

Auf solchem Wege der gewaltsamen Nutzung und Unterdrückung einer Gemeinschaft kann keine Kräftezusammenfassung zu einem Volk zustandekommen. So gewiß Macht, geistige Überlegenheit und von Fall zu Fall dosierbare Zwangsmittel zur Führung einer jeden Gemeinschaft gehören, so sehr kommt für die qualitative Einschätzung einer Führung alles darauf an, ob die Führung der Gemeinschaft dient oder sich einseitig von ihr dienen läßt und sie ausnutzen will. Führen im gemeinschaftsfördernden Sinn erfordert die höchste Dienstleistung. Von dem Augenblick an, in dem die Führung der Gemeinschaft dient, wird die Gemeinschaft zur Gefolgschaft. An die Stelle der erzwungenen Unterordnung tritt die freiwillige und freudige Einordnung in das Ganze, in dem jeder seinen Platz und seine besondere Bedeutung hat. Aus der Diensthaltung und Dienstleistung der Führung erwachsen alle positiven Eigenschaften einer zielklar und sicher geführten Gefolgschaft vom Gehorsam bis zum Lebensopfer.

Nach Ausweis der Geschichte ist es vornehmlich der Wehrführer, dem als überragender Persönlichkeit das schwere Werk gelingt, sich eine ihm in Treue verbundene, auf eine bestimmte Kampf- und Lebensordnung verpflichtete Gefolgschaft heranzubilden. Diese Wehrführernaturen sind auch meist staatenbildend gewesen und haben als Herren wehrhafter Gefolgschaften und als Meister der Führungskunst die Schicksale von Völkern und Staaten durch Siege und Niederlagen für ganze Epochen bestimmt.

Vollendete Führungskunst ist nach Ausweis der Geschichte zuerst im Wehrwesen anzutreffen. Hier bildet sie die edelste und schärfste Waffe, hier ist sie lebensnotwendige Voraussetzung und wird daher mit aller Sorgfalt entwickelt und gepflegt. Ihre grundstürzenden wie ihre grundlegenden

Erfolge machen sie zum natürlichen Vorbild für die meist erst aus ihr sich entwickelnde Staatsführung.

Auch Wortgeschichte und Wortbedeutung besagen eindeutig, daß Volk zunächst Gefolgschaft im wehrtümlichen Sinne ist, also eine in sich geschlossene und zuchtvolle Einheit unter der Führung eines treuewürdigen, besonders befähigten Mannes.

Daß Volk ursprünglich Wehrgefolgschaft unter Führung eines Wehrgefolgsherren war, wissen wir auch aus dem altsächsischen „Heliand“, in dem der Gefolgsherr als „drohtin“ das aus vielen Gefolgschaften bestehende „große Heervolk“ (megin folk mikil, 1218) befehligt. Ähnliches läßt sich im historischen Befund auch bei den indogermanischen und den großen asiatischen Völkern feststellen. So beschritt schon in jungen Jahren aus einem von den Griechen verspotteten Bauernvolk heraus Alexander der Große den steilen Weg vom Heerführer zum Staatsgestalter. Sein Vater, der makedonische Bauernkönig Philipp, hatte ihm ein Heerwesen geschaffen, das sich den weniger gut geführten Söldnerhaufen und Bürgeraufgeboten der hellenischen Demokratien mit überlegener Disziplin und Einheitlichkeit, aber auch wegen der urwüchsigen Kraft noch nicht verstädterter und demokratisierter makedonischer Königsbauern als überlegen erwies. Mit diesem königlichen Bauernheer hat Alexander die Einigung des in Hegemonialstreitigkeiten zwischen Athen und Sparta entzweiten Griechentums erzwungen, mit ihm die junge makedonisch-griechische Nation in den seestädtischen Siedlungen Kleinasiens geschützt, mit ihm gegen das Europa ständig bedrohende Imperium der Perser um Asien gekämpft. Alexander war als Führer eines heimatgebundenen bäuerlichen Heeres und als Verteidiger der durch seine Heereserfolge geschaffenen griechischen Nation aufgebrochen, um diese junge Nation vorsorglich gegen das persische Imperium zu schützen. Er wurde über dieser Auf-

gabe des präventiven Schutzes zum Eroberer fremden Raumes. Doch brachte Alexander aus seiner makedonischen Tradition die königliche Weisheit mit, daß man im Kriege nicht Feinde besiege, sondern Freunde gewinne. Er verschmähte deshalb jeden Triumph über den besiegten Gegner. Nur Verräter und Verschwörer bestrafte er auf beiden Seiten hart nach dem Gesetz verletzter Ehr- und Treuepflicht. Unter Vornehmdenkenden wird es immer als der edelmütigste Zug in Alexanders Wesen gelten, daß er in dem Perserkönig nicht seinen persönlichen Feind sah, sondern mit ihm im ritterlichen Kampf um Asien kämpfte, die gefangene Perserkönigin auch im Unglück der Niederlage als Königin ehrend behandelte und den mitgefangenen sechsjährigen Sohn Darius in seine Arme nahm und herzte.

Alexander, der als „Gottessohn“, wie er sich nennen ließ, nach seinen eigenen Worten „für die Götter und das Vaterland“ kämpfte, fand in Darius einen gleichedlen Gegner. Von ihm wird ein Gebet nach seiner ersten großen Niederlage und dem Verlust seiner Gemahlin durch Gefangennahme überliefert: „Wollt mir mein Reich erhalten und wieder aufzurichten gewähren, damit ich als Sieger dem Alexander vergelten kann, was er den Meinen getan. Soll ich aber nicht länger Asiens Herr sein, so gebt die Tiara des großen Kyrus keinem anderen als ihm.“ Im persischen Lager sagte man von Alexander, daß sein Edelmut so groß wäre wie seine Kühnheit. Aus dieser, auch in der indoarischen Bhagavadgita anzutreffenden, königlichen Kampfauffassung heraus hat Alexander die Gründung eines heimatfernen Staatsgebildes begonnen und sich bemüht, den Asiaten ein Asiat zu werden, den Griechen aber ein Grieche zu bleiben. Die fremden Heiligtümer zerstörte er nicht, sondern ehrte und besuchte sie, von gleicher Ehrfurcht vor allen und dem ihnen Gemeinsamen erfüllt. Er führte ein Leben zwischen dem nüchtern-zuchtvollen, klargeordneten makedonischen

Heerlager und einem nach asiatischem Stil eingerichteten, verschwenderisch ausgestatteten Hof. Er blieb als Heerführer Makedone und trug am Hof zum Leidwesen seines Heeres die Kleidung eines asiatischen Herrschers. Er stammte aus makedonischem Bauern-Königtum und heiratete die fremde Königstochter Roxane. Er ehrte die fremden Götter wie die eigenen und war bestrebt, vom kühnen Eroberer zum ebenso erfolgreichen und klugen Staatsmann zu werden, nur von dem Willen erfüllt, die eroberten Gebiete wie die hellenischen Stadt-Staaten zu einen. Das ist ihm in Persien so wenig wie in Indien nach dem Siege über Poros gelungen. Babylon war nicht Athen. Sie blieben zwei Welten, zwischen denen Alexander mit höchster Führungskunst eine Harmonie der Kräfte und Ideen herstellen wollte.

Doch selbst diesem heldenhaftesten und edelmütigsten Heerführer des indogermanischen Völkerbereiches ist es trotz höchster Führungskunst nicht gelungen, aus fremden Völkern ein Volk zu schaffen. Was Alexander erreichte, war nur ein Imperium, das nach einiger Zeit auseinanderfiel wie alle Imperien, wenn sie die Lebensgesetze gewachsener nationaler Tradition verletzen. Wohl hatte Alexanders Lehrer Aristoteles behauptet, die Hellenen könnten die Welt beherrschen, sobald sie zu einem Staat vereinigt wären. Die historische Entwicklung lehrt indessen, daß, als Alexander nach der Einigung der griechischen Stadt-Staaten auch die eroberten asiatischen Länder zu einem Vielvölkerstaat vereinigt hatte, mit diesem die griechische Einheit auseinanderbrach. Das hat seinen Grund darin, daß jedes, auch das ritterlich erkämpfte und großzügig geführte Imperium nur aus einer Vernichtung oder Niederhaltung von eigenwüchsigen Völkern hervorgehen kann. Darum wird es auch niemals gelingen, auf gewaltsamem Wege Völker mit gewachsener Tradition zu einer dauerhaften Symbiose zu verschmelzen.

Gaius Julius Caesar wurde nicht als römischer Statthalter in Westspanien, sondern als Heerführer zum Staatsmann. Durch seine erfolgreiche Truppenbehandlung wurde er zum gefeierten Abgott seiner Legionen. An ihrer Spitze führte er sie, an allen ihren Nöten teilhabend, aus den größten Entbehrungen zu Sieg, Ehren und reicher Veteranenversorgung. Seine Soldaten nannten ihn Imperator, einen Titel, den ihm hinterher der Senat auf Lebenszeit verlieh. Caesar verdankte diesen Aufstieg seiner vollendeten Führungskunst. Ohne daß er seine Legionen zu einer ihm in Treue zuchtvoll ergebenen Gefolgschaft erzogen hätte, wäre er weder über Ariovist, den germanischen Heerführer, noch über die Helvetier noch über die Gallier Sieger geworden. Ohne die dauerhafte Harmonie zwischen ihm und seiner Truppe hätte er weder über den Rhein noch nach Britannien gehen, nie den Rubikon überschreiten, die Auseinandersetzung mit dem Senat auf sich nehmen, nie seinen Widersacher Pompeius bei Pharsalus besiegen und sich auch niemals von der Bindung an Cleopatra wie aus der ägyptischen Königsburg befreien können.

Auch Hermann, der Heerführer der Cherusker, der mit seiner für germanische Verhältnisse überraschenden Zermürbungstaktik die Legionen des Varus besiegte, wäre neben andern Wehrführerpersönlichkeiten hier zu nennen. Doch wird am Beispiel Caesars wie schon an dem des ganz andersgearteten Alexander deutlich: Der erfolgreiche Heerführer konnte mit seinen hervorragenden Truppen wohl ein Volk nach dem andern zum Anschluß an das Imperium Romanum zwingen. Aus den Bevölkerungs- und Kolonialmassen des Römischen Reiches vermochte er aber keine Nation zu schaffen. Dagegen gelang es dem Cheruskerführer Hermann, ganz Germanien von der Kolonialknechtschaft zu befreien und damit, freilich gegen den Widerstand des Marko-

mannen-Führers Marbod, den Weg zu einer germanischen Nation freizumachen.

Auch das romanisch-germanische Imperium Karl des Großen war zum Scheitern verurteilt, als dieser mächtige Heerführer und Herrscher durch Umerziehungs- und Umvolkungsmaßnahmen, wie Ausrottung der sächsischen Führungsschicht, Vertreibung und Zwangsumsiedlung der Sachsen, in die Versuchung aller Kolonialherren kam, durch militärische und religiöse Unterwerfung ein politisches Ziel auf weite Sicht erreichen zu wollen. Im Gegensatz zu Alexander, der die fremden Heiligtümer schonte und achtete, zerstörte sie der von seiner Hofkapelle zu Aachen beratene Karl und versuchte ein aus dieser Tradition zusammengewachsenes und geführtes Volk von seinen Wurzeln und seiner angestammten Führung zu trennen, was eine über Jahrhunderte sich auswirkende Entwicklungsstörung und die Bürde des doppelten Dualismus zwischen fremder und einheimischer Tradition sowie zwischen Reich als Imperium und Reich als Nation zur Folge hatte.

Karl ist trotz des teilweisen Übertritts der sächsischen Führungsschicht niemals der Gefolgsherr der Sachsen in einem Sinn geworden, in dem er es für die Franken gewesen ist. Wie der Griff Ariovists nach Gallien ein Fehlgriff war, so mußte der imperiale Versuch einer Pax Franconica an dem auf ältester germanischer Tradition gewachsenen Gefolgschaftswesen der Sachsen scheitern, bis Heinrich I. und sein Sohn Otto I. als Gründer des ersten germanisch-deutschen Reiches auf diesen Fundamenten weiterbauten.

Im Gegensatz zu Alexander, Cäsar und Karl dem Großen zielte Otto I. auf ein nationales Reich. Er setzte das Befreiungswerk Hermanns in der Weise fort, daß er, nicht wie Imperatoren, die aus einer wohlgewahrten Tradition erwachsene Lebensordnung mißachtete und zerbrach, sondern auf dieser einheimischen Grundlage den Weg zur

nationalen Staatsbildung beschritt. Das militärisch-politische Lebenswerk Ottos des Großen ist auch deshalb von solcher entwicklungsgeschichtlichen Bedeutung, weil es beweist, daß übernationales Imperium und nationaler Reichsgedanke als unversöhnliche Gegensätze sich seit jenen ersten Versuchen, Nationen in Imperien aufgehen zu lassen, gegenüberstehen. Aus diesen Versuchen hat sich der nationale Reichsgedanke folgerichtig entwickelt.

Große Führerpersönlichkeiten haben sich durch Jahrhunderte hin trotz Niederlagen und stärkster Gegenwirkungen von imperialer und stammestraditioneller Seite oft als Wehr- und Staatsführer in einer Person um die Verwirklichung des Reichsgedankens leidenschaftlich bemüht. Doch schon Ottos Nachfolger scheiterten an der Zwiespaltsucht des germanischen Menschen, vor allem aber an dem gottkaiserlichen Sacerdotium der römischen Päpste, das als christlich-abendländisches Imperium und Gottesstaat das altheidnische Imperium Romanum mit unentwegtem Herrschaftsanspruch fortsetzen wollte. So scheiterte auch Ottos I. Versuch einer nationalen Reichskirche unter seinen Nachfolgern, während die Ausdehnung seiner Macht zum Schutze gegen den Osten mit Hilfe seiner Anrainer-Siedlungspolitik, wenn auch erst nach langdauernden Wachstumsschwierigkeiten, zu einem Erfolg des nationalen Reichsgedankens wurde, der ohne den Siedler aus dem germanischen Heimatraum und ohne die preußische Führungsleistung in den Marken niemals möglich gewesen wäre. Zudem darf nicht vergessen werden, daß Otto wie seine Nachfolger die östlichen Eindringlinge zurückschlagen mußten. Seit Otto ist der germanische Grenzraum mit seinen Burgen zum lebendigen Schutzwall gegen den immer wieder vorstoßenden slavisch-asiatischen Osten geworden.

Weil der nationale Reichsgedanke germanischer Art außer einer ungewöhnlichen Zielzähigkeit eine lange Entwick-

lungszeit erforderte, konnte es den erfolgreichen Taten großer Wehrführer nicht gelingen, ihren Waffenerfolgen den Erfolg einer ebenso bedeutenden Staatsführungsleistung folgen zu lassen. Es war aber die historische Aufgabe aller Führerpersönlichkeiten, die ihr Leben dem nationalen Reichsgedanken geweiht hatten, dem Wehrführer gleich aus Einzelexistenzen und kleinen Gemeinwesen nunmehr ein Staatswesen zu schaffen und sich dabei wie jene nicht bloß des Schwertes, sondern zugleich der wirksamsten Kulturgedanken zu bedienen. Nur so konnte es gelingen, aus Bevölkerungsmassen und Stämmen ein Volk und aus diesem in heißem Ringen mit allen Rückfalls- und Trotztendenzen eine Nation von der inneren Einheitlichkeit und Geschlossenheit einer Wehreinheit zu machen. Denn erst wenn ein Staatsmann zum Volksführer geworden ist, wie der Wehrführer zum Schöpfer seiner Einheiten, kann sich das große Staatswerk vollenden, dem ein schöpferischer Geist und Millionen Hände dienen.

Die heute wie gewisse Dramen von Schiller und Kleist dem Bewußtsein des gebildeten Deutschen entschwundene „Germania" des Tacitus, die vor 450 Jahren dank den vaterlandsfreudigen Humanisten Celtes und Bohemus ein vorreformatorisches Nationalbewußtsein erweckte, hat uns einen Satz über die Art der germanischen Führung aufbewahrt, der in seiner knappen Art von fundamentaler Bedeutung für die Soziologie des Führertums ist: „Reges ex nobilitate duces ex virtute sumunt" (Germania 7: Ihre Könige wählen sie nach ihrer edlen Herkunft, ihre Heerführer nach ihrer Tüchtigkeit aus). Das heißt nichts anderes, als daß der Grundsatz der Auslese auf Grund bewährter Führungseigenschaften galt.

Von Tacitus erfahren wir auch, daß germanisches Wehrwesen auf dem Gedanken der Dienstleistung auf Gegenseitigkeit beruht: „Principes pro victoria pugnant comites

pro principe“ (Germania 14: Die Gefolgsherren kämpften um den Sieg, die Gefolgschaft für den Gefolgsherren). Wehe wenn die Herren für sich und die Geführten für sich kämpfen, wie es im frühen und späten Mittelalter der Fall gewesen ist. In den klassischen Ritterheeren gab es wohl wie in jeder Adelsgenossenschaft eine steile Rangpyramide und eine alle verpflichtende Ordnung, aber in der Schlacht kämpfte jeder als Einzelkämpfer, um den Einzelkämpfer zu besiegen. Darum erlagen sie den Landsknechtshaufen, weil diese mit ihrer Salven- und Lineartaktik den mit Speer, Schwert und Schild angreifenden ritterlichen Einzelkämpfern überlegen waren. Man kann die Ritterschaft mit ihrer bis in die germanische Frühzeit zurückreichenden Tradition und ihrem Kampfstil der Freien und Edlen geradezu als eine Führung ohne Gefolgschaft bezeichnen und die in starren Linien durch brutalen Zwang zusammengehaltenen Landsknechtshaufen als Gefolgschaft ohne Führung. Daß Ritterheere an Söldnerhaufen zugrundegingen, war ein mahnendes Symbol für die kommende Entwicklung. Aber auch die „verlorenen Haufen“ waren ein trauriges Spiegelbild der Führungsverhältnisse jener „kaiserlosen, der schrecklichen Zeit“, die in einem erzwungenen Gemeinwesen fronend existierten und weder Volk noch Führung hatten.

Wie anders sah Scharnhorst Jahrhunderte später Soldatentum als „Vereinigung aller sittlichen und physischen Kräfte der Staatsbürger“! Wie anders war auch die germanische Wehrverfassung, die in Friedenszeiten die Volksversammlung als souverän betrachtete, in Kriegszeiten jedoch die Freiheit des einzelnen dem Wohl des Ganzen unterordnete. Der mittelalterliche Landsknecht war fremder Herkunft, volk-, staaten- und ideenlos. Das hat auch ein Frundsberg nicht ändern, sondern nur bestätigen können. Für diese heimatlosen Existenzen war der Kriegsdienst ein Handwerk. Man lebte vom Kriege. Der Friede machte brotlos und brachte an

den Bettelstab. Das waren in der Tat Zeichen tiefster nationaler Zerrüttung. Mochte aber auch das Rittertum mit seinen alten Bindungen an eine ferne Vergangenheit unter diesen von ihm selbst geschaffenen Führungs- und Lebensverhältnissen zugrundegegangen sein, sein aus adliger Haltung entwickeltes Ethos ist lebendig bewahrt worden und der Maßstab der späteren Wehrführerschaft geblieben. Ritterlichkeit bleibt auch weiterhin die vornehme Haltung gegenüber Freund und Feind. Aber auch die Landsknechtshaufen haben ihre große wehrgeschichtliche Bedeutung. Die mit ihnen entwickelte Taktik bestimmte die künftigen Prinzipien der Heeresorganisation, aus der der preußische Führungsgedanke in Verbindung mit der adligen Wehrführertradition hervorgegangen ist. Doch auch dieser preußische Führungsgedanke bedurfte noch einer Umgestaltung, bis er seine Sendung erfüllen konnte.

6. *Kapitel*

DER PREUSSISCHE FÜHRUNGSGEDANKE

Kennzeichnend für den geschichtsverzerrenden Haß eines vernichtungssüchtigen Siegers heißt es in der wenig bekannten Mantelnote zum Versailler Vertrag vom 16. Juni 1919: „Die ganze Geschichte Preußens ist durch den Geist der Beherrschung, des Angriffs und des Krieges charakterisiert. Hypnotisiert durch den Erfolg, mit welchem Bismarck, der Tradition Friedrichs des Großen folgend, die Nachbarn Preußens beraubte und die deutsche Einheit durch Blut und Eisen schmiedete, unterwarf sich das deutsche Volk nach 1871 vorbehaltlos dem Einfluß und der Führerschaft seiner preußischen Herren". Diese geschichtswidrige Negativierung großartiger Leistungen bedeutender Männer der deutschen Geschichte läßt sich unschwer als Vorlage für das Anklageschema von 1945 erkennen, als das Vernichtungswerk der westlichen Geldwelt gegen die preußisch-deutsche Ordnungswelt seinen Abschluß finden sollte.

Man vergegenwärtige sich gegenüber diesem Zerrbild, was in der Zeit, in der Preußen aufstieg, in dem sich von seinem Mutterlande loslösenden nordamerikanischen Siedlungsraum und was in Frankreich nach 1789, besonders unter Napoleon I. als Schöpfer eines neuen Staatswesens, an nationalen Gedanken mit Hilfe hervorragender Staats- und Wehrführer verwirklicht worden ist! Im Nordamerika der Unabhängigkeitskriege und im Frankreich der großen Wende

war es der Geist eines revolutionären Nationalbewußtseins, der in diesen Ländern mit neuen Führungskräften herangereift war und dem Staat neue Formen, der Entwicklung neue Ziele gab. Klingt es nicht „preußisch“, wenn es in dem Konskriptionsregulativ vom 16. August 1793 im Geiste des erwachten Nationalbewußtseins und einer neuen nationalen Verpflichtung heißt: „Jeder Franzose ist Soldat und zur Verteidigung seines Vaterlandes verpflichtet. Wenn das Vaterland als gefährdet erklärt wird, werden alle Franzosen zu seiner Verteidigung aufgerufen“? War nicht andererseits Napoleon, der große Staatsumgestalter jener Zeit, der Hasser Preußens, das er mit Blut und Eisen unterdrückte, ein überzeugter Imperialist und Kolonialist, dazu überzeugter Vertreter des fränkischen Vasallitätsprinzips? Machte er sich nicht zum Zwingherrn der im Rheinbund zusammengefaßten nichtpreußischen Teilstaaten des auseinanderfallenden Reiches? Und schließlich: Ist nicht erst durch den französischen Soldatenkaiser Preußen zur Weiterentwicklung seines Führungsgedankens gezwungen worden? Man vertausche einmal die Rollen in der Mantelnote und sage statt Preußen Frankreich und statt Bismarck Napoleon und das Übrige entsprechend, so ergibt sich, daß 1789 und Napoleon Preußen auch für seinen Weg durch das 19. Jahrhundert zum Schicksal geworden sind.

In Frankreich haben — nicht ohne die Erfahrungen des nordamerikanischen Freiheitskrieges auszuwerten — die neuen Massen- und Volksheere in Verbindung mit einem unerhört kühnen operativen Denken die traditionelle, an starren Linien und Salven festhaltende, äußerst vorsichtige Manövrierstrategie der stehenden Fürstenheere umgewandelt. Ohne jede Rücksicht auf die Tradition hatte der korsische Adelssprößling sich ein junges, straff geführtes Wehrführerkorps geschaffen, von dem er nichts so sehr wie activité und vitesse und immer wieder activité und vitesse ver-

langte. Doch forderte er von seinen Offizieren nur so viel wie von sich selbst. „Zurückhaltend und arbeitsam, zieht er das Studium jeder Art von Vergnügungen vor“, hatte der Kommandeur der Militärakademie von Brienne über Napoleon als Militärschüler geschrieben. Später konnte er die gesammelte Kraft und seine Arbeitsenergie auf seine Generale übertragen.

Nicht nur dem Heer und den Wehrführern, sondern dem ganzen französischen Volk zwang Napoleon Achtung und Verehrung ab. Seine glänzend bewiesene, wie eine Fanfare wirkende Formel lautete: „Toute ma politique c'est le succès“. Solange seine Erfolge andauerten, blieben ihm das französische Heer und Volk verbunden und dem Einfluß seiner überragenden Persönlichkeit vorbehaltlos ergeben.

Sieger, die einen Diktat-Frieden wie den von Versailles für ein erfolgreiches Instrument der Politik halten, scheinen stets sehr schlechte Geschichtskenner zu sein. Möglicherweise meinen sie wirklich, mit ihrem einmaligen Siege schlösse die Geschichte ab und begönne eine neue Zeit. Aber vielleicht kennen sie die Geschichte auch so gut, daß sie es für inopportun halten, der historischen Wahrheit die Ehre zu geben. Sie suchen daher lieber ihr Heil in Geschichtsfälschung und Zweckpropaganda und verweigern andern Völkern und deren nationaler Geschichte die Ehre, die ihnen objektiverweise gebührt. Oder sie sind überhaupt keine Geschichtskenner, weswegen sie zwar zu siegen, aber keine kontinuierliche Ordnung herzustellen vermögen. Die in der Versailler Mantelnote von 1919 aufgestellten Behauptungen verpflichten jedenfalls den sachlich Urteilenden zu der historisch fundierten Feststellung, daß es Napoleon gewesen ist, der vor 150 Jahren dem ersten Deutschen Reich mit den Mitteln der militärischen Zucht und der politischen Neuordnung, die in der Mantelnote Preußen zum Vorwurf gemacht worden sind, den Todeshieb versetzt hat.

Napoleon führte damit die traditionelle Abtrennungs- und Auflösungspolitik Deutschland gegenüber fort und verfehlte nicht, den arrivierten Rheinbundfürsten ihre Souveränität gegen bedingungslose Gefolgschaft zugunsten französischer Interessen zu garantieren. Als Protektor des Rheinbundes, jenes beschämenden Prototyps heutiger Imitationen, sparte er nicht mit Königskronen und Fürstentiteln, forderte allerdings dafür auch 63 000 Mann, eine überaus schwere wirtschaftliche und arbeitspolitische Belastung und eine wohlberechnete dreifache Lebensbelastung, wenn man die Blutlast als schwerste dazu nimmt. Diese 63 000 Mann forderte er zum Kampf gegen Deutsche und gegen Fremde auf Kriegsschauplätzen, die dem deutschen Nationalinteresse gänzlich fernlagen. 1812 verloren die bayerischen Rheinbundtruppen 35 000 und die Württemberger 16 000 Mann, das sind 41 000 deutsche Soldaten, gefallen im Kampf für fremde Interessen auf fremder Erde. Gewiß wiederholt sich nichts, weder Zahlen noch Uniformen und jede Epoche trägt ihr eigenes soldatisches Gesicht; aber bestimmte Kriegswünsche, Kriegsziele und Kriegsprinzipien zur Schwächung von Kriegsgegnern kehren in Europa bis zur grausigen Langeweile immer wieder, und zwar in einer Form, die doch wohl mit der Geschichtsunkundigkeit, ja einer regelrechten Aufnahmebeschränktheit der propagandistisch bearbeiteten Zeitgenossen risikolos rechnet.

Die für die Antriebskräfte im 19. Jahrhundert so bedeutungsvoll gewordene französische Revolution ist keineswegs nur die große und blutige Auseinandersetzung mit der traditionellen französischen Führungsschicht, sondern auch die Geburtsstunde eines hochgesteigerten Vaterlands- und Nationalgefühls. Als Element einer neuen Staatskomposition dringt sie in die preußische Tradition ein und wird hier der Anstoß zu einer ohne das Schicksal der Niederlage undenkbaren nationalen Entfaltung. Es sind neue Führungskräfte

in Preußen, von denen diese Hinwendung zum Nationaldenken und die gelegentlich scharfe Auseinandersetzung mit der eigenen Tradition ausging. Daß man die an der Schlacht bei Jena und Auerstedt beteiligten militärischen Führer einer hochnotpeinlichen Untersuchung unterzog, ganze Regimenter mit ruhmbedeckter Vergangenheit kassierte, Festungs- und Todesstrafen vollstreckte, war nur das Aufbegehren aus dem Willen zur unbedingten Korrektur. Aber die zur Rechenschaft gezogenen Führer waren eher Opfer als Exponenten der Tradition und ihrer herkömmlichen Strategie. Sie büßten für die Sünden des nicht mehr ausreichenden Wehrsystems, das man als neben dem Volke beziehungslos existierendes Söldnerheer bezeichnet hat.

Es ist eine unbestreitbare Tatsache, daß dem Preußen Friedrichs des Großen die staatspolitische Einheit von Volk und Führung gefehlt hat. Preußen war unter ihm und seinen Vorfahren ein Staat von Bürgern und Bauern, die als Untertanen vom König durch den Adel verwaltet und von einer angeworbenen Söldnertruppe verteidigt wurden. Volk, Heer und Führung zur nationalen Einheit umzugestalten, wie es dem großen Usurpator der französischen Revolution mit Genie und Fleiß gelungen war, sollte dem Preußen der Erhebung gegen Napoleon vorbehalten bleiben. Es wurde das Werk einer Führerreihe. Sie war aus dem Volk und nicht nur aus der traditionellen Führungsschicht erwachsen. Und es sprach für die preußische Substanz, daß eine solche Führerreihe in dem Augenblick zur Übernahme ihrer historischen Aufgabe bereit war, als das Schicksal Preußen eine Chance bot und den Weg in die Zukunft zur grundlegenden Umgestaltung seiner Existenz für eine kurze Zeitspanne freigab.

Diese Führerreihe der deutschen Befreiungszeit von 1807 bis 1815 bestand aus Männern, die aus allen Schichten des Volkes stammten, bei denen Vaterlandstreue, in zähem Stu-

dium erarbeitetes Realwissen, nationale Bildung auf der Grundlage unbestechlicher Charakterzucht sich mit der Zielsetzung verbanden, aus der Niederlage von 1806 heraus in weiser Mäßigung, klugverschwiegener Planung und unverdrossener Entschlossenheit die Voraussetzungen für einen Befreiungskampf zu schaffen. Die bedeutendste Leistung dieser Führerreihe war es, daß sie die bisher fehlende Einheit vom Volk her schuf, ohne — wie in Frankreich — die Führung gewaltsam durch eine neue zu ersetzen. In Ablehnung des französischen Vernichtungs- und Gewaltprinzips stand sie mit ihrer Nationalgesinnung vor der Aufgabe, aus dem Volke selbst beste Kräfte in die Führung aufzunehmen und an sie heranzuziehen und damit die Schranken der überkommenen Exklusivität der Führungsschicht zu übersteigen.

In der Führerreihe von 1807—15 fanden sich die großen Patrioten jener Zeit der nationalen Erniedrigung zusammen: Männer der militärisch-politischen Planung, der staatlichen Reform und einer Nationalerziehung. Sie alle stellten sich in den Dienst der Befreiung von der Fremdherrschaft und Erniedrigung. In zäher, jahrelanger, stiller Arbeit wurden sie zu Schöpfern und Erziehern der Nation, bis das Schicksal die Schranke öffnete und Volk, Wehrkraft und Führung sich als die aus der Not erwachsene Einheit bewähren konnten. Scharnhorst, Stein, Gneisenau, Clausewitz, Boyen, Grolman, Fichte, Arndt, Jahn, Steffens bildeten mit anderen diese Reihe nationaler Führer. Sie waren weniger Motor in erprobter Mechanik als Gestalter und Vollender des Volkswillens, vom Volk zutiefst bejahte Männer der freiwilligen Hingabe aller ihrer Kräfte an das Volk und seine Zukunft.

Ihre überwältigende Selbstlosigkeit in der Hingabe an die großen nationalen Ideale weckte in dem bisher abseitsstehenden, nicht als Träger der Nationalkraft beachteten Volk die Vaterlandsliebe aus einem jahrhundertelangem Schlummer. Welche Beweiskraft liegt in dieser Erweckung!

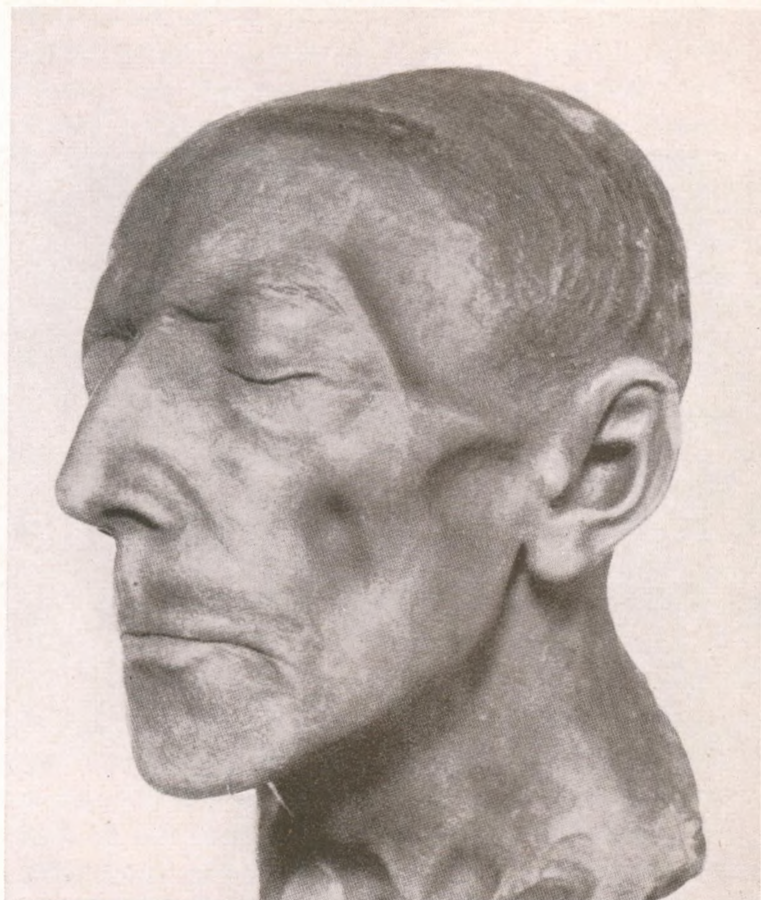
Und wie spontan erfolgen solche Entwicklungen! Das Volk, das dem König als Landesherren die Staats- und Heerführung oft ohne jede Anteilnahme überlassen hatte und vielfach mit List zum Wehrdienst gezwungen wurde, beteiligte sich aus dem Geiste nationaler Freiwilligkeit unter der Führung großer Patrioten an dem Befreiungswerk!

Der Bürger des friderizianischen und nachfriderizianischen Staates war kein Patriot. Er fürchtete den König, der sich um alles selbst kümmerte und überall plötzlich auftauchen konnte, um nach dem Rechten zu sehen, mehr als er ihn liebte. Mit dem Sinn für echte Größe achtete man ihn wohl, fluchte ihm aber zugleich als überforderter Steuerzahler. Zu den Soldaten des Königs hatte der Bürger überhaupt keine Beziehung. Eine feindselige Spannung trennte sie voneinander. Übergriffe und Brüskierungen verschlechterten das Verhältnis. Waren die Soldaten doch oft fragwürdige Gestalten wie einst die Landsknechte. Bei aller Verehrung für den großen König und seinen selten reich veranlagten Geist, seine Bildung und seinen Charakter, für seine politische und militärische Führungsleistung ist nicht zu vergessen, daß er die Trennung von Volk und Führung für richtig und nötig hielt. Nach seiner Auffassung war es allein die Aufgabe des Adels, das Land zu verwalten und zu verteidigen. Der Bürger hatte es in seinen Augen ausschließlich mit Handel und Gewerbe zu tun. Gelderwerb und Ehrgefühl schlossen sich nach des Königs Meinung gegenseitig aus. So kam er zu dem Schluß, daß bürgerliche Offiziere der erste Schritt zum Verfall des Heeres wären. Zwar hat er auch Söhne aus angesehenen Bürgerfamilien in sein Offizierkorps aufgenommen, sie aber nach Kriegsende, wie den bürgerlichen Vater von Karl von Clausewitz, wieder entlassen.

Friedrichs des Großen Auffassung war es, — darin ganz absoluter Monarch — das Fehlen einer Einheit von Volk und Führung nicht als Mangel anzusehen, sondern dem da-

maligen Führungsgedanken entsprechend zwischen Volk und Führung unbedingte Autorität und strengste Exklusivität aufzurichten, ja gleichsam als Isolatoren gegen das Volk für notwendig zu halten. Dennoch bleibt es das wehrgeschichtlich größte Verdienst des Königs und sein historisch bedeutsamster Beitrag zum preußischen Führungsgedanken, daß er im Anschluß an das Gründungswerk seines Vaters ein Offizierkorps als hochwertige Wehrführerschaft herangebildet hat und daß er dieses Wehrführerkorps zu dem Gedanken erzog, seinem ritterlichen Lebensgesetz gemäß im Dienst für den Monarchen die höchste Ehre zu sehen. Diese Leistung des Königs bildet den von nun an sorgsam bewahrten Kern des preußischen Führungsgedankens. An diesem Gedanken ist bis ins 20. Jahrhundert hinein festgehalten und damit bewiesen worden, daß es auf die Eigenschaften und nicht auf die bloße Existenz einer Führung ankommt, und zwar auf die Eigenschaften des eigennutzfreien Dienstes in lebenslanger Hingabe an die zur Idee gewordene höchste Führerpersönlichkeit. Diese Dienstauffassung und Diensthaltung geben dem preußischen Führungsgedanken seine Größe und überzeitliche Geltung. Führungsprinzip ist Qualitätsprinzip.

Freilich ist auch der preußische Führungsgedanke nicht vollendet, sondern nackt und unfertig zur Welt gekommen. In seinen Instruktionen für alle Kommandeure der Kavallerie-Regimenter wie auch in seinem Testament von 1768 schrieb Friedrich aus dem militärischen Zeitgeist heraus, daß der gemeine Soldat vor dem Offizier mehr Furcht als vor dem Feinde und vor allen Gefahren der Schlacht haben müßte. Des Königs unausgesetzte Bemühungen galten von früh bis spät und in erster Linie der Truppe und der Truppenführung. Nach Ausweis seiner Instruktionen, Reglements und Ordres war er auf Sicherung seines Erbes durch straffe und streng durchdisziplinierte Zusammenfassung der aus



Totenmaske Friedrichs des Großen

(Abgenommen von Johann Eckstein)



Professor Heinrich Steffens begeistert 1813 in Breslau zur Volkserhebung

(Gemälde von Arthur Kampf)

aller Welt angeworbenen Soldaten zu einer geschlossenen zentralgeführten Kampfeinheit, auf Zucht und Fürsorge für die Mannschaft, vor allem aber und immer wieder auf Erziehung und Bildung des Offizierkorps bedacht. Was Moltke als Haupt des Großen Generalstabs in den Verordnungen für die höheren Truppenführer 1869 als oberstes Ziel jeder Truppenausbildung herausstellte, nämlich den Willen des obersten Führers durch einheitliches Wirken aller zur Ausführung zu bringen, indem er sagte: „Die Disciplin ist der Grundpfeiler der Armee und ihre strenge Aufrechterhaltung ist eine Wohltat für alle“, war unverlierbares friderizianisches Erbe. Zwar übte später Scharnhorst scharfe Kritik an den militärischen Erziehungs- und Strafmethoden der Vergangenheit, doch konnte er andererseits an die von Friedrich dem Großen betonte Notwendigkeit der Bildung des Offiziers anknüpfen, obwohl der König diese Bildung vornehmlich auf Geschichtskenntnisse, Sprachen, Reisen und Geländeerfahrung beschränkte, während Scharnhorst, weit darüber hinausgehend, die Kriegsschulen Berlin, Breslau und Königsberg mit höheren Anforderungen und Prüfungen schuf. Gegenüber der Kritik an den Strafmethoden jener Zeit ist jedoch mit Recht betont worden, daß nur im Falle von Unbotmäßigkeit und Obstruktion mit drakonischer Strenge zum Prügelstock gegriffen wurde und die Spießrutengasse durchlaufen werden mußte. Niemals hätte sich allerdings ein aus den Söhnen des Volkes und aller seiner Schichten bestehendes Heer mit solchen Methoden zu seiner Höchstleistung erziehen und führen lassen. Ein Nationalheer siegt nur durch die Überlegenheit seiner von ihm selbst als notwendig erkannten Disziplin und eines Geistes, der vaterländische Dienstgesinnung und Wehrfreudigkeit als kostbarstes Gut in den Händen einer Wehrführungsschicht bejaht und dieses Gut aus allen Schichten, Ständen und Familien des Volkes anvertraut erhält!

In die Kriegsartikel vom 3. August 1808 wurde der Satz aufgenommen, „daß ein jeder den Kriegsdienst als eine heilige und unverletzliche Pflicht gegen das Vaterland ansehen“ müsse. Dieser Gedanke, den erst die französische Revolution mit der Proklamation der allgemeinen Dienstpflicht hervorbrachte, lag Friedrich dem Großen noch fern. Er hat jedoch dieser Entwicklung mit der besonderen Pflege des Wehrführergedankens vorgearbeitet. In einem Brief vom 3. September 1783 ermahnte er seinen Truppen-Inspekteur, Generalmajor von Goetzen, er möge zur Soldatenanwerbung unter den Offizieren keine „Windbeutel“ nehmen, die viel Geld durchbringen und „nur schlechtes Volk anschaffen“. Bemüht, das Werk seines Vaters auch in der Weitererziehung einer Wehrführerschicht fortzusetzen, achtet er streng auf deren „Conduite“ und auf ihre Bildung. Mit einer beispiellosen Unermüdlichkeit instruiert er immer wieder seine Truppen-Inspekteure und Regimentskommandeure, kümmert er sich unausgesetzt um den Offiziersnachwuchs auf den Kadettenschulen. Ihnen befiehlt er sogar während der Mahlzeiten Kapitel aus der Reichs- und Staatshistorie laut und deutlich vorzulesen, um die „unentbehrlichen Wissenschaften“ für die Weiterbildung in seinen Militärakademien, vor allem um die Auslese, die Tüchtigsten mit Ambition und Verstand, mit Ernst in allen Stücken ihres Metiers zu fördern. Er verbietet aufs schärfste Spiel, Trunk, liederliche Häuser und Cafés. Immer geht er in seinen Anordnungen mit sehr deutlichen Vorstellungen auf sein Ausleseziel los. „Hauptsächlich müssen die Commandeurs darauf sehen, sich ein nobles Corps guter und ansehnlicher Offiziere zu formieren, und sollten sich Edelleute aus fremden Ländern finden, die Verstand, Ambition und wahre Lust zum Dienste zeigen.“

Ein nobles und respektables Korps, das ist des Königs Ziel und Leistung gewesen. Allerdings waren ihm damit

auch von seiner Wehrauffassung her Schranken gesetzt, die ihn vom Volk fernhielten. Im Geiste der Exklusivität der damaligen Führungsschicht hielt er immer wieder auf Abstand seiner adligen Offiziere zu den Mannschaften und Unteroffizieren. Mit einem gewissen Recht. Denn auch eiserne Disziplin und Prügelstrafen konnten — um mit Scharnhorst den friderizianischen Soldatentyp zu kennzeichnen — aus „Vagabunden, Trunkenbolden, Dieben, Taugenichtsen und anderen Verbrechern aus ganz Deutschland" keine Soldaten mit Ehrgefühl, Selbstachtung und Standesgefühl machen. Es gab viel „schlechtes Volk" unter den Soldaten, wie die für diese volkferne Zeit der Fürstenhäuser und -heere so überaus kennzeichnende Formulierung in den Werken des Königs lautet. Darum seine besondere Anweisung: „Die Commandeurs der Regimenter müssen hauptsächlich darauf sehen, daß die Junker nicht zuviel Umgang mit dem gemeinen Manne, außer was im Dienst erfordert wird, haben, indem dergleichen Umgang solchen jungen Leuten, wenn sie etwas Höheres werden, immer anklebet". Aus diesen Worten spricht nicht so sehr Standesdünkel als vielmehr Sorge um die Auslese seiner Offiziere. Der König sah die dringlichste Aufgabe darin, aus der besten Substanz die zur Führung geeigneten und berufenen Kräfte auszulesen und ihren Fähigkeiten entsprechend einzusetzen.

Das persönliche Treueverhältnis des Adels zum Landesherrn stellte den Offizier unter besonderes Recht, machte ihn zum Träger des Wehr-Staatsgedankens, gab ihm die Spitzenstellung in der Gesellschaft und verpflichtete ihn zu einer Haltung, die dem traditionellen Ehrenkodex entsprach und die Elemente der ritterlichen Lebens- und Kampfordnung enthielt. Wie zur Blütezeit des Rittertums im 12. Jahrhundert so war unter Friedrich und seinem Vater, dem Soldatenkönig, die Offiziersuniform zur Hof-

und Ehrenkleidung geworden. Der für die spätere Entwicklung entscheidende Gedanke aber war: Nicht um des Besitzes und Geldes willen diente der adlige Offizier dem König, sondern weil dies die höchste Ehre des Edelmannes war. Der Gedanke des ritterlichen Dienstes und der strengen Auslese der Tüchtigsten ist der wertvollste Beitrag, den der Adel zur Lösung der Führungsaufgaben in Heer und Staat aus seiner Überlieferung heraus geleistet hat. Der König und seine Wehrführer haben nicht nur das Verdienst, Preußen gesichert und als potentielle Grundlage des Reiches geschaffen zu haben, sie sind zugleich die Vorläufer einer Führerreihe, die, auch ohne einen großen König an ihrer Spitze zu haben, die Harmonisierung der Kräfte und damit das Gleichgewicht zwischen Volk und Führung herstellten. Und noch eins hatte Friedrich der Große allen seinen Gegnern voraus: Er diente, diente dem Staat und diente einer großen Aufgabe, von der niemand soviel verstand wie er. In seiner Person lebte das Schicksal Preußens. Er faßte seine Entschlüsse einsam, handelte rasch und entschlossen, während seine große Kriegsgegnerin Maria Theresia über den Zustand ihrer Armee klagen mußte, weil jede Formation die Befehle anders auffasse und es daher in ihren Augen kein Wunder war, daß der Kaiser schon früher allezeit geschlagen worden wäre.

Auch in der Geschichte des Großen Generalstabes ist Friedrich der Große an erster Stelle zu nennen. Seine „Betrachtungen über die Feldzugspläne“ von 1775 enthalten Grundgedanken der Heerführererziehung, die den Typus des Generalstabsoffiziers mitgeprägt haben. „Wenn ihr eure Kräfte zersplittert, werdet ihr im einzelnen geschlagen“. Das war des Königs größte Sorge und beharrlichste Mahnung, da er die Bedeutung der Eigenwilligkeit in der Truppenführung in keiner Hinsicht unterschätzte. „Der Heerführer sei langsam in seinen Überlegungen, aber rasch im Entschluß.

Er muß wissen, daß es immer noch besser ist, einen schlechten Entschluß zu fassen und ihn auf der Stelle auszuführen, als unentschlossen zu bleiben.“ Die Erziehung zur Verantwortungsbereitschaft und Entschluß-Sicherheit der Truppenführer gehört zum Vermächtnis des Königs.

Daß ein total besetztes und abhängiges Land aus seiner größten Not heraus zu einem Volk wurde und sich aus dem Volk heraus eine der Notzeit gewachsene Führung bildete, ist nicht das Werk der traditionellen adligen Führungsschicht, sondern die Leistung einer Führerreihe, die in der Überlieferung nur so weit einen Lebenswert sieht, als sie Kräfte der Selbstbehauptung in höchster Not und Lebensgefahr aus sich zu mobilisieren vermag. Überlieferung, die keine schöpferischen Impulse mehr auslöst, ist für sie starre Tradition, die zur Lebensbehinderung wird. Um neuen und gerade den unheilvollen Situationen gewachsen zu sein, bedurfte es einer durch ihren Erfolg überzeugenden Initiative und eines nationalen Imperativs, eines sittlichen Gesetzes, so zu handeln, daß das eigene Verhalten jeder Zeit Vorbild im Dienste der Nation werden kann. Wie ein Feuer entzündet der Gedanke dieses alle in gleicher Weise verpflichtenden nationalen Sittengesetzes die Fackeln einer neuen Geisteshaltung, die seit Kant, Kleist und Schiller, dann aber vor allem mit Fichte und Arndt dem freiwilligen Dienst für das Vaterland seine geistig-sittliche Ranghöhe gegeben hat. Das Schicksal des Vaterlandes über das eigene Schicksal zu stellen, das Wohl des Ganzen über den eigenen Nutzen, dem Vaterlande mit der eigenen Wehr- und Arbeitsleistung zu dienen, das ist das einende Bekenntnis jener Zeit eines beispielhaften Aufbruchs der Nation. Was Friedrich der Große von seinen Offizieren verlangte und diese opfernd und dienend der Krone gaben, das wird in den Jahren der nationalen Erhebung nach 1806 Haltung und Kraftquelle

eines durch einige wenige Führerpersönlichkeiten erweckten Volkes.

Es sind Scharnhorst, Gneisenau, Grolman und Boyen, die sich nun in voller Schärfe gegen die korporative Sonderstellung des Offizierkorps wenden; weit über die Anforderungen Friedrichs des Großen hinausgehend, verlangen sie von den Wehrführern umfassende geistige Durchbildung. Als Führungskräfte der Nation müssen sie in der Lage sein, Lehrer und Vorbilder des Volkes zu werden. Dazu bedarf es nicht so sehr der standesmäßigen Herkunft als vielmehr der von allen Ständen zu verlangenden Arbeit an sich selbst, der Charakterbildung, eines unbestechlichen Gerechtigkeitssinnes, der Treue nicht nur zum König, sondern auch zum Vaterlande und jener Selbstachtung, die auch die Achtung der anderen erzwingt. Es geht diesen Männern um die innere Befreiung, Selbständigkeit und Selbsterkenntnis, vor allem um die Selbsthilfe mitten im nationalen Elend. Sie wollen aus dem Volke heraus die Führungskräfte erneuern, auffrischen und bereichern, die Substanz des Volkes durch Auslese seiner besten Söhne erschließen. Weder die Führung im Staat noch die des Heeres darf einem einzigen Stand vorbehalten bleiben. Bewährung in der Vergangenheit und bloßer Überlieferungsstolz genügen nicht.

Gneisenau erklärt in seinem berühmt gewordenen Aufsatz über die „Freiheit des Rückens“, erschienen im „Volksfreund“ vom 9. Juli 1808: „Jede Nation muß sich selbst ehren und darf keine Entwicklung bei sich dulden, die sie in den Augen der andern Völker herabsetzt“. Und die militärische Reorganisationskommission mit Scharnhorst an der Spitze bringt ihre Zielsetzung mit dem Satz zum Ausdruck: „Es scheint bei der jetzigen Lage der Dinge darauf anzukommen, daß die Nation mit der Regierung aufs innigste vereinigt werde, daß die Regierung gleichsam mit der Nation ein Bündnis schließt, welches Zutrauen und Liebe zur

Verfassung erzeugt und ihr eine unabhängige Lage wert macht". So soll der Geist der Furcht vor der Obrigkeit dem Geist des Vertrauens und dem Bewußtsein, Glieder einer Nation zu sein, weichen.

Die Scharnhorstsche Kommission geht ohne jede Rücksicht auf Vorurteile und Privilegien gegen die Unfähigen — das waren die Bildungsunfähigen oder Bildungsscheuen und -unwilligen — vor und entfernt sie. Von 140 Generalen der preußischen Armee des Jahres 1806, des 20. Jahres nach dem Tode Friedrichs des Großen, sind 1812 nur noch acht im aktiven Dienst. Von den 7000 preußischen Offizieren, die 1813 gegen Napoleon kämpften, hatten nur 4000 bereits 1806—07 im Dienst gestanden. Die Kommission sorgt vor allem für eine Verjüngung des Offizierkorps, das bisherige Anciennitätsprinzip wird fallengelassen.

Mit Schärfe und Entschiedenheit erklärte Scharnhorst, der selbst aus einer niedersächsischen Bauernfamilie stammte: „Sollen bloß adlige Kinder das Vorrecht haben, als Offiziere in ihrer krassen Unwissenheit und zarten Kindheit eingestellt zu werden und Männer mit Kenntnis und Mut ihnen untergeordnet werden, ohne je eine Aussicht auf Beförderung zu haben, so wird der adligen Familie geholfen, die Armee aber schlecht werden und nie die Achtung der Nation sich erwerben und ein Gespött der übrigen gebildeten Stände bleiben". Und Gneisenau schrieb 1808: „Die Geburt ist kein Monopol für Verdienste. Räumt man dieser zuviel Rechte ein, so schlafen im Schoße der Nation eine Menge Kräfte unentwickelt und unbenutzt. – Währenddem ein Reich in seiner Schwäche und Schmach vergeht, folgt vielleicht in seinem elendsten Dorf ein Caesar dem Pfluge und ein Epaminondas nährt sich karg von dem Ertrage seiner Hände. Man greife daher zu dem einfachen und sicheren Mittel, dem Genie, wo immer es sich auch findet, eine Laufbahn zu öffnen und die Talente und Tugenden aufzumuntern, von

welchem Range und Stande sie auch sein mögen. — Die neue Zeit braucht nicht mehr Titel und alte Pergamente, sie braucht frische Tat und Kraft.“ Kein Wunder, daß die aristokratischen Gegner Scharnhorsts und Gneisenaus vor einer Bewaffnung der Nation und dem Eindringen neuer Führungskräfte warnten und erklärten, daß dies die Organisation des Aufruhrs bedeute.

Scharnhorst hat das Offiziers-Examen eingeführt, das zuvor als Bloßstellung angesehen wurde. Bildung des Charakters und der Intelligenz, Reform der Kadettenerziehung gehören zum Plan des von ihm eingeführten militärischen Bildungswesens. Die Offiziere werden angehalten — welcher Unterschied zu den Instruktionen Friedrichs des Großen —, sich durch entsprechendes Betragen die Achtung der übrigen Stände zu erwerben, damit es weder — wie früher so oft — zu Brüskierungen noch zu Disharmonien komme. Auch die Ausbildung der Mannschaften erfolgt im Sinne der neuen Wehrordnung nicht als reiner Exerzier- und Stockdienst, sondern als Ehrendienst, und nicht um des Soldes, sondern um des Vaterlandes willen. Bereite man sich doch auf einen Kampf vor, der um die Sicherheit des Thrones, die Unabhängigkeit der Nation, „die Befreiung von einem scheußlichen Joch“ gehe und daher die größte Anstrengung des ganzen Volkes erfordere, wie es in der Verordnung vom 21. April 1813 im Zusammenhang mit der Bildung des Landsturms heißt: „Jeder Staatsbürger, er gehöre zur Armee oder nicht, muß daran teilnehmen, sei es auf mittelbare oder unmittelbare Weise. Nur eine solche Anordnung, die die Gesamtkräfte der Nation in Bewegung setzt, kann den Thron und unsere Unabhängigkeit sichern. Die Sicherheit des Königs und der nationalen Unabhängigkeit allein dem stehenden Heere zu vertrauen, ist immer gefährlich, zumal bei einem Gegner, wie der ist, der uns gegenübersteht, der alles wagt, um alles zu gewinnen.“ Im Geiste



Gerhard von Scharnhorst



Karl von Clausewitz



Neidhardt von Gneisenau



Hermann von Boyen

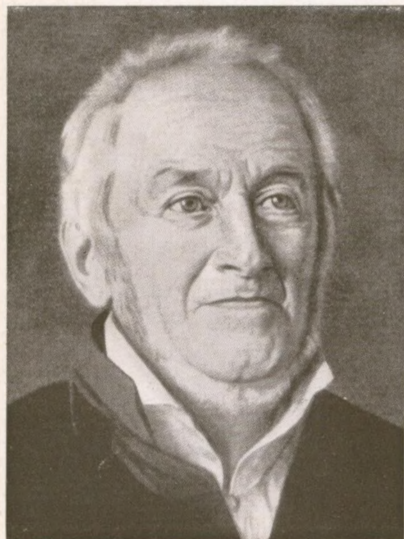
DIE NATIONALE FÜHRERREIHE 1807–13



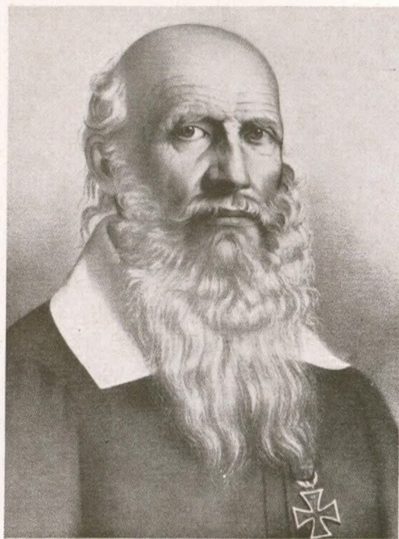
Johann Gottlieb Fichte



Freiherr vom Stein



Ernst Moritz Arndt



Friedrich Ludwig Jahn

DIE NATIONALE FÜHRERREIHE 1807–13

dieser klassischen Sätze wird das Boyensche Wehrgesetz vom 3. September 1814 erlassen, das Volk und Führung über die Idee des Volksheeres zu einer neuen Waffe von bisher nie erreichter Schlagkraft zusammenschmiedet und es nur so dem großen Gegner ebenbürtig, ja überlegen entgegentreten läßt; denn dieser Gegner hat jeden, der sich vor dem Feinde bewährte, befördert, ausgezeichnet und sogar geadelt, so daß ihm ein Korps auserlesener Wehrführer in allen Rängen zur Verfügung stand.

Den Freiheitskrieg von 1813 hat unbestreitbar das neugeschaffene Volksheer gewonnen. Und dieses Heer war das Werk jener Führerreihe, die den preußischen Führungsgedanken neugestaltet und ihn in einer neuen Wehrform gegen alle Widerstände verwirklicht hat. Doch dieser neuen Wehrform entsprach keine neue Staatsform und Staatsführung. Der Geist der Volkserhebung und Volkserziehung drang nicht in dem Maße in die bisherige Führungsschicht ein, daß auch sie sich wandelte. Der Bauernsohn Scharnhorst hatte den alteingesessenen Offiziersadel mit friderizianischer Tradition, sein Sendungs- und Standesbewußtsein tief getroffen, ja gekränkt und durch sein Reformwerk eine Fronde in diesen Kreisen erweckt. Diese setzte alles daran, den König für ihre überlieferungstreuen Prinzipien gegen den Einbruch des Bildungsbürgertums und seiner Führungssubstanz einzunehmen. Ahnungslos widersetzten sie sich der Weiterentwicklung des preußischen Führungsgedankens, ohne sie aufhalten zu können.

Die im Gegensatz zu dem französischen Adel der Revolutionsjahre verschont gebliebene traditionelle deutsche Führungsschicht war der Überzeugung, daß das Bildungsbürgertum zur Führung von Staat und Heer nicht erberfahren und ausgelesen genug wäre, während der Adel seine Fähigkeiten als Führungsschicht trotz mancher Versager jahrhundertelang bewiesen hätte. Es ist auch keineswegs nur Pathos und Deko-

ration der eigenen Existenz, unter seinen Vorfahren Männer und Frauen von hohen Führungsqualitäten zu wissen. Bildung vermag ein großes Erbe nicht zu ersetzen. Erbe ist mehr als Bildung. Bildung denkt und dauert für eine Generation, im Grunde nur für die eigene Existenz. Erbe einer führungsbegabten Familie zu sein, schafft ein Gliedbewußtsein, das sich als Einzelexistenz nur im Leistungszusammenhang ganzer Generationen bewertet. Man darf diese Realitäten der angeborenen nobilitas und ihren Erbzusammenhang mit der virtus nicht übersehen, so sehr diese Auslesevorgänge auch für die übrigen Schichten des Volkes gelten, wie die nationale Führerreihe der Befreiungskriege so eindrucksvoll bewiesen hat. Sonst begreift man nie, was eine Tradition bedeutet und wert ist. Mirabeau und die französische Königin, Entartung und hochgeartete Nobilität, zeigen die ganze Spannungsbreite im Bereich angeborener Führungseigenschaften. Daß ein Entarteter wie Mirabeau zum Anführer von Aufrührern wurde, ist ein Vorgang, über den auch wir Deutsche tief nachzudenken haben. Und daß unbewährte und hochgekommene Kräfte in der hochadligen Tochter einer Maria Theresia die Nobilität enthaupteten, ist mehr als ein historisches Ereignis. Es ist ein Vorgang von bemerkenswerter Symbolik: Wenn das Volk beginnt, seine Führung umzubringen, dann hat auch das Volk den Schaden.

Das ausgeprägte Standesbewußtsein des Adels und des Bauerntums und ihr Sinn für Tradition zeugen von langem historischem Wachstum. Das bedeutet im Zuchtgarten eines Volkes Auslese über Jahrhunderte hin. Wer diese Mentalität im Gegensatz zu der des Bildungsbürgertums und der späteren industriestädtischen Arbeiterwelt, die im Laufe des 19. Jahrhundert zur Führung drängt, nicht klar sieht, kann nicht begreifen, warum sich die Tradition stets aus der Tiefe ihrer Verantwortung gegen jede Revolution sperrt und sie — eine furchtbare Kampfansage — mit aller Macht bekämpft.

Es ist nicht nur natürlicher Instinkt oder Egoismus, aus denen heraus hier eine Machtposition verteidigt und im Angriff auf die Gegenseite geschützt wird. Echte Macht verteidigt sich. Nur die Ohnmacht dankt ab oder kapituliert. Aber der Kampf um die Neugestaltung des preußischen Führungsgedankens, der durch das ganze 19. Jahrhundert weitergeht, ist weit mehr als ein Machtkampf um Positionen von politischen Parteien.

Hatte die adlige Führungsschicht die Gefahr ihres Unterliegens oder Untergangs vor Augen, als durch Scharnhorst neue und sich für die Dauer des Befreiungskampfes bewährende Kräfte zur Führung kamen? Genügte diese einmalige Bewährung für eine allgemeine Übernahme der Führung in Staat und Heer durch die neuen Kräfte? Scharnhorst sah als nüchtern denkender militärischer Organisator nicht diese Fragen, sondern die unmittelbar bedrängenden Realitäten. Ihm ging es um die Freiheit des Vaterlandes und die beste Methode, sie auf militärischem Wege zu erreichen. Er strebte zur Entscheidung, zum Erfolg. Er erkannte, daß der militärische Status von 1806 gegen Napoleon und seine Macht nicht ausreichte. Er tat, was Staats- und Heerführung, wenn sie etwas taugen, stets zu tun haben: Er studierte die Erfolgsursachen und -aussichten des Gegners. Die Ergebnisse dieses Studiums zwangen ihn zur Anpassung an dessen Qualitäten. Da ohne Qualitätssteigerung das Ziel der Befreiung unerreichbar war, mußte Scharnhorst ein zwar ähnlich strukturiertes, aber qualitativ besseres Heer aufstellen als das, über das Napoleon in seiner Volksarmee verfügte. Napoleon, der große Neuerer des Heerwesens, zwang Scharnhorst zur Modernisierung des geschlagenen preußischen Heeres. Nicht Reorganisation, sondern Modernisation war die Aufgabe. Sie hatte zu beachten, daß das Geheimnis des napoleonischen Erfolges nicht nur in der Persönlichkeit des Kaisers, sondern

auch in dem Schwung, der Tapferkeit und der Geschicklichkeit eines ihm in Gehorsam und Treue ergebenen Volksheeres lag.

Es hieße indessen Scharnhorst und die vaterländische Erhebung jener Zeit verkennen, wollte man nur diese nüchternen Situationsmotive der militärischen Realitäten als die Antriebe bewerten, die zu dem großen Befreiungserfolg geführt haben. Dennoch mußte Scharnhorst gerade als Neuerer des Heeres eine Herausforderung an die Traditionsträger werden. Seine und Steins durch die historische Entwicklung hervorgerufene Kritik an der Führungsschicht der Vergangenheit hat entscheidend mitgewirkt beim Auftakt zu der großen Auseinandersetzung des 19. Jahrhunderts mit der legitimen Führungsschicht. Obwohl der König anfänglich den Modernisierungsvorschlägen Scharnhorsts folgte, rückte er von den Ideen einer Umwandlung des bisherigen preußischen Führungsgedankens durch Hereinnahme bildungsbürgerlicher Kräfte in den Führungskörper ab. Damit war eine tieftragische Entwicklung eingeleitet: Zwar hatte Scharnhorst für Volk und Führung den Befreiungskrieg gewonnen, doch das Bildungsbürgertum als aufsteigendes Führungspotential des Volkes hatte ihn an Krone und Aristokratie verloren. Anstatt den Erfolg als Qualitätsausweis zu bewerten und damit den Mitführungsanspruch des Bürgertums grundsätzlich anzuerkennen, kehrte der König aus der Sorge vor einer Revolution und dem Ende aller Tradition zur Auffassung des adligen Führungsprivilegs zurück. Metternich hatte freie Hand. Aber in Deutschland brach nach dem Wiener Kongreß der Krieg zwischen Tradition und Revolution aus, ein langer, blutiger und zersetzender Krieg, ein Krieg, der bis zum heutigen Tage zu keinem Frieden, sondern nur von einem Machtwechsel zum andern geführt hat.

Seitdem finden im deutschen Volke Geheimbünde, Parteiungen, Attentate, Verschwörungen, Verrätereien und Selbstbeschimpfung bis zur Selbstzerstörung kein Ende mehr. Man

schwankt zwischen Extremen, sich ablösende Systeme verneinen einander radikal, chaotische innenpolitische Zustände mit gefahrvollen außenpolitischen Wirkungen und Verstärkungen gefährden die deutsche Entwicklung. Die Möglichkeit zu einer Übereinstimmung von Volk und Führung erscheint als unerreichbar. Manchem stellt sie sich angesichts der destruktiven Entwicklung über eineinhalb Jahrhunderte bereits als Utopie dar, oder nur als ein nicht erreichbares Ideal, für dessen Bejahung die inneren Voraussetzungen von einer Entwicklungsphase zur anderen mehr zu schwinden beginnen.

7. Kapitel

TRADITION GEGEN REVOLUTION

Scharnhorst ging wie Fichte den Weg des Bildungsbürgertums, das im Begriff war, sich sein Jahrhundert zu erobern. Als rastloser Arbeiter und ideenreicher Wehrführer gehört er mit Stolz und Gewinn der an geistigen Leistungen und neuen Zielsetzungen wahrlich nicht armen deutschen Bildungsschicht an. Er wußte, daß in dieser Schicht ein Aristokratisierungsprozeß begonnen hatte, der ehrlicher Förderung und kluger Lenkung bedurfte, sollte er nicht wehrfeindlich und in weltstaatsbürgerlicher Ideologie enden. Indem er diese Weiterentwicklung des preußischen Führungsgedankens entschlossen forderte, bahnte er Moltke den Weg und schuf durch die Erneuerung der Wehrführerschaft die Voraussetzungen für den Großen Generalstab und die Heeresreformen. Die Ergänzung der Geblütsaristokratie durch eine Bildungsaristokratie ist sein Werk. Dieses Ziel war in den Jahren 1809—15 grundsätzlich erreicht. Danach entschwand es wie andere Errungenschaften. Trotzdem ging es nicht verloren. Der König und seine Berater verneinten es, aber sie konnten die Entwicklung mit einer starren Politik der Verneinung des vom Volke getragenen Führungsgedankens nicht verhindern. Statt nun in dieser Entwicklung das Unaufhaltsame klar und weitblickend zu erkennen, stellten sie sich auf den Standpunkt aller Machtpolitiker, die meinen, durch das Ausschalten von Kräften könne man diese selbst beseitigen,

während diese kurzsichtigste aller Behandlungsarten eine Erhitzung der Bremsen und Räder bringen und eine Radikalisierung verursachen muß, die stets mit Umsturz endet. Es kam schließlich sogar zu einem Strukturbruch: Volk und Führung brachen auseinander, das soeben noch heilvoll wirksame nationale Ideengut löste sich auf und erlitt eine Überfremdung, bis es sich sogar in sein Gegenteil verkehrte und antinational oder übernational wurde. Der Ausländer war nun nicht mehr als Söldner, sondern als Berufsrevolutionär tätig und kam nicht als Schützer, sondern als Verführer ins Land. So mußten sich die Gefolgschaftsverhältnisse von Grund aus ändern und ein großer Teil des Volkes sich von der landeseigenen Führung ab- und einer landfremden, landesfeindlichen zuwenden.

Der König von Preußen konnte sich nicht entschließen, durch die Erfüllung seines 1815 gegebenen Verfassungsversprechens diese Entwicklung zu steuern. Er fürchtete diese Entwicklung wie die übrigen Fürsten auch und verteidigte seit dem Wiener Kongreß mit Metternich den status quo der europäischen, in der Heiligen Allianz zusammengeschlossenen Aristokratie einschließlich des restaurierten Frankreich gegen das Vor- und Eindringen der zunächst nur dynamischen und später revolutionären Elemente. Die Sorge, die französische Revolution könnte sich in den Fürstenstädten Europas wiederholen, war stärker als die Fähigkeit zur klugen Vorsorge. Gewiß waren in der nationalen Erhebung der Befreiungskriege auch revolutionäre Keime vorhanden. Aber sie hätten sich in einem andern politischen Klima nicht in dem Maße entwickelt, wie es die Enttäuschung und die Reaktion auf das Ausgeschlossenwerden von jeder weiteren nationalen Betätigung in Volk und Staat getan haben.

Es kam nicht zu der Bildung des von Stein und Scharnhorst angestrebten Volksstaates mit monarchischer Spitze, wohl aber im Laufe der Entwicklung zur Beseitigung der

Monarchie, zur Republik. Der Monarch und seine Aristokratie glaubten nicht an die Haltbarkeit der nationalen Einheit und nicht an die Führungsfähigkeit der aufstrebenden Kräfte. Sie wollten unter keinen Umständen ihre Machtstellung in irgendeinem Punkte gefährdet sehen. Und so betrachteten sie es als ihre dringlichste Aufgabe, lediglich über die Wehrpflicht die Verbindung mit dem Volke aufrechtzuerhalten, aber um so aufmerksamer über die Exklusivität der Wehrführerschicht zu wachen. Das aber bedeutete Aufspaltung, das Gegeneinanderwirken der während des Befreiungskampfes zusammenwirkenden Führungskräfte.

Tiefenttäuscht über diese Veränderung und die Lage nach dem Freiheitskriege meint der Historiker Dahlmann, wie die Kriege, so müßten auch die Friedenszeiten „volksmäßig" sein. Es müßte auch in Friedenszeiten „der Volksgeist gepflegt und in Ehren gehalten" werden. Die Aristokratie aber fürchtete diesen Volksgeist als den möglichen Schöpfer einer revolutionären Demokratie.

Wer den „Aufruf an mein Volk" vom 20. März 1813 liest, die Kriegsleistungen dieses gefolgschaftsfreudigen Volkes kennt und die Nachkriegsbehandlung der jungen vaterländischen Freiheitskämpfer vergleichend betrachtet, steht erschüttert vor der Tatsache, wie wehrlos ein Volk seiner Führung ausgeliefert sein und von ihr mißhandelt werden kann. Hatte der große Ahnherr des regierenden Königs das mahnende Wort hinterlassen: „Bedenke, daß du ein Deutscher bist", so hieß es nach 1815 wie vor 1806: „Bedenke, daß du ein Untertan bist". Das nach 1806 neu erwachte Nationalbewußtsein und vor allem der Gedanke der Volkseinheit hatte die durch die Niederlage zu Boden geworfenen Deutschen zu stolzen, selbstbewußten und aufrechten Patrioten gemacht, die nun auch ihren Anteil am Leben des Staates und an der Führung des Volkes für selbstverständlich, durch Opfer und Leistung für gesichert hielten. In der

akademischen Jugend und auch bei einem Teil ihrer Lehrer lebte der Geist eines echten nationalen Idealismus und drängte zur Weiterentwicklung des preußischen Führungsgedankens zum Staatsgedanken aller Deutschen.

Die Deutsche Burschenschaft, von elf jungen, nach dem Kriege in Jena studierenden Freiheitskämpfern gegründet, begnügte sich nicht mit der Fortsetzung des in der Franzosenzeit zur Befreiung vom Besatzungsjoch gegründeten Tugendbundes, dem auch der spätere Kriegsminister v. Boyen eine Zeitlang als Leiter und auch v. Grolman angehört haben. Sie zielte auf Kontinuität des nationalen Gedankens, dem sie mit dem Bannerwort „Ehre, Freiheit, Vaterland" Ausdruck gab. Diese nationalen Idealisten strebten über die landsmannschaftlichen Grenzen hinaus und mit ihrem Lehrer Arndt nach „dem ganzen Deutschland". Darum sollte es nur noch eine Verbindung auf den deutschen Universitäten geben und das neu erwachte Bewußtsein der Volkseinheit sollte nicht wieder untergehen. Das war an sich nichts Besonderes und nichts Neues, sondern nur die folgerichtige Fortsetzung des Geistes der deutschen Erhebung. Aber gerade diese Fortsetzung im Bereiche des Bildungsbürgertums fürchtete und verwünschte die Nachkriegspolitik eines Metternich. Darum schlug er mit beispielloser Brutalität gegen jede Fortsetzung des „Jakobinertums" zu. Aus den jungen Akademikern und ihren Lehrern machten die Karlsbader Beschlüsse Aufrührer und Demagogen. Man vernichtete ihr junges Leben, indem man es in die Verbrecherzellen einsperrte und damit den beklagenswerten Prototyp des später so häufigen politischen Häftlings und den Vorläufer des gebildeten Revolutionärs schuf.

Großherzog Carl August von Sachsen-Weimar gab der Burschenschaft 1817 am Tage des Reformationsfestes die Erlaubnis zur Feier der Schlacht von Leipzig auf der Wartburg. Worte vom einigen deutschen Vaterland fielen und schließ-

lich wurden — welch eine Beleidigung, welche Gefährdung der neuen europäischen Ordnung und welch ein hochverräterischer Akt — Schriften, so wie die Bannbulle einst von Luther vor dem Elstertore zu Wittenberg verbrannt worden war, vielleicht sogar Akten der Heiligen Allianz zusammen mit einem Korporalstock, einem Leutnantskorsett und einem Zopf ins Feuer geworfen. Carl August wurde daraufhin beschimpft, demagogische Umtriebe begünstigt zu haben; die Außenpolitik Metternichs erklärte sich durch diesen jugendlichen Verbrennungsakt für gefährdet. Die zur europäischen Gefahr gewordene kleine Burschenschaft indessen feierte Carl August als Beschützer deutschen Rechtes und deutscher Freiheit, was wiederum die traditionsgebundene Führungsschicht für perfide Demagogie erklärte. Sie sah sich am Vorabend einer Revolution. Die beste Feder Metternichs, die vor 1813 sehr national war, nach 1815 jedoch Metternich vor allem gegen die Universitäten bediente, der glänzende Journalismus dieses Friedrich Genz erklärte namentlich die Lehrer an den Hohen Schulen für schuldig. Er war es, der empfahl, die „Vergifter der Jugend" rücksichtslos zu entfernen.

Während sich die aristokratische Staatsführung über die jugendlichen Freiheitskämpfer entrüstete und in Aachen einen Fürstenkongreß mit dem Thema „Demagogie" abhielt, erhitzte sich nun auch sehr rasch die Gegenseite. Wie nicht anders zu erwarten, proklamierte man auch, nun schon sehr viel radikaler, den Fürstenmord als einziges Mittel zur Erreichung nationaler Ziele. Das war das Ergebnis einer Politik, von der die wie ein schleichendes Gift gefürchtete Revolution von 1789 geradezu herbeigezwungen wurde. Sie hatte aus Bekennern nationaler Ideen ideologische Richtungsfanatiker gemacht, die in Monarchen Tyrannen und Verbrecher nach dem französischen Vorbilde sahen. In dieser Erregung verhöhnte der Dichter Kotzebue mit seiner Muse

die Burschenschaft, und der junge Theologe Karl Ludwig Sand schleift, wie er es in der Schule Schillers gelernt hat, seinen Dolch, trifft den Kränker des deutschen Gedankens tödlich, muß seinen Kopf dafür hergeben, und wird zum Märtyrer.

Auf Grund der Karlsbader Beschlüsse traten jetzt alle Staatsschutzorgane in Tätigkeit. Metternich sah durch diesen Mord seinen Kurs bestätigt und befestigt seine Machtstellung durch Gesinnungsterror. Wer der Christlichen Allianz widerspricht, gilt als staatsgefährlich. Er wird überwacht, seines Amtes enthoben oder verfolgt. Wer für den nationalen Gedanken der deutschen Einheit eintritt, bedroht damit den Deutschen Bund und den Frankfurter Bundestag. Die Burschenschaft wird verboten. Das Überwachungswesen treibt die Spitzel wie Pilze nach dem Regen aus der Erde. Es wird allenthalben denunziert. Man wittert überall antimonarchische Umtriebe. In Mainz wird eine Zentral-Untersuchungskommission gegen alle „Jakobiner" und „Demagogen" eingerichtet. Jahn beraubt man sechs Jahre lang seiner Freiheit und stellt ihn später unter Polizeiaufsicht. Ernst Moritz Arndt, Professor für Geschichte in Bonn, wird seines Amtes enthoben. Das gesamte nationaldenkende, der deutschen Einheit verschworene geistige Deutschland wird brutal unterdrückt, wo man es aufspüren und verdächtigen kann. Auch Stein wird nicht geschont. Man macht aus ihm „einen demagogischen Störenfried", ein „jakobinisches Verschwörerhaupt". Auch Eichhorn, Gneisenau, Humboldt und Gagern werden wie Arndt politisch verfolgt. Eben noch ein Schneeball in der Hand einer Studentengruppe, wächst die nationale Protestbewegung aus vielen Gesinnungskreisen wenige Jahre später zur Lawine an und wird schließlich zu einem Verhängnis für die nun immermehr ins Negative und Radikale gehende politische Entwicklung. Sie endet, nun auch von ausländischen Kräften unterstützt, in fanatischem

Vernichtungspathos aller Tradition gegenüber und stellt die revolutionäre Demokratie als politisches Hochziel auf.

Hatten die Berater des Königs doch Recht behalten? Standen nun nicht Umsturz und Ende der Monarchie und der Aristokratie vor der Tür und hatten sich nicht, wie gefürchtet, die Nationalgedanken mit den radikalistischen Ideen verbunden? Finstere Wolken zogen sich über Deutschland zusammen. Zu spät als unbezähmbare Kräfte erkannt, unbeachtet zunächst und ungesteuert, dann unterdrückt und fanatisiert, mußten sie eine Negativierung der gesamten politischen Entwicklung herbeiführen, die einen deutschen Konsolidierungsprozeß, jede ruhige Entwicklung zu einem Ausgleich der Gegensätze verhinderte und Deutschland in einen langwierigen Kampf zwischen Volk und Führung stürzte. Metternich ist geradezu zum Symbol für die Vergeblichkeit geworden, mit der sich ein Staatsmann einer unaufhaltsam fortschreitenden Entwicklung zu widersetzen sucht. Die Entwicklung hat über ihn triumphiert.

Auch in Süddeutschland mit seiner seit Napoleons Eingreifen stärker westlich bestimmten Entwicklung kündigte sich, entsprechend dem Wartburgfest der Burschenschaft von 1817, auf dem Hambacher Schloßfest vom 27. Mai 1832 der erklärte Kampf gegen die Staatsführung an. „Kampf für gesetzliche Freiheit und deutsche Nationalwürde" hieß es in Hambach. Es war kennzeichnend für den Fortgang der politischen Entwicklung, daß sich an diesem Fest auch die Burschenschafter, nun nicht mehr als nationale Idealisten, sondern bereits als revolutionäre Bürger beteiligten. Es war eine große Bürgerversammlung mit innenpolitischen Kampfparolen, wie sie die junge Burschenschaft noch nicht gekannt hatte. Und es war ausländischer Einfluß, zumeist die Pariser Juli-Revolution, die dieser Versammlung das politische Wunschbild lieferte. Auch die vom Zaren unterdrückten Polen erfreuten sich auf dieser Tagung lebhafter Sympathie.

Selbstregierung gegen Königsherrschaft war der Ruf. Er zündete und griff rasch auch auf deutschem Boden um sich.

Daß auf dem Schloß von Hambach die polnische Fahne zum Zeichen der Übereinstimmung mit den polnischen Aufständischen gehißt wurde und die Veranstalter dieser Versammlung nach dem polizeilichen Zugriff ins Ausland flüchteten, macht den von nun an kennzeichnenden Übergang vom Nationalen ins Internationale deutlich erkennbar. Man verschwor sich mit ausländischen Idealen und Kräften. Man wußte sich mit ihnen enger verbunden als mit der eigenen Führung, von der man sich nur noch bedrängt und unterdrückt fühlte. Bereits einen Monat nach dem Hambacher Fest wurde ein allgemeines Rede-, Schreib- und Versammlungsverbot erlassen.

Auf dem Hambacher Fest, an dem an 50 000 Menschen teilgenommen haben sollen, wollte man die deutsche Einheit, mit einem Kaiser oder Präsidenten an der Spitze, allerdings mit einer Verfassung und einer Volksvertretung. Man hoffte auf die Freiheit aus Frankreich und, was im Unterschiede zum Wartburgfest sehr zu beachten ist — auf „die internationale Menschheitsrepublik". Die Vorleistung für diese Menschheitsrepublik sollten die feierlich proklamierten „Vereinigten Freistaaten von Deutschland" sein. Wohl handelte es sich nur um Reden und Programme, um Sehnsüchte und Ideen, um Drohungen und Proteste. Hambach war eine Wallfahrt von Ideologen, die keine politische Macht besaßen. Alles war nur Diskussion und Resolution. Aber aus ihnen klang der unverkennbare Anspruch auf die Führung des ganzen Volkes heraus. Diese Männer empfanden sich als die geistigen Führer und künftigen Politiker. Sie beanspruchten trotz ihrer Machtarmut als politische Realität beachtet zu werden.

Daß dieser revolutionäre Führertyp allmählich zu einer politischen Realität wurde, bewies auch der Aufruhr Frank-

Vernichtungspathos aller Tradition gegenüber und stellt die revolutionäre Demokratie als politisches Hochziel auf.

Hatten die Berater des Königs doch Recht behalten? Standen nun nicht Umsturz und Ende der Monarchie und der Aristokratie vor der Tür und hatten sich nicht, wie gefürchtet, die Nationalgedanken mit den radikalistischen Ideen verbunden? Finstere Wolken zogen sich über Deutschland zusammen. Zu spät als unbezähmbare Kräfte erkannt, unbeachtet zunächst und ungesteuert, dann unterdrückt und fanatisiert, mußten sie eine Negativierung der gesamten politischen Entwicklung herbeiführen, die einen deutschen Konsolidierungsprozeß, jede ruhige Entwicklung zu einem Ausgleich der Gegensätze verhinderte und Deutschland in einen langwierigen Kampf zwischen Volk und Führung stürzte. Metternich ist geradezu zum Symbol für die Vergeblichkeit geworden, mit der sich ein Staatsmann einer unaufhaltsam fortschreitenden Entwicklung zu widersetzen sucht. Die Entwicklung hat über ihn triumphiert.

Auch in Süddeutschland mit seiner seit Napoleons Eingreifen stärker westlich bestimmten Entwicklung kündigte sich, entsprechend dem Wartburgfest der Burschenschaft von 1817, auf dem Hambacher Schloßfest vom 27. Mai 1832 der erklärte Kampf gegen die Staatsführung an. „Kampf für gesetzliche Freiheit und deutsche Nationalwürde" hieß es in Hambach. Es war kennzeichnend für den Fortgang der politischen Entwicklung, daß sich an diesem Fest auch die Burschenschafter, nun nicht mehr als nationale Idealisten, sondern bereits als revolutionäre Bürger beteiligten. Es war eine große Bürgerversammlung mit innenpolitischen Kampfparolen, wie sie die junge Burschenschaft noch nicht gekannt hatte. Und es war ausländischer Einfluß, zumeist die Pariser Juli-Revolution, die dieser Versammlung das politische Wunschbild lieferte. Auch die vom Zaren unterdrückten Polen erfreuten sich auf dieser Tagung lebhafter Sympathie.

Selbstregierung gegen Königsherrschaft war der Ruf. Er zündete und griff rasch auch auf deutschem Boden um sich.

Daß auf dem Schloß von Hambach die polnische Fahne zum Zeichen der Übereinstimmung mit den polnischen Aufständischen gehißt wurde und die Veranstalter dieser Versammlung nach dem polizeilichen Zugriff ins Ausland flüchteten, macht den von nun an kennzeichnenden Übergang vom Nationalen ins Internationale deutlich erkennbar. Man verschwor sich mit ausländischen Idealen und Kräften. Man wußte sich mit ihnen enger verbunden als mit der eigenen Führung, von der man sich nur noch bedrängt und unterdrückt fühlte. Bereits einen Monat nach dem Hambacher Fest wurde ein allgemeines Rede-, Schreib- und Versammlungsverbot erlassen.

Auf dem Hambacher Fest, an dem an 50 000 Menschen teilgenommen haben sollen, wollte man die deutsche Einheit, mit einem Kaiser oder Präsidenten an der Spitze, allerdings mit einer Verfassung und einer Volksvertretung. Man hoffte auf die Freiheit aus Frankreich und, was im Unterschiede zum Wartburgfest sehr zu beachten ist — auf „die internationale Menschheitsrepublik“. Die Vorleistung für diese Menschheitsrepublik sollten die feierlich proklamierten „Vereinigten Freistaaten von Deutschland“ sein. Wohl handelte es sich nur um Reden und Programme, um Sehnsüchte und Ideen, um Drohungen und Proteste. Hambach war eine Wallfahrt von Ideologen, die keine politische Macht besaßen. Alles war nur Diskussion und Resolution. Aber aus ihnen klang der unverkennbare Anspruch auf die Führung des ganzen Volkes heraus. Diese Männer empfanden sich als die geistigen Führer und künftigen Politiker. Sie beanspruchten trotz ihrer Machtarmut als politische Realität beachtet zu werden.

Daß dieser revolutionäre Führertyp allmählich zu einer politischen Realität wurde, bewies auch der Aufruhr Frank-

furter Studenten im Jahre 1833. Diese stürmten die Wache und wollten damit ganz Deutschland vor der Tyrannei befreien, wie einst der junge Sand durch die Ermordung Kotzebues. Aber in Frankfurt war es nicht mehr ein einzelner Student, es waren auch nicht wie auf dem Wartburgfest friedliche und besonnene Idealisten, sondern es waren beinahe 100 revolutionäre und radikale deutsche Hochschüler. Ein zwar praktisch unsinniges Unternehmen, eine bestellte Aktion dazu und doch eine Explosion von Fanatikern, von verführten jungen Menschen ohne Überblick über die machtpolitischen Voraussetzungen und Tatsachen, die sie beseitigen wollten.

So unbedeutend diese Ereignisse wie das Wartburgfest, das Hambacher Fest und der Frankfurter Studentenaufruhr auch sein mochten, so deutliche Alarmzeichen einer unaufhaltsamen Entwicklung waren sie. Wieder sah sich Metternich mit seiner Politik der unbedingten Ruhe und der Ordnung um jeden Preis, der totalen Unterdrückung und der rücksichtslosen Verfolgung bestätigt. Die Fürsten stimmten erneut zu und diesmal hatten außer der Zentral-Untersuchungskommission in Frankfurt auch die ordentlichen Gerichte Untersuchungen anzustellen. Der Schlag richtete sich nun schon gegen Tausende von Burschenschaftern. Denn mit ihm wollte man die heranwachsende geistige Führung treffen. Die Angeklagten wurden verurteilt nicht nach dem, was sie getan, sondern nach dem, was sie gewollt hatten. Man suchte Hochverräter und fand sie. Todesurteile oder lebenslängliche Haft und damit brutale Existenzvernichtung waren die Folge. Politische Verfolgung und Bestrafung wurden zum politischen Führungsmittel. Neue Spaltungen und weitere Zersetzung waren die Folge. Sie vertieften sich ständig und ließen selbst die Armee nicht unbeeinflußt. Ein unnachgiebiger fanatischer und dogmatischer Revolutionismus

entstand. Er umfaßte die verschiedensten Strömungen und äußerte sich in den Formen radikalster Opposition.

In dieser Situation zeigte sich das preußische Offizierkorps, das ein aus einer nationalen Bewegung heraus geschaffenes Volksheer führte, allen freiheitlichen und revolutionären Gedanken und Bestrebungen abgeneigt. Es trug dafür Sorge, daß die Linienregimenter im Sinne ihrer Führung zuverlässig und diszipliniert blieben. Die Landwehr dagegen, durchweg von Offizieren aus der Schicht des Bildungsbürgertums geführt, war vom Geist der Burschenschaften angesprochen worden und zeigte sich teilweise als unzuverlässig. Damit schien die Armee als Instrument der Politik ebenfalls von revolutionären Kräften bedroht. Es war außerdem zu befürchten, daß die Landwehr nicht in jeden Krieg marschieren würde. Der Mobilmachungsbefehl vom 6. November 1850, der bereits in die Phase fiel, in der der Revolutionismus den nationalen Liberalismus überwog, wurde zu einer negativen Zuverlässigkeitsprobe, die zeigte, daß auch das Bundesheer keine Einheit von Führung und Truppe mehr bildete. Namentlich die Landwehr der mitteldeutschen und der westdeutschen Gebiete machte große Schwierigkeiten, war nicht gut ausgerüstet und verursachte Verzögerungen, die im Ernstfall zum Zusammenbruch der Eröffnungsoperationen geführt hätten. Erst am 56. Tage war die Sollstärke von 60000 Mann erreicht. Bereits nach der französischen Juli-Revolution im Jahre 1830 und nach dem polnischen Aufstand hatte die Zusammenziehung der Truppen nach den Vorschriften der Boyenschen Wehrverfassung zu einem Versagen der Landwehr und ihrer Offiziere geführt. Boyens Synthese zwischen dem mobilen Heer zur Sicherung der Politik und der Landwehr zur Erhaltung des Geistes der deutschen Erhebung war damit gescheitert.

Im Hinblick auf die Gefahr einer doppelten Führung suchte die traditionelle Aristokratie in allen Bereichen mit

einer absolutistischen Ordnungspolitik, mit der Anwendung von Gewalt und schweren Freiheitsstrafen die Entwicklung abzutöten. Je härter und brutaler sie sich verteidigte, umso fordernder meldeten sich die drei Führungsansprüche der kommenden Zeit an, der liberal-demokratische, der katholisch-ultramontane und der international-revolutionäre sozialistische Führungsanspruch.

Das Jahr 1848 brachte die erste große realpolitische Bilanz des Kampfes Aristokratie gegen Demokratie, in dem Führung gegen Volk und Volk gegen Führung standen. Keiner der Fürsten und Könige war noch den Aufgaben der Politik, die sich aus dieser unaufhaltsamen Entwicklung ergaben, gewachsen. Freilich waren auch die 566 Köpfe der Paulskirche, darunter Arndt und Treitschke, Dahlmann, Droysen, Beseler und viele andere Bildungsaristokraten nur eine imaginäre Führung ohne jede Macht. Die an sich so großartige Versammlung der Paulskirche versagte als rein geistige Führungsmacht vor der realpolitischen Führung ebenso wie der preußische König und seine Berater in den Berliner Märztagen vor dem Volk. Sie scheiterten sowohl an ihrem Autoritätsmangel wie an ihrer Richtungsverschiedenheit. Das zeigte bereits der Gebetsstreit der ersten Tage. Es fehlte ihnen jede politische Führungserfahrung und vor allem der Kontakt mit dem Volk selbst. Geistig hochstehend, waren sie so isoliert wie Generalstäbler ohne eine Armee.

Aus der Paulskirche konnte daher auch keine nationale Führerreihe hervorgehen. Denn eine nationale Führerreihe kommt nur im Falle ihrer Homogenität zur schöpferischen Auswirkung. Aber als Staatsmodell-Entwurf muß die Paulskirche überaus ernst genommen werden. Sie wollte, was verlorengegangen war: mit der Einheit des Reiches die Einheit von Volk und Führung. Doch war die Vergegensätzlichung der beiden Grundkräfte schon zu weit fortgeschritten, als daß es zwischen Tradition und Revolution, zwischen Aristo-



Klemens Fürst Metternich



Der Zug auf das Hambacher Schloß am 27. Mai 1832

(Nach einer zeitgenössischen Darstellung)



Straßenkampf in Berlin 1848

(Nach einem zeitgenössischen Kupferstich)

kratie und Demokratie noch zu einer Versöhnung hätte kommen können.

Was sich im Jahre 1848 im Schloßhof zu Berlin abspielte, als Volksvertreter den König und die Königin durch Zuruf zwangen, sich vor den blutüberströmten Opfern der Straßenkämpfe zu demütigen und ihre Schuld an diesen Opfern zu bekennen („Landesvater, das sind deine Kinder! Gib uns unsere Brüder, unsere Söhne, unsere Väter, unsere Männer, gib sie uns wieder!"), war potentiell das Ende der absoluten Monarchie und der erschreckende Beweis für das, was geschieht, wenn eine Führung die Führung verliert. Es ändert nichts an dieser inneren Lage und an dem Führungsbefund jener Tage und Jahrzehnte, daß der König meinte, nicht seine Berliner hätten geschossen, sondern „eine Rotte von Bösewichtern, meist aus Fremden bestehend". In ein leckgewordenes Schiff dringt das Wasser nicht mehr als tragendes, sondern als feindliches Element ein, um den Untergang rasch herbeizuführen. Die Aristokratie sah nun unabwendbar deutlich das größte politische Unheil in Gestalt der doppelten Führung herannahen, der aristokratisch-traditionellen Führung „von oben" und der demokratisch-revolutionären Führung „von unten".

Konservative und liberale Kräfte in polarer Spannung miteinander hätten dem politischen Leben jener Jahrzehnte wohl den Stempel des Ausgleichs für eine Zeitlang aufzudrücken vermocht. Doch war der Anschluß an eine positive politische Entwicklung infolge der verhängnisvollen Nachkriegspolitik von 1815 verpaßt. Eine kluge und weitblikkende Persönlichkeit hätte nach den Freiheitskriegen die Nation genau so weiterformen müssen, wie sie aus der Niederlage von 1806 durch Scharnhorst herausgeführt worden war. Doch Scharnhorst erlag einer heimtückischen Krankheit und der leidenschaftliche Stein war ausgeschaltet. Vergeblich hatte er den König zur Erfüllung des Verfassungsversprechens

zu veranlassen versucht. An Arndt schrieb er 1818: „Wir leben in einer Zeit des Überganges, wir müssen also das Alte nicht zerstören, sondern es zeitgemäß abändern und uns sowohl den demokratischen Phantasten wie den gemieteten Verteidigern der Fürstenwillkür widersetzen".

Damit hat Stein jener Zeit die zutreffende Diagnose gestellt. Doch niemand hörte auf ihn. Eine ganze Generation von Freiheitskämpfern und nationalen Führungskräften wurde zwischen 1817 und 1848 nicht nur überhört, sondern brutal zertreten. Das rächte sich. 1808 war das Jahr, in dem Scharnhorst mit der Bewaffnung des Volkes den Weg in die Freiheit eröffnete. 1848 forderte man Beschränkung der Kommandogewalt des Königs, Vereidigung auf die Verfassung, Auflösung des Garde-Corps, Abschaffung von Ehrengerichten, Heiratskonsenz, Kasinos und Kadettenanstalten, eine allgemeine Volksbewaffnung und Offizierswahl durch Untergebene. Man hatte keinen Sinn dafür, daß ein Soldatenparlament nur Schaden und keinen Nutzen bringen kann. Man lehnte die Führungserfahrung und das Überlieferungswerk der Aristokratie wie ihre Machtstellung radikal ab und verlangte die Macht, alle Macht für die eigene Partei. Damit war der Weg in den politischen Kampf aller gegen alle beschritten. Nun gab es nur noch absolute Programme mit radikalen Forderungen und demokratischen Wahlsiegen.

8. Kapitel

DIE REICHSFEINDLICHEN PARTEIEN DER BISMARCKZEIT

Es ist die viel bestaunte und geachtete Leistung der preußischen Führungskräfte gewesen, daß erst 1917/18 die Programm-Parteien eine reale Gelegenheit zur Machteroberung und zur Entmachtung der Monarchie bekommen haben. Es spricht wahrlich nicht gegen die Fähigkeiten des preußischen Konservativismus, daß er sich ein ganzes Jahrhundert lang unter den schwierigsten Umständen, wenn auch nicht immer ruhmreich, so doch dann in seinem besten Vertreter mit einer bewundernswerten Führungskunst gehalten hat. Mit Bismarck hatte das Volk eine Führerpersönlichkeit erhalten, die es in vielen Jahrzehnten vermissen mußte. Aber Bismarck kam zu spät. Seine Meisterleistung wurde mit ihm begraben. Bismarck war der auf sich und sein Genie gestellte, isolierte und einsame, gehaßte und verkannte Architekt des preußisch-deutschen Reiches. Was ihm fehlte, um seinem Werke die notwendige Kontinuität zu sichern, war eine nationale Führerreihe. Ihm standen als totales Gegenteil einer nationalen Führerreihe Parteiführer entgegen, die Bismarck ebenso wie Reich und Krone beseitigen wollten. Es war ihr Ziel, an Stelle der monarchisch-konservativen Führungsschicht an die Macht zu kommen und mit der revolutionären Demokratie die traditionelle Aristokratie zu beseitigen. So konnte es auch nur gelingen, das Volk von seiner angestammten und gewachsenen Führung zu trennen.

Auch Bismarck konnte diese durch den Parlamentarismus der Parteien begünstigte Entwicklung in seinem Preußen-Deutschland nicht auffangen und zu einem Neuguß umschmelzen. Die monarchische Unumschränktheit war nach einem Worte des von den konstitutionellen Errungenschaften der englischen und französischen Revolution überzeugten Historikers Dahlmann „von dem Glauben des Volkes verlassen". Der Gottesgnadengedanke, der den mythischen Ursprung einer im Willen der Gottheit ruhenden, religiös sanktionierten Herrschaft bedeutet, wurde innerlich nur noch vereinzelt von einigen Monarchen angeeignet und bejaht, vom Volk aber überwiegend verneint und in der breiten Masse verhöhnt.

Man hat gesagt, daß jeder Staatsmann, der lange im Amte bleibe, schließlich dem ungesättigten Haß seiner Gegner zum Opfer falle. Das trifft weithin zu. Auch der Reichsschöpfer fiel als unumschränkte Führerpersönlichkeit dem Haß, und zwar dem Haß der Parteien zum Opfer. Die von ihm niemals ganz gebändigten und nur durch seine unvergleichliche Führungskunst in Schach gehaltenen parlamentarischen Kräfte und Gegenkräfte, die sich aus der Tiefe ihrer Andersartigkeit heraus gegen ihn von Anfang an verschworen hatten, haben ihn und auch sein mit einem ungewöhnlichen Aufwand an Geschicklichkeit, Klugheit und Energie geschaffenes Einigungswerk zu Fall gebracht. Nicht ohne sein Zutun. Hatte er doch vor seinen Reichswagen ein neuartiges und wenig verträgliches Gespann, Kaisertum und „Bonzentum" gespannt. Der Erfolg war, daß Bismarck und das von ihm gesicherte Kaisertum untergingen, das „Bonzentum" dagegen zur unumschränkten Herrschaft gelangte.

Das Wort „Bonzentum" ist meist nur als hämisch gemeintes Schlagwort bekannt und benutzt. Sein historischer Ursprung bleibt dabei unbemerkt. Es ist aber sehr zu beachten, daß die Bonzokratie ihren Platz in der japanischen

Geschichte bekam, als im 8. und 9. Jahrhundert der Buddhismus den alten schintoistischen Gottkaiserglauben vorübergehend verdrängte und die als Bonzen bezeichneten Priester soviel Einfluß und eine so große Machtstellung bekamen, daß sie fortan als Inbegriff hierarchischer Machtsucht galten. Ein Bonze brachte es sogar fertig, den Versuch zu unternehmen, eine Kaiserin zu seinen Gunsten zur Abdankung zu bewegen. Bonzen ist es auch gelungen, eine ganze Reihe von Kaisern zu veranlassen, dem Thron zu entsagen und ins Kloster zu gehen. An ihrer Stelle herrschte fortan nur das Bonzentum über das weiterhin dem angestammten alten Glauben anhängende Volk. Ein Unterschied zwischen Parteiideologen und Bonzen liegt nur in ihrer verschiedenen Programmatik. Hinsichtlich ihrer Herrschsucht und ihres Parteifanatismus unterscheiden sie sich in nichts voneinander, so daß man mit Recht noch heute in Analogie zu den japanischen Bonzen von Parteibonzen spricht und damit den Begriff einer sich eifersüchtig ausschließenden Herrschaft und Machtausübung verbindet.

Bismarck hat diese Entwicklung des herrschsüchtigen Parteibonzentums zwar kommen sehen. Er glaubte es aber als Hypothese und gleichsam als Hilfskonstruktion für sein Reich verwenden zu sollen. Daß er sich damit das Hölzerne Pferd, das immer eine politische Realität ist, in sein Reich geholt hatte, führte dazu, daß er nun selbst sehen mußte, mit welcher Unaufhaltsamkeit die Parlamentsgruppen als Parteien sich gegen seine Absichten vermöge ihrer höchst eigenen Zielsetzung auswirkten. Seine Hoffnung, daß Deutschland klug genug sein werde, sich von dem von Bismarck für schädlich gehaltenen Parlamentarismus zu befreien, hat er in einer seiner späten Reden selbst als Irrtum erkannt. Denn inzwischen hatte dieser von ihm eingeschleuste, von der Paulskirche und ihren Parteien vorgebildete und durch das allgemeine, gleiche, direkte und ge-

heime Wahlrecht großgezogene Parlamentarismus die ihm verfassungsmäßig gebotene Möglichkeit dazu benutzt, Bismarck, wie er es selbst nannte, zu verbrauchen und aufzureiben. Treitschke wandte sich als überzeugter Patriot und Vertreter eines nationalen Liberalismus mit leidenschaftlicher Feder zwar ebenfalls gegen die staatsauflösenden Kräfte und rechnete zu ihnen auch, aber weder aus rassischen noch aus religiösen Gründen, den negativen Kultureinfluß gewisser jüdischer Kreise. Aber Treitschke erkannte und bekämpfte zugleich Bismarck und dessen durch das föderalistische Prinzip von vornherein geschwächten Reichsaufbau. Er vertrat bereits 1864 gegen Bismarck in seiner Arbeit „Bundesstaat und Einheitsstaat" den Gedanken des Zentralismus, während es Bismarck wohl als Katalysator, aber nicht als Zentralisator der widerstrebenden Kräfte innerhalb der Dynastien und der Parteirichtungen vorzugehen möglich wurde. Zwar hielt Bismarck an den Grundsätzen der Realpolitik fest und blieb seiner ganzen Persönlichkeit nach Realpolitiker ohne Rücksicht auf ideologische und traditionelle Bindungen, aber er machte unter Umgehung der Machtlösung die Herstellung der deutschen Einheit zu einer Verfassungsfrage, im Gegensatz zu Treitschke, der sich als liberaler und konservativer Historiker zur Machtlösung bekannte. Diese stellte indessen Bismarck in seiner Persönlichkeit so entschieden dar, daß man trotz Verfassung und Parlamentarismus das preußisch-deutsche Reich als persönlichen Machterfolg Bismarcks bezeichnen muß. So identisch war Bismarck — darin von Treitschke völlig verkannt — mit dem Machtgedanken vor allem in den Fragen der realpolitischen Umgestaltung, daß er sich gerade dadurch die Parteien mit Programmkult und Programmdogmatik zu Feinden machte. Die Parteien waren sich bewußt, daß sie als Werkzeuge von Bismarck benutzt wurden. Das kränkte ihr bonzokratisches Selbstwertbewußt-

sein und machte ihre Programmatik zur Theorie unentwegter Fanatiker. Sie wehrten sich dagegen, katalysiert zu werden. Sie wollten die Macht, jeder allein und ohne alle anderen, alle Macht für sich, wie sie Bismarck fest in seinem föderalistischen System verankert hatte.

Obwohl Bismarck sich ursprünglich in einem innenpolitischen Zweifrontenkrieg zu befinden glaubte, und zwar gegen die wohl in gleicher Weise, aber in verschiedener Richtung auseinanderstrebenden Fürsten und Parteien, gelang ihm die Gewinnung der Fürsten so vollständig, daß sie den Zentralismus nicht mehr fürchteten, weil Bismarck sich schützend vor ihre Bundesstaatlichkeit stellte, um sie damit beim Reichsgedanken festzuhalten. Außerdem sahen sie die außenpolitischen Vorteile einer einheitlichen Zusammenfassung der Länderkräfte. Dagegen strebten die Parteien im Gegensatz zur nachrevolutionären Entwicklung in Frankreich, das in einem zentralisierten Staat die einzige Möglichkeit zur Stärke sah und kontinuierlich bis heute sieht, in alle Richtungen auseinander, wovon zeitweise nur die Nationalliberalen, die Konservativen und die Reichspartei eine Ausnahme machten.

Die Herkunftsaristokratie und die langsam mit ihr sich verschmelzende Bildungsaristokratie waren in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts keine sich ausschließenden Gegensätze mehr. Das Bildungsbürgertum nahm jetzt an der Wehr- und Staatsführung Anteil. Wie in England hatte auch im Preußen-Deutschland der Adel das Bürgertum weitgehend in seine Lebens- und Führungsformen aufgenommen, ein Beweis mehr für die vordringende und erneuernde Kraft der Entwicklung, die selbst den stärksten Traditionalismus zu Anpassungen und Umwandlungen zwingt, wenn ihm die Zeit dazu gelassen wird und die Entwicklung nicht programmbestimmt, sondern aus der Bedürfnislage der Gesamtheit geboren ist. Wie in Moltke, so ver-

körpert sich auch in Bismarck diese von Scharnhorst erkannte und geförderte Entwicklung. Bismarcks Vater ist wie viele märkische Gutsbesitzer, Rittmeister a. D. gewesen. Seine Mutter, Wilhelmine Mencken, aber stammte aus dem Bildungsbürgertum. Auch sein Großvater mütterlicherseits gehörte als preußischer Kabinettssekretär zu dieser Schicht. Diese Mischung mit ihrer fruchtbaren Spannkraft hat offensichtlich die Spannweite der Bismarckschen Konzeption und seiner politischen Praxis ermöglicht.

Ganz anders das Zentrum. Als klerikal beherrschte Partei mit reichsfremder Zielsetzung bejahte sie gleichwohl den Führungsgedanken und mit ihm das aristokratische Prinzip, das den Kleriker als Aristokraten innerhalb des hierarchischen Systems ansieht. Doch ist sein Herrschaftsbereich kein nationaler, sondern ein übernationaler. Insoweit die geistliche Aristokratie nach strengen Führungsprinzipien in den Nationen über die Nationen herrschen will, wird sie diesen gegenüber zur klerikalen Machtgruppe mit starken antinationalen Divergenzen und ausgeprägten übernationalen Konvergenzen. Ihr entgegengesetzt gearteter und gerichteter Gegner, die Sozialdemokratie, war die Partei der sozial hartbedrängten Industriebevölkerung, die, aus hoflosen Landleuten und Handwerkerkindern zum ärmsten Volksteil herabgesunken, oft unter der Willkür besitzbürgerlicher Industrieherren körperlich und seelisch große Not zu leiden hatte, von den gesunden Ausnahmen patriarchalischer Betriebspflege abgesehen. Zu diesen beiden Parteien wiederum im Gegensatz stand die demokratische Fortschrittspartei. Sie war Bismarcks besonders erbitterter Gegner.

Alle diese Parteien müssen als das reale Ergebnis einer verhinderten Entwicklung angesehen, als solche sehr ernst genommen und nicht einfach spöttisch oder ärgerlich abgetan werden. In der Politik zumal hat alles Wirkungen, die eines Tages zu Realitäten werden, subjektive Fehler ebenso

wie grundsätzliche Fehlentscheidungen. Das deutsche Staatsdenken hatte sich in viele gegensätzliche Richtungen aufgespalten. Um ihrer Herr zu werden, sie auf sich beschränken und sie in der Richtung der eigenen Politik bestimmen zu können, hat Bismarck das von ihm übernommene politische Kräftefeld mit Hilfe des von ihm zunächst bejahten parlamentarischen Systems übersichtlich und kontrollierbar aufgeteilt. Er wußte von Hause aus, wie man an große Landmassen mit einem Bestellungsplan für verschiedene Böden heranzugehen hat. Auch in dieser Hinsicht war der Gutsbesitz für politisches Planen und Handeln von nicht zu unterschätzender erzieherischer Bedeutung. Bismarck sah als Aufgabe vor sich, alle diese verschiedenartigen Kräfte wie verschiedenartige Böden anzubauen. Man durfte sie auf keinen Fall sich selbst überlassen. Das wäre der Weg zum Wildwachstum, zur politischen Versteppung mit ihrer Gefahr für alle gewachsene Kultur gewesen. Dann wären ihre Kräfte ins Wurzelwerk zurückgedrängt worden, dort um so tiefer eingedrungen und nur noch durch Ausrottung zu beseitigen gewesen. In solchem Fall hätte es also zu politischen Explosionen und Mordanschlägen, zu Geheimbünden und Verschwörungen mit anarchisierenden Wirkungen und Lebensstörungen kommen müssen.

Bismarcks politische Methode war bei dieser disharmonischen Kräftelage eine doppelte: Er bemühte sich zunächst um eine Entspannung und, nachdem diese gelungen war, um das Einspannen der Kräfte. Er vermied es aus Klugheit, gegen jemanden zu regieren. Das hatte man lange genug getan. Er wollte mit allen Kräften fahren und sie zu seinem Ziele führen. Daß das zunächst gelang, war seiner wendigen staatsmännischen Führungskunst zu danken. Auf dem Wege zum realpolitischen Erfolg machte er sich die Ziele der verschiedenen politischen Willensrichtungen zu eigen und wurde dadurch zum Erfüller ihrer Wünsche. Mit dieser „Erfüllungs-

politik“ diente er dem innenpolitischen Aufbau und verhinderte damit zugleich außenpolitische Verluste. Durch diese Politik wurde Bismarck zum vollendeten Beherrscher der politischen Synthese, wobei er seine eigene Zielsetzung zu verbergen verstand. Seine Methode konnte nur erfolgreich sein, wenn es ihm gelang, die Synthese in eine Symbiose umzuwandeln, bei der parasitärer Schaden ausgeschlossen und gegenseitiger Nutzen die Krone aller Bemühungen um die Zusammenfassung auch der entgegengesetzten Willens- und Zielrichtungen sein muß.

Die Deutschland so lange vorenthaltene und verweigerte nationale Einheit, das höchste Ziel eines selbstbewußten Volkes, betrachtete Bismarck als seine Lebensaufgabe. Auf seinem Wege folgten ihm die alten Nationalen und Liberalen, also die bisher verketzerten und in die Verschwörung bis zur Revolution getriebenen Kräfte. Er machte sich die Wünsche der vormärzlichen Bestrebungen, vor allem die der Nationalversammlung der Paulskirche und des Nationalvereins von Rudolf von Bennigsen nach einer Verfassung zu eigen, ebenso die Forderung von 1848 nach einer Volksvertretung. Den Fürsten wiederum bewies er, daß er keinen „Militarismus“ unter der Führung Preußens wollte, so daß es nun umgekehrt für Bismarck darauf ankam, Preußen beim Reich zu halten. Das alles entsprach konsequent der Bismarckschen Methode, die Ziele anderer zu berücksichtigen, damit eine Entspannung herbeizuführen und alle zusammen für sein Ziel, das er für die Aufgabe aller hielt, einzuspannen. Das hat mit einer ihm nachgesagten Politik der Grundsatzlosigkeit nichts zu tun.

Die konservative Führungsschicht, aus der auch der Politiker Bismarck kam, hielt gegenüber den Dammbrüchen nach 1815 eine erneute Eindeichung des von dem revolutionären Druck bedrängten Staates nach Metternichschem Muster für notwendig. Wie also mußte Bismarck die Konservativen

enttäuschen, als er den für einen „preußischen Junker" geradezu revolutionären Satz aussprach, mit dem er als Konservativer deren Gegner gewinnen und deren unentwegtes Vordringen in den Führungsbereich ausmanövrieren wollte: „Wir Konservativen möchten eine Volksvertretung nicht mehr entbehren und könnten diese geltende Institution nicht revolutionär nennen." Kein Wunder, daß ihn seine Standesgenossen wie einst auch Scharnhorst für einen Jakobiner, ja sogar für einen Vernichter der preußischen und monarchischen Führungsposition hielten. Sie verwechselten Methode und Zielsetzung. Sie bekämpften Bismarcks Methode, ohne seine Zielsetzung zu erkennen. Bismarcks Ziel blieb es, die größte Gefahr aller Außen- und Innenpolitik, das Gegeneinander der politischen Kräfte, zu bannen und in ein Miteinander zu verwandeln und in diesem Sinne aus dem Zwiespalt der Nation zu ihrer Einheit und politischen Lebensfähigkeit zu gelangen.

Aber diese Methode des Entspannens und Wiedereinspannens hatte doch kaum mehr als die Dauer eines Verblüffungserfolges. Die von Bismarck versuchte Synthese verschiedener Richtungen kam als großangelegter Einigungsversuch zu spät. Schließt man wie Metternich eine ganze Generation politisch aus, so muß man Zersetzungsvorgänge in der Politik als Antwort der Entwicklung auf schwere Fehler in Kauf nehmen. Auch die beste politische Methodik und die genialste, undurchschaubarste Taktik kann nur einen Aufschub bewirken, wenn die Unterdrückung der nationalen Kräfte zum Verhängnis einer ganzen Epoche geworden ist. Manifeste politische Gärungen kann man stören, aber so lange nicht verhindern, bis ihr Prozeß vollständig abgeschlossen ist. Mit der Unhemmbarkeit einer Naturkraft drängte von dem verpaßten Zeitpunkt nach 1815 ab die deutsche Entwicklung in die Auflösung aller Traditionen, in den radikalen Wechsel der politischen Zielsetzungen mit dem Willen zur Vernich-

tung der alten Führungsschicht durch eine neue. Das als politisches Substanzreservoir verkannte und fehlbehandelte Volk versagte sich nun in breiten Schichten seiner angestammten Führung, ohne zu wissen, daß es damit ebenfalls auf einen Fehlweg geriet und schließlich zu Führungsmethoden gelangte, die ebenso schwer zu überwinden sind wie die den Aufgaben der fortschreitenden Entwicklung nicht gewachsene traditionelle Aristokratie.

Ob es sich um Sieg oder Niederlage handelt, einer jeden von ihnen pflegt sich wie nach jeder großen Entscheidung eine zur Gegenbewegung bereite Entwicklung anzuschließen, wenn die Gegenkräfte nicht schon vor der Entscheidung gewonnen sind und fortan sorgenfrei bejaht werden können. Bismarck hat so wenig wie Wilhelm II. das Zentrum, die Demokraten und die Sozialdemokraten gewinnen können. Diese hatten längst unversöhnliche Gegenabsolutismen entwickelt. Damit, daß Bismarck den Versuch machte, ihre Ziele zugleich als seine eigenen zu erklären, relativierte er zwar den Alleingültigkeitsanspruch dieser Gegenkräfte, kränkte und reizte aber den Gegenabsolutismus dieser drei im Grunde reichsfeindlichen Parteien und mußte sich ihren Kampf bis zur Entscheidung ansagen lassen.

Noch hatten alle drei ihre große Erfolgschance vor sich, jedenfalls war keine gescheitert, wie es die Aristokratie im Begriffe war. So drängte jede von ihnen zur Machtübernahme: die republikanische, also von der Monarchie gelöste bürgerlich-parlamentarische Demokratie, die klerikal beherrschte Demokratie und die sozialistische Demokratie. Jede fordert ein neues Zeitalter für sich. Jede predigt eine Staatseschatologie, eine Heilslehre von den kommenden Dingen. Es ist die Tragik eines Volkes, das sich nach nationaler Einheit sehnt und sie nicht zur rechten Zeit erhält, einen Gärungsprozeß der Gegenkräfte bis zum natürlichen

Absterben aller Gärungsfermente abwarten zu müssen, damit es endlich seine politische Lebensform finden kann.

Es ist nicht zufällig, daß die drei bismarckfeindlichen Parteien in der Versailler Reichsgründung von 1871 das Zeichen zum Ausbruch aus der Bismarckschen Spannungseinheit sahen. Längst hatten sie dank der konservativen Revolution Bismarcks die Volksvertretung auf legale Weise erreicht und damit das Fundament für eine Bonzokratie geschaffen. Seit der Reichsgründung konnten sie von dieser legalen Position aus Bismarck als konservativen Reaktionär bekämpfen. Man war entschlossen, das Ende der aristokratiegeschützten Kaiserherrlichkeit herbeizuführen und zwar mit denselben Mitteln, mit denen die Bewegung von 1848 garbeitet hat. Mit diesem Prototyp einer Revolution auf deutschen Boden vor Augen begann nach der Reichsgründung von 1871 der Kampf gegen die Monarchie und die sie tragende Führungschicht von neuem.

Bismarck seinerseits erkannte klar die Bruchlinie in seinem Einigungswerk und schrieb die Schuld hieran und an der Schädigung der deutschen Entwicklung überhaupt teils sich selbst, teils den Parteien zu. Nachdem er die deutsche Einheit mit Hilfe des Parlamentarismus erreicht hatte, benutzten die reichsfeindlichen Parteien ihrerseits den Parlamentarismus zur Zersetzung und schließlichen Auflösung dieser von ihnen mitgeschaffenen Einheit. Vergeblich versuchte Bismarck ihre innenpolitische Erneuerung, vergeblich einen neuen Reichstag mit neuem Wahlrecht zu schaffen, um die Abwärtsentwicklung wenigstens zu verzögern und auf diesem Wege seinen Fehler in den Auswirkungen abzuschwächen. Aber gerade damit machte sich Bismarck zum erklärten Gegner des von ihm eingeschleusten Parlamentarismus. Hier liegt die schwere Tragik im Leben dieses genialen Politikers: Um die deutsche Einheit von 1871 zu sichern und vor den revolutionären Zerstörungsabsichten der reichs-

feindlichen Parteien zu schützen, muß er Metternichsche Unterdrückungspolitik anwenden, wenn er der revolutionären Entwicklung auch nur einigermaßen Herr werden will. Aber die Sozialdemokratie zwingt ihm das Gesetz des Handelns auf. Sie will sich auf keinen Fall entspannen und einspannen lassen. Immerhin ist Bismarck elastisch genug, um auch seinen Gegnern gegenüber das Prinzip der Entspannung durch Erfüllung ihrer Grundforderungen, wie im Falle der vorbildlichen Sozialgesetzgebung, zu benutzen, womit er eine der aristokratischen, inzwischen auch um so heterogene Elemente wie die Industrie- und Bankherren erweiterte Führungsschicht noch sehr fremde soziale Großtat vollbrachte. Es war in Bismarcks Augen höchste Zeit, zur Beseitigung der sozialen Notstände mehr als eine repräsentative Staatsgeste zu machen. Inzwischen waren nicht nur die Industrie, sondern mit ihr auch das Bank- und Kreditwesen, alle drei von bedingungsloser Härte in der Ausnutzung der Nöte des Lebenskampfes, zu Stützen des Staates geworden. Doch so sehr sie mit ihrem zunehmenden Reichtum und gewaltigen Krediten den Staat stützten und von sich abhängig machten, so sehr waren auch Not und Armut der arbeitenden Massen in den wachsenden Städten angestiegen.

Inzwischen hatte sich auch die Bevölkerungsstruktur stark gewandelt: Während zu Beginn des 19. Jahrhunderts 24 Millionen in einem ländlichen Deutschland lebten, waren es 1870 bereits 40,8 Millionen und von 1880 bis 1890 stieg die Zahl von 45,1 auf 49,2 Millionen an. Wie nach 1848 viele auswanderten, so verließen 1881 allein 221 000 und im Laufe der nächsten fünf Jahre sogar 857 000 das Land, da Lohnkürzungen und Entlassungen oder der Zwang zu unterbezahlter Arbeit die unerträglichen Folgen eines planlosen Wettbewerbs der freien Wirtschaft waren.

Virchow, der Mitbegründer der Fortschrittspartei, ein erbitterter Bismarck-Gegner, hat in jungen Jahren das ober-

schlesische Notstandsgebiet auf seine sozialen Mängel hin untersucht. Er kam zu dem Ergebnis, daß es sich hier um schwerste Versäumnisse der Staatsführung und der Betriebsführungen handelte. Im gleichen Jahre stand Virchow als soeben habilitierter Gelehrter in leidenschaftlichem Kampfeseifer für den demokratischen Gedanken auf den Barrikaden des Jahres 1848. Wenige Jahre darauf setzte er seine Untersuchungen in den Elendsgebieten des Spessart fort. Wie die patriarchalisch herrschende ländliche Führungsschicht es auf großen Gütern — keineswegs auf allen — den Gutsarbeitern gegenüber an sozialen Gewissensleistungen fehlen ließ, so auch die großstädtischen Betriebsgründer gegenüber den Industriearbeitern, die Marx und Engels Modell für ihre radikalen Reformideen gestanden haben. Sie drängten nun zur radikalen Änderung der Führungsverhältnisse. Es war ihr Ziel, den Umsturz durch die Führer der Arbeiterschaft vorzubereiten. Sie taten es mit einer Zukunftsverheißung, einer Lehre von den kommenden Dingen, an der sich sofort erkennen läßt, daß sie eine Sendung und einen Absolutheitsanspruch anmeldeten, die nach dem frühen Tode Lassalles zu Fackeln radikalsten Umsturzes wurden und Feuersbrände in aller Welt herbeigeführt haben. Im Kommunistischen Manifest wurde offen erklärt, daß die unterdrückte Klasse nur durch den gewaltsamen Umsturz aller bisherigen Gesellschaftsordnungen ihre Ketten verlieren und eine Welt gewinnen könne. „Mögen die herrschenden Klassen vor einer Revolution zittern." Daß Lassalle den Gedanken der nationalen Einheit bejahte, ist von seiner Herkunft aus dem Bildungsbürgertum her zu bewerten und kein Grund, mit einer anderen Entwicklung zu rechnen, wenn er statt Marx Einfluß auf die revolutionäre Arbeiterschaft gehabt hätte. Das Gefälle zur radikalen Lösung konnte durch die Lassallesche Nationalvorstellung und seine liberali-

sierende Politik des vernünftigen Ausgleichs zwischen den Gegensätzen nicht beseitigt werden.

Ein so besonnener und wissenschaftlich denkender Kopf wie Moltke schrieb im Jahre 1890: „Wir stehen nahe vor dem Ausbruch einer gewaltigen Bewegung und müssen der Gefahr schon jetzt ins Auge sehen“. Das war 12 Jahre nach den Mordversuchen an Wilhelm I. und nach Bismarcks Kampfansage an die Sozialdemokratie, nach der Vorlage des Sozialistengesetzes und dem Verbot aller sozialistischen Vereine, die gegen die Staats- und Gesellschaftsordnung gerichtet waren. Bebel und Liebknecht hatten trotz dieser Maßnahmen und trotz der 1881 folgenden Sozialgesetzgebung die Arbeitermassen dank verhetzender Propaganda hinter sich. Die Sozialistengesetze wurden nicht verlängert und die Sozialdemokratie hatte innenpolitisch freie Bahn. Moltke sah in dem eben angeführten Brief vom 10. Oktober 1890 nur noch einen Ausweg: Nach der Aufhebung der präventiv wirkenden Sozialistengesetze bleibe nur die „rücksichtslose Repression“.

Bismarck hat den Kampf mit der Sozialdemokratie verloren und mit ihm auch die Führungsschicht des Kaiserreiches. Die Sozialdemokratie erlebte unter Bebel ein gewaltiges Anwachsen, das sich auch in der Zunahme ihrer Reichstagsmandate ausdrückte, die von 44 im Jahre 1893 auf 81 im Jahre 1903 anstiegen, sich also in 10 Jahren nahezu verdoppelten, um im Jahre 1912 die Zahl von 111 zu erreichen. Schon sahen die Mächte der beginnenden Einkreisung Deutschlands in den Sozialdemokraten ihre Bundesgenossen. Das deutsche Heer war in ihren Augen unbesiegbar. Seine Hoffnung setzte man bei den späteren Alliierten auf die deutsche innenpolitische Entwicklung und auf den Reichstag. Anläßlich einer Sedanfeier 1895 erließ die Sozialdemokratie einen Aufruf gegen die „Mordpatrioten“ und betonte ihren innigen Zusammenhang mit ihren fran-

zösischen Brüdern und den Leidensgefährten in der ganzen Welt.

Bismarck hat diese Entwicklung kommen sehen und von der Sozialdemokratie gesagt: „Sie lebt mit uns im Kriege, und sie wird losschlagen, gerade so gut wie die Franzosen, sobald sie sich stark genug dazu fühlt, und diese Stärke vorzubereiten, ist die ganze Aufgabe ihrer Politik".

Der militante Charakter der Sozialdemokratie wird zugunsten der stark betonten internationalen und pazifistischen Tendenzen meist gänzlich übersehen. Nicht nur Lassalle, sondern vor allem Engels und andere sozialdemokratische Führer sahen in Napoleon und Scharnhorst ihre soldatischen Vorbilder. Beide waren in ihren Augen Volksführer. Engels galt sogar wegen seiner militärpolitischen Studien als „der General". Engels wie Marx bejahten den Volkskrieg, den Krieg mit Volksmassen und Millionenheeren entsprechend der levée en masse von 1789, und verneinten den Kabinettskrieg der Fürsten und ihrer kleinen stehenden Heere. Sie kämpften für Miliz und Landwehr und gegen die Linieneinheiten der Fürstenheere. „Jeder Bürger ein Soldat, jeder Soldat ein Bürger", war die wehrpolitische Losung der Sozialdemokratie. Während sie die Unteroffiziere und Mannschaften als Söhne des Volkes lobten, beschimpften sie nach dem Siege von 1870 die Wehrführung als eine „Bande von Mordbrennern". Sie verdammten die Offiziere als Angehörige der herrschenden Schicht und betrieben ihre Wehrpolitik mit dem Ziel, nicht bloß die Staats-, sondern auch die Wehrführung an sich zu reißen.

Auf dem Erfurter Parteitag von 1891 wurden von den sozialdemokratischen Führern neue Forderungen erhoben, die Wahlberechtigung für die Zwanzigjährigen, die Entscheidung über Krieg und Frieden durch das Volk, die Besetzung der Behörden durch das Volk, die Unentgeltlichkeit aller Rechts- und Ärztehilfe. Es konnte nichts mehr nützen,

daß Wilhelm II. sich als Arbeiterkaiser bezeichnete, die Sonntagsruhe einführte und die Frauen- und Kinderarbeit gesetzlich regelte. Auch die Eiskeller-Versammlung Stoeckers, so stark sie geistig wirkte, brachte es zu keiner politischen Realität. Und selbst die private Fürsorge der Großbetriebe, die neben der staatlichen Sozialfürsorge stand, so etwa in Werken von Krupp und Stumm, die für Speiseeinrichtungen, Wohnungen, Kassen und Alterspensionen der Arbeiter sorgten, vermochte keinen Einfluß auf die sozialdemokratische Bewegung zu erlangen. Diese Vorgänge erfüllten die sozialdemokratischen Führer nur mit parteitaktischen Bedenken. Singer erklärte gegenüber solchen sozialen Bemühungen der Betriebe: „Überlegen Sie doch, was es heißt, wenn Arbeiter Häuschen und Gärten hätten: Dann wären sie morgen Bourgeois".

Tiefbekümmert hat Bismarck die Gefahr der Verhetzung des Volkes gegen seine und gegen jede gewachsene Staatsführung gesehen. In einer Rede des Jahres 1885 sprach er mit seiner ganzen Leidenschaftlichkeit die deutsche Tragik an und sagte von dem deutschen Völkerfrühling in den Jahren vor und nach der Reichsgründung: „Dieser deutsche Völkerfrühling hielt nur wenige Jahre nach dem großen Siege vor. Ich weiß nicht, ob der Milliardensegen schon erstickend auf ihn gewirkt hat. Aber dann kam, was ich (in einer früheren, vom Plenum nicht verstandenen Rede) unter dem Begriff ‚Loki' verstand. Der alte deutsche Erbfeind, der Parteihader, der in dynastischen und in konfessionellen, in Stammesverschiedenheiten und in den Fraktionskämpfen seine Nahrung findet, der übertrug sich auf unser öffentliches Leben, auf unsere Parlamente, und wir sind angekommen bei einem Zustand unseres öffentlichen Lebens, wo die Regierungen zwar treu zusammenhalten, im deutschen Reichstage aber der Hort der Einheit, den ich darin gesucht und gehofft hatte, nicht zu finden ist, sondern der Partei-

geist überwuchert uns, wenn der mit seiner Lokistimme den Urwähler Hödur, der die Tragweite der Dinge nicht beurteilen kann, verleitet, daß er das eigene Vaterland erschlage, der ist es, den ich anklage vor Gott und der Geschichte, wenn das ganze herrliche Werk unserer Nation von 1866 und 1870 wieder in Verfall gerät und durch die Feder hier verdorben wird, nachdem es durch das Schwert geschaffen wurde".

Der Kampf Volk gegen Führung, der im Jahre 1848 den König als absoluten Herrscher zum ersten Mal von seinem Thron herunter auf die Straße holte und über ihn triumphierte, vernichtet zugleich jede Hoffnung auf eine Wiederkehr einer Einheit von Volk und Führung. Auch die von Bismarck geschaffene Einigung ist von Anfang an keine Einheit von Volk und Führung. Bismarck wollte zwar die in sich geschlossene Nation. Dieses Ziel hat er aber nicht erreicht. Als er ihm mit dem Tage der Gründung des Reiches nahe zu sein glaubte, saßen die Nager bereits an den Wurzeln seines Einigungswerkes, um den jungen Baum, den Moltke wachsen sehen wollte, seiner Wachstumskräfte zu berauben, ehe er ausgewachsen war und man ihm so leicht nicht mehr schaden konnte. Daß der Baum erst 1918 und dann auch erst den Axthieben einer ausländischen Übermacht und ihrer inländischen Mithelfer erlag, beweist, welches Maß an Lebenskraft in ihm war. Bei gewachsener Einheit von Volk und Führung wäre aus der Gründung Bismarcks eine echte Nation hervorgegangen.

Außer der Sozialdemokratie, die unter rücksichtslosem Einsatz radikaler Zersetzungsmittel zur Macht strebte, um nach der Machtergreifung ihre sozialistischen Ziele zu verwirklichen, sah die vatikanische Außenpolitik mit ihren deutschen Außenstellen ihre durch den Protestantismus ohnehin stark geschwächte Position erneut durch die Bismarcksche Reichspolitik von weiterer Einflußminderung be-

droht. Der Kreuzzug des militanten Jesuitenordens zur Rückeroberung der verlorenen deutschen Einflußgebiete, insbesondere zur Vernichtung des ketzerischen Protestantismus, hatte die Erstarkung eines Preußen-Deutschland mit überwiegender protestantischer Mehrheit nicht verhindern können. Das protestantische Preußen gewann in Bismarck einen Protestanten, der zum Reichsgründer wurde und dessen Politik den preußischen König als überzeugten Protestanten den deutschen Kaiserthron besteigen ließ. Hier handelte es sich um eine solche Machtbereicherung des Protestantismus, daß der Vatikan, an sich schon ein grundsätzlicher Gegner des Nationalprinzips, aus reinen Machterhaltungsgründen als Gegner der Reichspolitik auf den Plan trat. Zudem befand er sich selbst zu gleicher Zeit in einer Verlustlage, die in ihm den Willen zum Aufbau einer neuen Machtposition mit kühler Berechnung zu einer ungewöhnlichen Angriffsleistung steigerte. Das Patrimonium Petri, der vatikanische Kirchenstaat und letzte Rest eines sozial und kulturell keineswegs wohlsituierten Gottesstaates, war an die italienische Einheitsbewegung verlorengegangen. Der Vatikan empfand diesen Macht- und Prestigeverlust voll Kummer.

In dieser Lage ließ die Kurie die Welt durch eine Papstproklamation von ungewöhnlicher Bedeutung überraschen und aufhorchen. Die Unfehlbarkeitserklärung des Papstes erfolgte am 18. Juli 1870, einen Tag vor der Kriegserklärung Frankreichs an Preußen. Das war eine verheißungs- und zugleich verhängnisvolle Machtäußerung, ja man mußte es sogar für eine Kriegserklärung an das protestantische Deutschland unter Bismarcks Führung halten. In der Sprache der Politik ausgedrückt, denn es handelt sich hier um einen religionspolitischen Akt von weitwirkender Bedeutung, hat sich hier ein Monarch mit der Tiara auf dem geistlichen Fürstenhaupte inmitten einer Welt des antimonarchischen Kampfes

um das Mitführungsrecht des Volkes wie ein Monarch aller Monarchen geäußert, um für jedes seiner ex cathedra gesprochenen Worte mehr als höchste Reverenz, nämlich höchste Autorität zu fordern. Der Gedanke des Gottesgnadentums, von dem die meisten Monarchen auch innerlich überzeugt waren, ist hier von einem gottkaiserlichen Führungsanspruch überboten.

Auf innerkatholische Führungsverhältnisse gesehen, war mit der Unfehlbarkeitserklärung des Papstes der alte und langwierige Streit zwischen konziliarer und päpstlicher Gewalt im Sinne einer Totalisierung der Machtstellung des Papstes zugunsten strengster Zentralität der Befehlsgewalt beendet worden. Das bedeutete die Schwächung der national gebundenen Machtstellung der bischöflichen Führungsschicht in den katholischen Staaten. Sie mußten nun als Bischöfe im Gegensatz etwa zu den Bischöfen der ottonischen Zeit, die Mitstreiter des Königs waren und ihn sogar mit dem Schwerte in der Hand verteidigten, zuerst dem Papste gehorchen und erst dann ihrem Staat und seinem Regenten. Sie konnten in ihrer Gehorsamsverpflichtung nicht mehr frei die nationalen Interessen der Gläubigen vor dem Heiligen Stuhl vertreten, sondern wurden mitsamt den Gläubigen dem Papste auf Gedeih und Verderb untertan.

Nun konnte sich Papst Pius IX. zwar auf die katholische Rechtsauffassung berufen, nach der jeder Katholik zuerst seiner Kirche und erst mit deren Einwilligung dem Staate gehört. Aber daß aus der Infallibilität — sie war bis zum letzten Augenblick so umstritten, daß von 692 in Rom weilenden Bischöfen nur 601 zur Abstimmung erschienen und nur 451 ihr Placet gaben, während die dissentierenden Bischöfe abreisten — ein großartig proklamiertes Dogma gemacht wurde, konnte nur dem Zweck dienen, in die Herzen der Gläubigen und ihrer Hirten die absolute Gehorsamspflicht hineinzupflanzen. Alle Rechte des Katholiken, ob

Bischofsrecht oder Elternrecht, begründen keine echte Rechtsstellung, sondern bedeuten nach katholischer Rechtsauffassung Gehorsamspflicht. Auch alle Nationalrechte erlöschen in der Gehorsamspflicht gegenüber dem unfehlbaren Wort des Papstes als des obersten Richters und Gesetzgebers der Kirche.

Eine solche Gehorsamspflicht bedeutet die Durchbrechung der nationalen Verpflichtung. Einen klassischen Beweis dafür liefert die Haltung der deutschen katholischen Bischöfe vor und nach der Unfehlbarkeitserklärung des Papstes im Jahre 1870. Als diese Erklärung in Aussicht genommen war, erklärten die deutschen Bischöfe auf ihrer Fuldaer Konferenz am 6. September 1869, es sei ausgeschlossen, daß eine neue Lehre verkündet werde, die die Mitglieder der Kirche in einen Konflikt mit ihren sonstigen Pflichten bringen müsse. Sie würden jedenfalls auf dem kommenden Konzil gegen eine solche Lehre auftreten. In dieser Haltung bestärkte sie der preußische Kultusminister, der am 10. Oktober des gleichen Jahres an die preußischen Bischöfe schrieb, die Regierung vertraue darauf, daß die Bischöfe auch außerhalb des Heimatlandes sich der Rechte und Pflichten bewußt blieben, welche ihnen als Bürger des Staates und als Untertanen des Königs zukämen. Im August 1870, also wenige Wochen nach der Verkündung der Unfehlbarkeitslehre, erklärten die deutschen Bischöfe, ebenfalls vom Grabe des heiligen Bonifatius aus, „daß alle Katholiken die Entscheidung über die Unfehlbarkeit des Papstes als geoffenbarte Wahrheit mit festem Glauben und freudigem Herzen hinnehmen müßten, wenn anders sie wirklich Glieder der einen heiligen katholischen und apostolischen Kirche sein und bleiben wollten". Es ist über jeden Zweifel erhaben, daß die Bischöfe überhaupt nicht anders handeln konnten. Das hätte ihre Lossagung von Rom bedeutet und ihnen das Exkommunizierungsschicksal Döllingers sowie der ins Schisma ver-

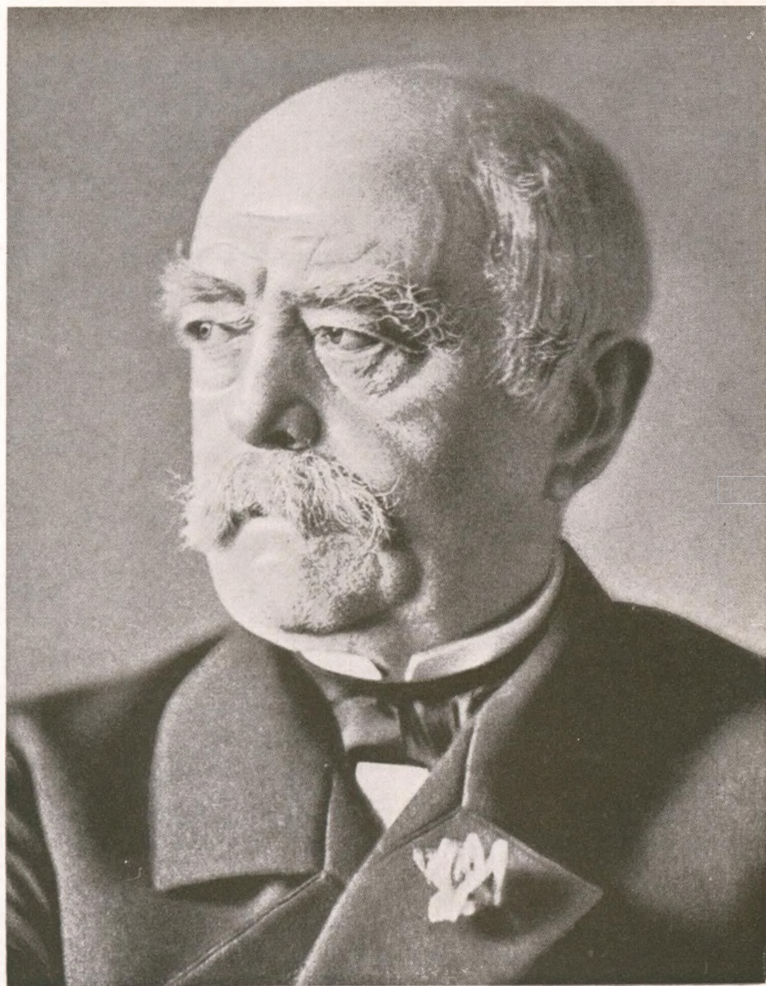
stoßenen Altkatholiken eingebracht. Allerdings hätte sich damit auch der Weg zu einer katholischen Nationalkirche ähnlich der gallikanischen und anglikanischen Kirche geöffnet, die Bismarck seine nunmehr unvermeidliche Auseinandersetzung mit dem Absolutheitsanspruch des Papstes wesentlich erleichtert, wenn nicht gar erspart hätte. Bismarck hatte in Voraussicht der kommenden Auseinandersetzung den Standpunkt der preußischen Regierung unmißverständlich ohne Schärfe, aber doch mit aller Deutlichkeit in den Worten zum Ausdruck gebracht: „Für Preußen gibt es verfassungsmäßig wie politisch nur einen Standpunkt, den der vollen Freiheit der Kirche in kirchlichen Dingen und der entschiedenen Abwehr jedes Übergriffes auf das staatliche Gebiet.“ Damit ist der von Virchow im Mai 1873 als „Kulturkampf“ bezeichnete Streit zu einem Kampf um das Volk geworden.

Es war nicht zu erwarten, daß der Papst als Haupt aller Katholiken diese Auseinandersetzung selber führte. Er bediente sich dazu seiner Organe im Lande selbst. Man hat den übernationalen und totalen Führungsanspruch der katholischen Kirche, mit dem sie in die Völker und Staaten hineinregiert, immer wieder zum Anlaß genommen, die katholische Kirche als eine Kolonialmacht zu bezeichnen, deren Okkupation man vorbehaltlos zuzustimmen habe und die sich in ihren Kolonialländern wie eine Besatzungsmacht verhalte. Für den von 1872—1879 währenden Kulturkampf stand eine von außen dirigierte Widerstandsgruppe gegen Preußen und das Reich bereit: die im November 1870 ad hoc gegründete Zentrumspartei. Es gehört bis heute zum Wesen der politischen Methodik des Vatikans, daß er sich als Repräsentant eines totalitären Prinzips gleichwohl der demokratischen Methoden bedient, um sich gegen den nationalstaatlichen Führungsanspruch erfolgreich durchsetzen zu können. Man könnte meinen, daß die Kurie alle Monarchien

um der Bejahung des gleichen Prinzips willen unterstützen müßte. Das ist weit gefehlt. Vielmehr folgt die römische Kirche als Erbin des imperialen Herrschaftssystems der Meinung, daß nur sie allein das monarchische gottkaiserliche Prinzip zu vertreten habe und daß alle Staaten, ob sie Monarchien sind oder nicht, das Licht von ihr bekommen wie Monde von ihrer Sonne. Wo sich eine Monarchie nicht in Übereinstimmung mit den Glaubensgrundsätzen der päpstlichen Monarchie befindet oder wenn es sich um einen protestantischen Monarchen handelt, werden diese Monarchien, wenn man glaubt, daß es den Interessen des Vatikans dient, mit den Mitteln der Demokratie bekämpft.

Das Zentrum ist seiner Anlage und Aufgabe nach von seiner Entstehung im Jahre 1870 an eine reichsfeindliche Partei gewesen und geblieben. Es erhob gegenüber dem Einheitsgedanken betont föderalistische Bedenken und Forderungen. Es suchte die Waffenbrüderschaft aller partikularistischen Gruppen, insbesondere der Polen und der preußenfeindlichen Welfen. Bismarcks gefährlichster und klügster Gegner war der ehemalige hannoversche Justizminister Windthorst, der langjährige Parteiführer des Zentrums. Bismarck war erfahren und klug genug, um im Verlaufe des Kulturkampfes diesen parlamentarisch hochbegabten Katholikenführer als Gegner stets so zu behandeln, daß er ihn gegebenenfalls einmal wieder zum Verhandlungspartner machen konnte. Schließlich verband er sich tatsächlich mit Windthorst — ein glänzender Schachzug des den zeitgenössischen Politikern weit überlegenen Kanzlers — zur Durchführung seiner Sozialgesetzgebung gegen die Sozialdemokratie.

Im übrigen ist es historisch nicht zu begründen, wenn man den Kulturkampf als für Bismarck verloren bezeichnet. Von den Mai-Gesetzen blieben immerhin der Kanzelparagraph, das Jesuitengesetz, die obligatorische Zivilehe, die weltliche



Otto von Bismarck

DIE FÜHRER DER BISMARCK- UND REICHSFEINDLICHEN PARTEIEN



Ludwig Windthorst (Zentrum)



August Bebel (Sozialdemokratie)

Regelung des Personenstandes und das Expatriierungsgesetz bestehen. Auch die katholische Abteilung des preußischen Kultusministeriums wurde nicht wiederhergestellt. Zwar mußte sich Bismarck zurückziehen, aber er band dafür auch seinen zweiten Gegner, das Zentrum, durch den gemeinsamen Kampf gegen die Sozialdemokratie zeitweilig an die Regierung. Trotzdem hat der Kulturkampf nach anfänglichen schwersten Positionsverlusten den Katholizismus wie das Sozialistengesetz die Sozialdemokratie erheblich gestärkt und ihn auf seinem Wege zur Machtergreifung um Vieles vorangebracht. Er überprüfte und steigerte vor allem seine Herrschaft über die katholischen Anhängermassen. Er brachte sie — welch ein Eingriff in das Hoheitsgebiet des Staates — zur Empörung über die legalen Mai-Gesetze gegen die Kirche und fanatisierte sie mit dem Gedanken, die katholische Kirche würde vom Staat verfolgt. Dabei hatte die Kirche selbst den Machtstreit verursacht. Es ging ihr auch damals darum, dem Staate gegenüber völlig freie Hand zu bekommen. Sie wollte sich die Führung ihres Staates im Staate sichern, wollte den Protestantismus als Führungsmacht auf sich beschränken und die nationale Einheitsbildung verhindern oder in ihren Anfängen vernichtend bekämpfen.

Bismarck hat aus seiner für Politiker äußerst seltenen Kenntnis der katholischen Struktur- und Herrschaftsverhältnisse in seiner leidenschaftlich erregten Rede vom 10. März 1873 das Papsttum sehr deutlich als das bezeichnet, was es ist, als eine politische Macht, „die mit der größten Entschiedenheit und dem größten Erfolge in die Verhältnisse dieser Welt eingegriffen hat, die diese Eingriffe erstrebt und zu ihrem Programm gemacht hat“. Dazu bedient sie sich der gläubigen Massen. Diese sind ohnehin religiös so erzogen, daß sie unter einer ständigen Jenseitserziehung ihr Seelenheil höher bewerten als das Wohl der Nation. Sie hat

diese Massen völlig in der Hand, solange sie so streng und autoritär über sie herrschte, wie sie das unter Hinweis auf die Gehorsamspflicht und das Jenseitswohl tut. Sie fanatisiert bis zum Äußersten. Bismarck wurde in Kissingen von einem katholischen Tischlergesellen angefallen, der in der Vernehmung angab, daß er ihn wegen der Mai-Gesetze und wegen der Beleidigung seiner, der Zentrumsfraktion, habe umbringen wollen. Sie ruft zu Massenkundgebungen, zu Wallfahrten, zur Bildung von Vereinen auf, und sie erzielt mit allen diesen Aktionen eine Zunahme des kirchlichen Lebens und einen öffentlichen Machtzuwachs.

Auch in dem verhetzenden Mischehen-Streit von 1837 wurde das Volk von den Kanzeln herunter gegen die Staatsführung aufgewiegelt. Und schon dieser Kölner Streit brachte dem Katholizismus einen so gewaltigen Aufschwung, daß er es wagen konnte, die Pilgerfahrt zum heiligen Rock in Trier mit der Teilnahme von über einer Million Gläubigen im Jahre 1844 zu veranstalten. Die gleiche bewährte Methode zur Sicherung seiner Führung gegen die Staatsführung wandte er auch im Kulturkampf mit Wallfahrten nach Lourdes, zur Patronin der „Revanche", und nach Marpingen bei Trier erfolgreich an. Das Zentrum hat auf diese Weise einen raschen Aufstieg erreicht: In 10 Jahren von 1871 bis 1881 stieg die Zahl seiner Abgeordneten von 58 auf 100; die Zahl der Klöster stieg von 992 im Jahre 1898 auf 5211 im Jahre 1908. Der Volksverein für das katholische Deutschland wurde gegründet und die Katholikentage eingerichtet. Der politische Katholizismus, wie man ihn so seltsam pleonastisch nennt, wurde zu einer ständigen Aktion mit dem Ziel, das Volk gegen Reich und Führung einzunehmen und auf diese Weise an die geistliche Führung zu binden.

War die Sozialdemokratie der radikalere Gegner, der auf den Umsturz zuarbeitete, so kämpfte das Zentrum als der weitaus besser, teils klüger, teils raffinierter geführte Gegner.

Ihm stand wie der aristokratischen Führung eine Führungserfahrung von Jahrhunderten zur Verfügung und dazu eine Tradition, die mit einer taktischen Wendigkeit und Sicherheit ohnegleichen verteidigt wurde. Beide Reichsgegner hatten trotz ihrer Gegensätzlichkeit ein und dasselbe Ziel, das Reich der Deutschen mit dem Mittel der Demokratisierung zu zersetzen, die aristokratisch-monarchische Führungsschicht aus ihrer Machtstellung zu verdrängen und dann das Volk zu beherrschen. „Mit unserer Liebe werden wir ihnen das Volk wegnehmen, mit unserem Verstand die Wissenschaft und mit unserer Organisation den Staat", das war nicht nur die klassische Zielsetzung der geistlichen Miliz, sondern auch die der sozialistischen Parteifunktionäre. Für beide sollte die Schaffung einer Parteiführerschicht dazu dienen, das herrschende Staats- und Wehrführertum zu beseitigen. Dieses Ziel wäre innenpolitisch früher erreicht worden, wenn die traditionelle, inzwischen vielfach aufgelockerte und zum Teil auch unterwanderte Führungsschicht nicht so hervorragende Vertreter, allen voran und doch als letzten Bismarck, gehabt hätte.

Als nach der Vertreibung Bismarcks vom Staatssteuer die außenpolitische Einkreisung mit dem Ziel eines neuen europäischen Gleichgewichtes begann, war die Reichsvernichtung als Kriegsziel der Alliierten bereits konzipiert. Die Staatsführung des hochbegabten, aber von unzulänglichen Beratern zu Fehlgriffen gedrängten Wilhelm II. vermochte das außenpolitisch umstellte und innenpolitisch unterhöhlte Kaiserreich nicht mehr vor der Auflösung zu retten. Auf seine Staatsführungsaufgabe trotz Bismarcks Rat nicht genügend vorbereitet, konnte Wilhelm II. die außenpolitische Situation umso weniger meistern, als er ohne Kanzler, vor allem ohne eine so übermächtige Persönlichkeit wie Bismarck und dessen fast halbhundertjährige Erfahrungen, regieren

wollte. 1891 schrieb er ins Goldene Buch der Stadt München: „Voluntas regis suprema lex“.

Auch Wilhelm II. sollte daran scheitern, daß er keine Führerreihe hatte. Er hätte deren schöpferische Entfaltungskraft bei aller Homogenität in der nationalen Zielsetzung nicht ertragen. Als diese sich im Kriege unter dem Druck höchster Not zu bilden begann, war es schon zu spät für eine Rettung und ein Ausweg aus der Politik einer sachlich unzureichenden Eigenwilligkeit gelang nicht mehr. Selbst den Grafen Waldersee, den Moltke zu seinem Nachfolger im Großen Generalstab gemacht hatte und dessen Einfluß auf Wilhelm II. in jüngeren Jahren im Zusammenhang mit Stoeckers christlich-sozialer Bewegung nicht unerheblich gewesen ist, entließ der Kaiser wegen der Selbständigkeit seiner allerdings über das Militärische hinausgehenden Auffassungen und wollte eine jüngere Kraft als eine Art Handlanger als Generalstabschef. So konnte sich um Wilhelm II. nicht wie um Friedrich Wilhelm III. eine schöpferisch denkende und handelnde Führerreihe, sondern nur ein flach und kurzsichtig denkender Beraterkreis bilden. Jene unbestechliche, nur der Sache des Vaterlandes verpflichtete Kritik durch Persönlichkeiten von geistigem und charakterlichem Format, wie es ein Friedrich Naumann besaß, fehlte diesem machtstolzen Monarchen.

Die Arbeiterschaft und ihre Führer haßten den Kaiser, obwohl er sich unter dem Einfluß Stoeckers lange Zeit um die Rückgewinnung der auch dem Einfluß der Kirche entfremdeten Anhängermassen der Sozialdemokratie bemüht hatte. Es wirkte weniger landesväterlich als hochmütig, daß Wilhelm II. alle Arbeiter und Soldaten wie Kinder mit Du anredete und damit nicht genügend Fingerspitzengefühl für die gefahrvolle Lage der Krone bewies. Um so mehr verherrlichte ihn die große Masse des Bildungs- und Besitz-

bürgertums, das eine große wirtschaftliche Macht darstellte und den Schutz der Krone für seine weitere Expansion brauchte. Wilhelm II. hat denn auch wesentlich dazu beigetragen, die Beherrscher der Banken und Börsen zu mobilisieren, während die alte, ländlich gebundene Aristokratie durch Verschuldung immer abhängiger wurde und daher dem Geldadel wesentlich geneigter war als ihre Vorfahren. Die Wünsche der Hochfinanz nach Verschmelzung mit dem Adel als Gegenleistung für deren äußerst geschickte und erfolgreiche private Finanzpolitik wurden erfüllt. Diese Strukturauflockerung der herrschenden Führungsschicht ist das Werk, das Wilhelm II. überlebt hat, genau wie sein Wort: „Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur noch Deutsche." Mit diesem Wort hat er viel zu spät, aber zweifellos aus innerster Überzeugung zum Ausdruck gebracht, daß nur durch die Zusammenfassung aller Richtungen und Kräfte zu einer Nation der ihm seit fast zwei Jahrhunderten von England zur Zerstörung der deutschen Handelskapazität zugedachte Krieg gewonnen werden könnte. Es war ein Wunsch, zugleich die Sorge vor der kommenden Auflösung und vor der Erkenntnis ihrer Ursachen.

Daß unter diesen persönlich und parteipolitisch bedingten Führungsverhältnissen das Reich nicht einem verlorenen Krieg zum Opfer fiel und dies nach einem Kampf, der ein Helden-Epos genannt zu werden verdient, ist allein der deutschen Wehrführung und dem von ihr geschaffenen Heer zu danken. War es doch trotz allergrößter Schwierigkeiten gelungen, in der immer unsicherer werdenden Entwicklung eines erschütterungsreichen Jahrhunderts die innere Kontinuität des Heeres zu bewahren. In unübertroffener Sachkenntnis und Aufgabentreue der Krone verbunden, wurde die nationale Wehrkraft zum Hort des Reiches und blieb es, als das Reich in seinen Fundamenten im Innern untergraben und vom Konkurrenzneid Englands, dessen Handel mit

Recht als sein Lebensblut bezeichnet worden ist, gehaßt wurde.

War über den innenpolitischen Machtkämpfen im 19. Jahrhundert die Einheit von Volk und Führung verlorengegangen, die innere wie die äußere Kontinuität gefährdet, so waren in der von der Wehrführerschaft herangebildeten Heeresmacht Einheit und Kontinuität bruchlos erhalten geblieben. Das ist der schlichte historische Befund, der einer feindseligen Umwelt nicht entgehen konnte. Es ist darum sachlich unzutreffend und nichts als ein gehässiges Schlagwort, die Wehrmacht als Staat im Staate zu bezeichnen. Der Historiker hat demgegenüber festzustellen, daß die Wehrmacht ihre höchste Aufgabe, die Einheit von Volk und Führung in ihrem Wirkungsbereich darzustellen und auf der Entwicklungslinie einer großen Tradition durch alle innen- und außenpolitischen Wandlungen hindurchzuretten, in rühmenswerter Weise gelöst hat. Nicht Staat im Staate ist die Wehrmacht von 1807—1914 gewesen, sondern sie war und blieb im Entwicklungsgang des 19. Jahrhunderts die Nation im Staate, dessen Treuhänder und Garant. Sie wurde damit zum Urbild und zur Seele jeder Staatsführung, deren einziges Ziel über alle Programmatik hinaus die Einheit von Volk und Führung sein muß, wenn sie dem Volk die Zukunft sichern und sich selbst der hohen Aufgabe der Staatsführung als würdig erweisen will.

Das bekannte Mephisto-Wort „Laß' Du den Generalstab sorgen und der Feldherr ist geborgen" könnte abgewandelt lauten: „Laß' das Offizierkorps sorgen und die Nationalkraft ist geborgen". Von Friedrich dem Großen über Scharnhorst, Moltke, Schlieffen, Ludendorff, Seeckt und weiter bis zu den hervorragenden Wehrführern des letzten Krieges verläuft diese Linie der nationalen Kontinuität und ihrer Führerreihen von einer Generation zur andern. Was unverlierbar in den Zeiten der Verluste und Niederlagen war, der

innere Adel, blieb der alleinige Maßstab. Er wird auch durch alle Katastrophen und Modernisierungen hindurch Substanz und Fundament jeder neuen Wehrorganisation bleiben müssen, wenn sie mehr als ein unter landfremdem und traditionswidrigem Oberbefehl stehendes Wehrunternehmen sein will. Eine ritterlich geartete und gesonnene Wehrführerschaft wird auch immer einen Idealismus verkörpern müssen, der dazu befähigt, in Erfüllung des nationalen Imperativs für die Nation und ihren Schutz unter allen Lebens- und Zeitumständen einzutreten. Die Neigung unserer Zeit, sich einem Geldgeber auszuliefern, wird zwar dahin gehen, den Typus des Wehrführers mitleidig zu belächeln oder im Gefühl der eigenen Unzulänglichkeit gehässig zu kritisieren, vor allem auch die mancherlei Schwächen, Eitelkeiten und Nieten, die es auch in dieser Führungsschicht gibt, zum Anlaß eines abweisenden Urteils zu nehmen. Doch „noch ist nicht alles Geldsache!“ schrieb 1927 der wie viele seiner Kameraden verabschiedete General Walther Reinhardt, um an der Wiederaufrichtung des gänzlich erschlafften Wehrwillens mit den Mitteln der geistigen Erweckung zu arbeiten.

9. Kapitel

DIE JAHRHUNDERTLEISTUNG DES PREUSSISCH-DEUTSCHEN OFFIZIERKORPS

In der gärungsreichen Entwicklung des 19. Jahrhunderts ist das preußisch-deutsche Wehrführertum so zahlreichen Behinderungen, innenpolitischen Belastungen und außenpolitischen Gefahren ausgesetzt gewesen wie die um ihren Bestand zähe kämpfende aristokratische Staatsführung in ihrem Abwehrkampf gegen die Kräfte der revolutionären Umwälzung und der Staatserneuerung von unten her. Kaum ein Jahrhundert ist mit solchen Spannungen zwischen Führung und Volk geladen wie das 19. Jahrhundert. In ihm stehen sich die verhängnisvoll erstarrten Gegensätze zwischen oben und unten, zwischen traditionellem und revolutionärem Denken, zwischen konservativ und liberal, Adel und Bürgertum, Besitz und Armut, Reichtum und Sozialnot drohend, unnachgiebig, hoffnungslos disharmonisch und destruktiv gegenüber.

Dabei ging es einerseits um den Fortschritt, den die einen erreichen und die andern verhindern wollten, um einen Fortschritt, der jedoch die Fortsetzung verneinte, andererseits um eine konservative Überzeugung, die Kontinuität wollte, aber sie durch die Bekämpfung des Fortschritts verhinderte. Kontinuität kann aber im historischen Prozeß niemals nur Verharrung sein. Kontinuität ist Entwicklung ohne Bruch, kein Zustand, sondern eine Bewegung, ein Fortschreiten, aber zugleich ständiges Fortsetzen.

Im Fortschreiten die Tradition als lebendige Substanz fortzusetzen und zu entwickeln, ist den Staats- und Parteiführern des 19. Jahrhunderts nicht gelungen. Diese Lebens- und Führungskunst bewiesen zu haben, ist die Jahrhundertleistung des preußisch-deutschen Offizierkorps. Von der Verpflichtung zur Tradition und von dem Willen zur Beherrschung der Lage mit ständig wechselnden Mitteln durchdrungen, ist das preußisch-deutsche Offizierkorps zum Garanten der deutschen Kontinuität geworden. Es hat mit seiner unübertroffenen Führungsleistung die Einheit von Volk und Führung vorgelebt und ist damit zum Vorbild und Beispiel einer erfolgreichen Staatsführung geworden. Aus dem gesunden Sinn für die realen Lebensgrundlagen einer großen volklichen Gemeinschaft hat das Wehrführertum die Notwendigkeit des Formenwandels über die Epochen und Systeme hin nicht als Kernschädigung gefürchtet, sondern als Pflicht zur Anpassung an die jeweilige Lage und damit als Sache taktischer Wendigkeit und strategischer Beweglichkeit klar erkannt. Es gab keine andere Gruppe oder Schicht, die die Führungskunst in solchem Maße beherrschte, niemanden, der sie im Laufe einer unruhigen historischen Entwicklung so exakt erforscht und ausgebildet hat, wie das Wehrführertum von Friedrich dem Großen bis zum Zusammenbruch von 1945. Allerdings sind auch die Früchte dieser Führungkunst unter meisterhafter Pflege herangewachsen und wie alles Lebendige erst mit der Zeit gereift. Diese stetige Entwicklung wechselnder Wehrformen, wie sie Moltke sah, ist als große Leistung der Wehrführerschaft das Ergebnis von Zucht und Bildung. Das Wehrführertum hatte ein alle Wandlungen überdauerndes Leitbild entwickelt, zu dem sie erzog. So war es ausgelesen und geprägt. Darum konnte es seiner Aufgabe und jeder neuen Lage gewachsen bleiben.

Dem Staats- und Parteiführer des 19. Jahrhunderts wie dem Politiker des 20. Jahrhunderts fehlt diese Grundlage, wenn er sie nicht von Hause aus mitbringt. Für ihn gibt es keine Hohe Schule und keinen Großen Generalstab. Er steht bestenfalls im Rahmen einer Beamtenlaufbahn seinen Aufgaben gegenüber und betätigt sich mehr im Bereich der Verwaltung als in dem der Führung. Zur politischen Führung wird er nirgends, außer in der Praxis selbst, erzogen. Was dem Politiker, vor allem dem Parteipolitiker, außer einer angemessenen Schulung fehlt, sind Zucht und Bildung, Auslese und Prägung. Sie finden sich nur noch bei den Aufklärungsstreitkräften der Politik, bei den Diplomaten, die die Technik des Umgangs und der Verhandlung so beherrschen wie der Wehrführer die Taktik, oder bei den ganz wenigen Ausnahmen, die höchst aktiv und eigenwillig in die Politik eingreifen, ohne dieses Metier anders als im Studium der Geschichte, in der kommunalen oder parlamentarischen Praxis oder auch im Wehrwesen erlernt zu haben. Während aber in der Politik die Genieerwartung die einzige Hoffnung ist, wartet man im Generalstab nicht auf den Feldherrn, sondern entwickelt in der Wehrführungsschicht die „Feldherrnkeime" nach ständig ausgewerteten Erfahrungen, wodurch man zwar nicht mit Sicherheit den Feldherrn züchtet, aber mit Sicherheit das Leistungs- und Haltungsniveau beträchtlich steigert. Dieser Niveauunterschied hat ein Gefälle zum Politiker hin geschaffen. Haben Politiker das Wehrführertum hochgeachtet und als Vorbild angesehen, so hat das stets zur Harmonisierung von Wehr- und Staatsführertum beigetragen, einem Prozeß, der für das Zusammenwachsen zur innerstaatlichen Einheit unentbehrlich ist.

Parteiführer, die nur Parteiführer und keine Politiker im Sinne umfassender Volks- und Staatsführung sind, pflegen das Wehrführertum zu kritisieren oder zu bekämpfen, vielleicht, weil ihnen der Zwiespalt zwischen Führung und Ge-

folgschaft als taktisches Mittel gilt, zur Macht oder in die Regierung zu kommen. Aus diesen parteipolitischen Strukturverhältnissen und Zielsetzungen erklärt sich die wehrunfreundliche oder gar wehrfeindliche Stimmung in einer Demokratie. Demokratie ist grundsätzliche Skepsis gegenüber jeder Führung. Demokratie kennt das Vertrauen zur Führung nicht und macht das Mißtrauen gegen sie sogar zum Prinzip. Darum will sie statt einer in sich geschlossenen Wehrstruktur ein Wehrgebilde, über das sie die Aufsichts- und Kontrollbefugnis, vor allem über seinen Führungskörper hat. Ein parlamentarisch veranlaßtes und überwachtes Wehrunternehmen hat darum auch wenig Ähnlichkeit mit einer kontinuierlich gewachsenen Wehrmacht. Dafür erinnert es umso aufdringlicher an eine Art Soldatengarten, dessen früheste Vorstufe vielleicht im Kindergarten zu suchen ist. Man möchte unter allen Umständen und womöglich in jedem einzelnen Fall seinen partei- und personalpolitischen Einfluß geltend machen und selbst da mitbestimmen, wo man wenig oder nichts versteht. Doch verspottet sich ein Staat selbst, wenn er sich zur Gouvernante seiner Wehrführung macht.

Die Garantie, aus einem systemabhängigen Wehrunternehmen eine staatstreue Wehrmacht und aus Söhnen des Volkes Soldaten zu machen, kann nur ein Wehrführertum geben, das man nicht zwingt, auf seine Tradition und seinen Willen zur nationalen Kontinuität zu verzichten. Die Demokratie ist eine Staatsform, nicht der Staat selbst. Den Gesetzen des Soldatentums aber entspricht es, nicht eine bestimmte Staatsform, sondern den Staat und das Volk, die als solche jeden Systemwechsel überdauern, zu schützen. Darum gebührt einer Wehrmacht, die aus ihrer Tradition heraus wächst und in ihr als ihrem Element lebt, von *jeder* Staatsform schon aus Gründen der Selbsterhaltung unbedingtes Vertrauen. Das setzt allerdings die grundsätzliche Bejahung der Einheit von Volk und Führung und den

Willen, eine Nation zu sein oder doch zu werden, voraus. Eine Demokratie, die sich nicht zu einer Nation zu entwickeln wagt, aus gruppenegoistischen Gründen oder wegen ihrer historischen Erfahrungen die Entwicklung zur Nation verneint, wird es als entwicklungsscheues Staatsschema zu keiner Wehrführungsleistung, sondern höchstens zu einer Schutztruppe bringen, die einem Überstaat zu Diensten steht.

In der Wehrentwicklung der letzten 150 Jahre gab es diesen Überstaat als politische Realität nicht, sondern in Staaten und Völker gegliederte Heimaträume, die so nationalbewußt bejaht wurden, daß der Soldat für sie sein Leben sinnvoll einsetzen konnte. In diesen letzten 150 Jahren hat es ein Wehrführertum gegeben, das der wehrtüchtigen Jugend sein Lebens- und Kampfgesetz vorgelebt und vorgestorben hat. Es war das Gesetz des Herrwerdens und des Herrseins über sich selbst und das Gesetz der Achtung vor der eigenen wie vor der fremden Ehre. Ehre, die vornehme Haltung aus ritterlicher Verpflichtung, ist die hohe Kunst, diese Vornehmheit in jeder Kampf- und Lebenslage zu bewahren. Man suche sich ein gelebtes, in Kampf, Sieg, Wundschmerz und Fronttod bewährtes Ethos wie dieses! Es prägt zu höchster Männlichkeit und Entschlossenheit und ist schon darum das Leitbild für eine Jugend, die man nicht mit Staatsformen, Programmen, Diskussionen, sondern nur durch lebendige Beispiele zu Männern erziehen kann, die wissen, was es heißt, eine Nation zu sein und zu schützen.

Nüchtern und voll Stolz zugleich konnte der Baumeister des Großen Generalstabes, Moltke, in der Reichstagssitzung vom 16. Februar 1874 anläßlich der ersten Lesung des Reichsmilitärgesetzes erklären: „Man hat gesagt, der Schulmeister habe unsere Schlachten gewonnen. Meine Herren, das bloße Wissen erhebt den Menschen noch nicht auf den Standpunkt, wo er bereit ist, das Leben einzusetzen für eine Idee, für

Pflichterfüllung, für Ehre und Vaterland; dazu gehört die ganze Erziehung des Menschen. Nicht der Schulmeister, sondern der Erzieher, der Militärstand, hat unsere Schlachten gewonnen, welcher jetzt bald sechzig Jahrgänge der Nation erzogen hat zu körperlicher Rüstigkeit und geistiger Frische, zu Ordnung und Pünktlichkeit, zu Treue und Gehorsam, zu Vaterlandsliebe und Mannhaftigkeit."

Moltke selbst ist als wehrgeschichtliche Erscheinung wie Scharnhorst Verkörperung der Führungsleistung des preußisch-deutschen Offizierkorps. Er wird damit zum Symbol einer Entwicklung, die Tradition und Kontinuität in Verbindung mit der Fähigkeit zu charaktervoller Anpassung an veränderte Umweltverhältnisse auf der Höhe schöpferischer Umgestaltung aus der immer gleichen Aufgabe und Substanz von einer Epoche zur andern bejaht. Es ist eine Entwicklung, die die Tradition nicht zerstört und die Revolution nicht braucht, sondern ohne den Umweg über die Anarchie des Nullpunktes die Erneuerung von innen her durchsetzt. Der preußische Führungsgedanke ist verkannt, wenn man ihn mit der Vorstellung der Starrheit oder der Reaktion verbindet. Es wird dann übersehen, daß er gerade durch seine Entwicklungsfreudigkeit seine Struktur geschaffen, seine Stabilität erhalten und seine Elastizität bewahrt hat. Daß Preußentum lebendige Entfaltung im historischen Prozeß ist, beweist der Weg, den das preußisch-deutsche Offizierkorps von Friedrich dem Großen bis Moltke und von diesem über Schlieffen bis zu Ludendorff und den zahlreichen Trägern der preußisch-deutschen Tradition im zweiten Kriege um Deutschland zurückgelegt hat. Gewiß waren diese Führernaturen keine Freunde politischer Romantik. So lehnte Clausewitz aus der Nüchternheit seines Denkens, das mit den Bausteinen der Logik nach groß angelegten und streng gegliederten architektonischen Plänen sein historisches Werk „Vom Kriege" schuf, die Burschenschaft ab. Und Moltke,

der die Staatsführung des aufgeklärten Monarchen Joseph II., des kühnen Umgestalters, schon in jungen Jahren bewunderte, wandte sich scharf gegen die „Herrschaft der Literaten und der weggejagten Leutnants" des Jahres 1848, und die Abgeordneten der Paulskirche nannte er die „Schreier von Frankfurt".

Wehrführer müssen kluge und gebildete, aber zugleich nüchtern und klar denkende Realisten sein, sonst machen sie auf dem Schachbrett der Entscheidungen mehr Sprünge als berechnete Züge. Sie sind Vertreter einer Ordnungswelt, in der die Aufgaben, Werte und Ränge bekannt und überschaubar sind, um die es geht. Sprunghaftes und ideologisches Denken liegt ihnen fern. Sie stürmen Barrikaden, wenn der Befehl so lautet, aber sie bauen keine und verteidigen sie nicht ohne Befehl. Sie leben in einem großen einheitlichen Ordnungszusammenhang und denken korpsmäßig. Das schließt den Weg zum Feldherrntum nicht aus, so wenig wie den der Neuentwicklung. Beide Wege erfordern die weit überdurchschnittliche Arbeitsleistung, die Fähigkeit zu einsamen und unabhängigen Entschlüssen und eine bewußte Pflege des körperlichen und seelischen Gleichgewichtes, die nur starken Willensnaturen, auch abgesehen von dem Grade ihrer Vitalität, möglich ist. Menschen dieser Schulung und Haltung stehen anders als der enttäuschte Romantiker oder der vergeistigte Idealist dem Wüstenweg nach der Niederlage gegenüber. Sie schreiten ihn entlang, bis sie das Meer erreicht haben und fassen dann Entschlüsse zu neuen Ufern.

Mitten aus den Wirren der ersten Nachkriegszeit schrieb einer von ihnen, ein Mann mit dem festen Willen und dem Können des preußisch-deutschen Offizierkorps: „Mit der Hochhaltung der Ehre beginnt auch aus tiefster Not die Neuentwicklung" (General Reinhardt). Was Reinhardt über Führer- und Feldherrentum 1927 gesagt hat, faßt die Erfahrung von eineinhalb Jahrhunderten wehrgeschichtlicher

Entwicklung schlicht, nüchtern, klar, praktisch, aber von jener Kraft durchdrungen, zusammen, die als Verantwortung der Vergangenheit und der Zukunft gegenüber nichts unversucht läßt, um den Anschluß an die Tradition in der Kontinuität zu finden. Reinhardt hielt das Leitbild des höheren Wehrführers, auf dessen Schultern und Geist die Verantwortung für die weitere Entwicklung liegt, fest, wenn er schrieb: „Wer Großes leisten will, muß hart arbeiten und dazu seinen Körper stählen, üben und pflegen. Er braucht der Genüsse nicht zu entraten, aber er darf nicht lange bei ihnen verweilen. Das geniale Bummlertum wird dem immergrünen Lorbeer ebenso fern bleiben, wie der philisterhafte Bürokrat. Von Natur gesegnete Kraftmenschen, denen eine eiserne Gesundheit in die Wiege gelegt war, haben manchen Vorsprung, aber noch mehr wiegt der eiserne Wille, seinen Körper zum leistungsfähigen Diener eines unermüdlichen Geistes zu machen, aber auch als solchen zu schonen und zu pflegen. Bequemlichkeiten, grobe Genußsucht, Krankheit, Siechtum, werden, verschuldet oder unverschuldet, Feldherrngröße nicht entstehen oder nicht bestehen lassen. Der Versuch, Führertum und Alkoholismus zu verbinden, scheitert erfahrungsgemäß." Solche Sätze hätte auch Moltke prägen können. Und sie passen auf Friedrich den Großen genau wie für Scharnhorst, Moltke und viele andere. Das macht das geistige Kontinuum, das sie alle miteinander verbindet, obwohl zwischen ihnen Entwicklungen liegen, deren hart durchkämpfte Phasen sich gleichwohl nahtlos aneinanderfügen.

Weder Scharnhorst noch Clausewitz noch Ludendorff entstammten dem Adel und der Geblütsaristokratie, die König Friedrich allein zum Offizierskorps zuließ. Und wie hat Scharnhorst, der im Grafen Wilhelm von Schaumburg als nationalen Reformer sein Vorbild fand, mit dem König und seinem Adel um die Erschließung der für die Wehr- und Staatsführung ungenutzten Substanz des Bürgertums

kämpfen müssen! Welcher Anstrengungen hat es bedurft, bis der aus dem Bürgertum hervorgegangene Clausewitz die Gräfin Brühl heiraten durfte! Seine Vorfahren waren Pfarrer und Gelehrte, und sein Vater hatte, um Offizier werden zu können, den Adel ad hoc angenommen, wurde aber nach dem Siebenjährigen Krieg wieder als bürgerlicher Offizier entlassen. Moltke und Gneisenau hatten bürgerliche Mütter und Moltkes Vorgänger Reyher war aus dem Mannschaftsstand hervorgegangen wie später bewährte Wehrführer des zweiten Weltkrieges.

Um alle diese Umgestaltungen mußte auch im Offizierkorps und von ihm gekämpft werden. Kein Wunder, daß einer Reform Auseinandersetzungen auch mit harten Worten und mit scharfer Kritik folgten oder vorausgingen. Aber man bediente sich nicht des radikalen Verfahrens einer Revolution. Es ging ohne sie, weil man die Erfordernisse der Gegenwart aus einem gründlichen Fehlerstudium der Vergangenheit ableitete und die Vergangenheit wie jede Schlacht für die weitere Entwicklung auswertete. In der Wehrgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts hat es viele Schwankungen und Veränderungen gegeben. Aber sie haben bis 1945 die große Kontinuität niemals gestört oder durchbrochen. So war zum Beispiel die Zeit des sich aus 39 souveränen Staaten zusammensetzenden Deutschen Bundes mit seinen zehn Bundesarmeekorps eine Entwicklungsphase größter Schwierigkeiten. Die Souveränität des einzelnen Bundesstaates verhinderte jede Einheitlichkeit. Uniformen, Kommandosprache, die Reglements, die Rechtsverhältnisse waren verschiedenartig. Zudem drängte man von antiaristokratischer Seite her ständig zum Milizsystem, um das stehende Heer als Machtinstrument der Krone durch dieses System abzulösen und so die aristokratisch denkende Wehrführerschaft aus ihren Führungspositionen vertreiben zu können. Es war die Absicht, das zwischen dem Wiener Kongreß von 1815

und der Revolution von 1848 geschaffene Wehrwesen in ein Volksheer umzuwandeln. Die zentrale Stellung des Königs als des obersten Befehlshabers und des Eidempfängers, die Garde, Tradition und Lebenshaltung des Offizierkorps und seines Nachwuchses wollte man als aristokratische Standesprinzipien und -privilegien durch Volksbewaffnung und Offizierswahl durch die Truppe selbst beseitigen. Statt einer Person sollte einem Abstraktum, der Reichsverfassung, der Eid geleistet werden. Diese und andere Forderungen drangen damals aus dem Bereich der Politik in den Wehrbereich ein, ohne jedoch ihr Ziel erreichen zu können. Boyen hat sich bemüht, eine Synthese zwischen Linie und Landwehr zu finden und damit Tradition und Revolution, den Geist des Herkommens und den Geist der deutschen Erhebung miteinander zu versöhnen.

Immerhin hatte die Paulskirche ein Reichsheerprogramm mit einem Reichskriegsminister und Bundeskommissaren aufgestellt. Sie setzte Wehrausschüsse ein und ließ an einer neuen Wehrverfassung arbeiten. Aber diese parlamentarisch beschlossene Armee des Deutschen Bundes litt daran, daß sie weder einen Friedens- noch einen Kriegswert besaß. Preußens Kriegsminister von Bonin stellte darum das preußische Heer wieder auf sich selbst, um es von den Schwankungen der Politik und der Volksvertreterstimmung unabhängig zu machen, ein Schritt von größter grundsätzlicher Bedeutung für die künftige Haltung des Wehrführertums gegenüber der politischen Entwicklung. Man war vor allem mit der Landwehr auf den unsoldatischen Weg unsicherer Volksvertretermethoden geraten und mußte feststellen, daß dabei Zucht, Ernst der Dienstauffassung, Einheitlichkeit und Führungssicherheit Einbußen erlitten hatten. Das Nebeneinander von Linien- und Landwehrtruppen wurde daher aus Gründen der militärischen Führungsmethodik beseitigt, so daß es nur

noch Linientruppen und weder eine Landwehr noch eine Miliz gab.

Diese Tat Bonins gab dem Heer eine fest in sich geschlossene Struktur. Mit ihr hat es seine Höchstleistungen in zwei Weltkriegen vollbringen können. Es war die wehrorganisatorische Idee der Einheitlichkeit von Führung und Truppe, die die späteren Welterfolge errungen und seitdem als Vorbild oder Angstvorstellung weitergewirkt hat. Auf diesem Wege blieb der Geist der Wehrführerschaft unangetastet. Selbst Landwehroffiziere ließen sich nun aktivieren und der schärfsten Führerauslese unterziehen. Im Grunde war diese sogenannte Reorganisation des preußischen Heeres durch Bonin die Wiederherstellung des von Friedrich dem Großen gepflegten und von Scharnhorst umgestalteten Führungsgedankens und die Sicherung seiner Entwicklungsfreiheit.

Man sollte die klassischen Sätze der geheimen „Instruktion für die höhere Truppenführung“, die Moltke 1868 als Erfahrung des Feldzuges von 1866 vorlegte, nie vergessen, weil hier erkennbar wird, warum die Wehrmacht von 1914 bis 1918 und von 1939—1945 der Welt das Beispiel eines unübertroffenen Wehrwesens gegeben hat: „Im Kriege, wo niemals zwei Fälle ganz gleich sind, reichen bloß eingeübte Formeln nicht aus, und vielfach muß es den Unterführern überlassen bleiben, nach eigener Ansicht zu handeln.“ Hier ist also von der Führungsbegabung und nicht vom Schema das Heil erwartet, was von kenntnisschwacher Kritik nicht immer beachtet wird. Auf die Zusammensetzung und Auswahl der Wehrführerschaft kommt darum alles an. Sie darf am allerwenigsten auf die strengste Auslese nach dem Gesichtspunkt der Führungsbegabung verzichten. Sie wird darum im dynamischen Sinne Scharnhorsts aristokratisch geartet sein und sich aus den besten Söhnen aller Schichten und Stände, sofern sie diese Führungsbegabung erkennen lassen, zusammensetzen müssen.

An der Ehrauffassung wie an der Verfassung der Ehrengerichte läßt sich ablesen, welches Ethos das ausgelesene Wehrführertum für das höchste erachtet und zur festen Grundlage seiner Existenz macht. Der von Scharnhorst eingeleitete Aristokratisierungsprozeß gab dem Offizierkorps eine Entwicklungsrichtung, in der die zum Wehrführer geeigneten Kräfte aus dem Bildungsbürgertum mit Erfolg ausgelesen wurden, so daß Moltke vor dem Reichstag am 9. Dezember 1883 sagen konnte, es gäbe keinen Gegensatz zwischen adligem und nichtadligem Offizier. „Ist ein Avantageur vom Offizierkorps gewählt und eingetreten, so schließt die Kameradschaft jede weitere Unterscheidung aus.“ Durch eine strenge Ehrenordnung wurde der Wehrführer gegen Einflüsse des Geldes und des weltbürgerlichen Denkens abgesichert. So heißt es in der kaiserlichen Verordnung über die Ehrengerichte von 1874, daß „das volle Vertrauen aller Stände zum Offizierstande eine Bedingung für die erfolg- und ruhmreiche Lösung der letzten und höchsten Aufgabe des Heeres ist.“ Es folgen die klassischen Sätze, ohne die ein preußisch-deutsches Offizierkorps undenkbar ist und bleiben wird: „Wahre Ehre kann ohne Treue bis in den Tod, ohne unerschütterlichen Mut, feste Entschlossenheit, selbstverleugnenden Gehorsam, lautere Wahrhaftigkeit, strenge Verschwiegenheit wie ohne aufopfernde Erfüllung selbst der anscheinend kleinsten Pflichten nicht bestehen.“ In diesem knappen Satz liegen alle Auslesemaßstäbe, die die Wehrführerschaft der letzten 150 Jahre geformt haben. Wer sie verkörperte, war damit zum Lehrer und Führer auf allen Gebieten geworden, die zur soldatischen Führungsaufgabe gehören. Nimmt man hinzu, welche Formkraft die Generalstabserziehung auf Geist und Persönlichkeit des Offiziers ausübte und welches Leistungsniveau auf diesem Wege erreicht wurde, so ist es nicht unverständlich, daß das preußisch-deutsche Offizierkorps, der Große Generalstab und die

aus ihnen hervorgegangene Führungsleistung zu einem innen- und außenpolitischen Faktor im Parteienkampf und Kräftespiel der Politik geworden sind.

Diesen soldatischen Führertyp hat die Sozialdemokratie schon in ihren Anfängen als ihren Gegentyp abgelehnt und bekämpft. Aber auch umgekehrt sah die Wehrführerschaft in dem reichsfeindlichen Treiben, in der Verneinung aller traditionellen Wertmaßstäbe und der wehrethischen Auslesevorgänge ihren absoluten Gegensatz. Das führte dazu, daß Sozialdemokraten in der Wehrmacht schärfstens überwacht und von der Beförderung, d. h. von dem Eindringen in die Führung ausgeschlossen wurden. Es ist falsch, den Grund für diese ausschließenden Gegensätze allein in der Bindung an die Monarchie und den nationalen Gedanken zu sehen. Diese waren zweifellos vorhanden. Aber hier ging es allein um das radikale Nein zu einer Führungsauffassung, die, in den Wehrbereich übernommen, zum planmäßig erstrebten Zusammenbruch des einer Jahrhundertentwicklung entstammenden Wehrsystems führen mußte. Das Wehrführertum erkannte an dem Verhalten von Lassalle, Liebknecht und Bebel, die alle wegen Hochverrats längere Zeit ihre Freiheit verloren und dadurch immer radikaler wurden, daß diese Interessenvertreter und Wortführer der industriestädtischen Arbeitermassen wohl in der Lage waren, den Aufbau eines Wehrwesens zu behindern und sich ein Mitwirkungsrecht zu sichern, aber nicht die Fähigkeit und Erfahrung besaßen, durch eigene Führungsleistung aus der Masse eine Einheit oder gar eine Nation zu schaffen. Bebel hat allerdings durch seine straffe Massenorganisation, die ihm in Anlehnung an einige wehrorganisatorische Grundsätze in bewundernswertem Maße gelang, bewiesen, daß man vom preußisch-deutschen Offizierkorps auch für eine internationale Organisation genau so viel Erprobtes und Gültiges übernehmen kann, wie

die Sowjets für die Kriegführung von Clausewitz übernommen haben.

Es ist ein Gebot der Selbsterhaltung jeder Wehrmacht — das beweist auch der Schutz des sowjetischen Wehrsystems gegen konterrevolutionäre Tendenzen und Umtriebe — sich mit methodisch geschulter Energie und Konsequenz gegen Zersetzung der Wehrkraft zu wehren. Aufwiegler oder Umstürzler sind für jede Wehrmacht der innere Feind, gegen den sie genau so abwehrbereit ist wie gegen den Kriegsgegner. Darum mußte es zu einer unheilvollen Entwicklung kommen, als die reichsfeindlichen Parteien das Ziel vor Augen hatten, mit Hilfe einer Revolution oder einer Parlamentsermächtigung die Macht über Staat, Volk und Wehrmacht in die Hand zu bekommen und nach programmstaatlichen Gesichtspunkten das Wehrwesen auf gänzlich andere Grundlagen zu stellen.

Erst der Ernst eines überraschenden Kriegsbeginns löste dieses Kampfverhältnis von Zersetzung und Abwehr in dem einmütig erklärten Willen zur Verteidigung der Nation auf. Der deutsche Industriearbeiter kämpfte nicht als Revolutionär für den internationalen Gedanken, sondern als treuer und tapferer Sohn seines Volkes für die Erhaltung der Nation. Die Arbeiterführer haben anderseits in diesem ersten Krieg um Deutschland ihre große strategische Chance gesehen, über eine Existenzkrise und schließliche Niederlage an die Macht zu kommen. Das war die letzte Konsequenz eines Programms der Machtergreifung um jeden Preis. Immerhin war das Prinzip der gegenseitigen Schonung und Rücksichtnahme auf beiden Seiten zeitweise klar erkennbar. Die Gegensätze traten zurück, und ein politischer Burgfrieden ermöglichte es eine Zeitlang, die gesamte Wehrkraft des Volkes geschlossen und einheitlich einzusetzen. Man wußte auf beiden Seiten, daß ein Krieg, der länger dauert als erwartet, die Spannungen und Gegensätze nur solange beruhigt, wie

Kriegserfolge die Kräfte zu Leistungen bis zur Entscheidung anspornen. Man wußte, daß Phasen des Mißerfolges und gar ein Endkampf mit zweifelhaftem Ausgang den alten Kampf um die Macht mit allen Mitteln und ohne Rücksicht auf die kämpfende Front wiederaufleben lassen würde.

Der Winter 1917—18 brachte die von den Feindmächten erhoffte und erstrebte Entladung aller im Laufe eines Jahrhunderts aufgestauten revolutionären Explosivkräfte, und dies in einem Volk, das seit Jahrzehnten nicht ohne ein gespanntes Verhältnis zu seiner Führung lebte und dessen Führung auch trotz der vielen entspannungspolitischen sozialen Maßnahmen der tiefen sozialen und ideologischen Gegensätze am wenigsten in der Stunde höchster Lebensgefahr Herr bleiben konnte. Weder die Harmonisierung der Kräfte in einer lebensfähigen Synthese noch ein über die Dauer eines Burgfriedens hinaus haltbarer Vergleich gelang. Mitten im Kriege um Deutschland brach der Krieg in der Heimat aus. Das bedeutete eine kaum zu bewältigende Mehrbelastung der Wehrmacht, mit deren Erfolgen allein die deutsche Existenz nun nicht mehr zu retten war.

Schon in der Mitte des Krieges hatte das am Erfahrungsgut eines Jahrhunderts geschulte preußisch-deutsche Offizierkorps die Hälfte seines Bestandes eingebüßt. An den Fronten fehlte der Führungsnachwuchs. Neuer war dringend und sofort nötig. Sollte man also den bisherigen Auslesemaßstab aufgeben? Durfte man die soziale Struktur der Wehrmacht über Nacht dahin abändern und die frontbewährten Unterführer in das Offizierkorps aufnehmen? Daß es nicht geschah und man für eine derartige prinzipielle Umstellung Zeit für nötig hielt, die man nicht hatte, mochte eine Fehlentscheidung, immerhin eine konsequente Entscheidung gewesen sein. Die sozialen Spannungen vertieften sich dadurch nun auch an der Front wie in der Heimat. Aber sie verschoben sich zugleich, sie bildeten sich z. B. zwischen Front

und Etappe, zwischen Gewinnlern und Opfermütigen. Das ganze Volk war in Bewegung geraten, aber nicht im revolutionären Sinn, sondern weil es durch das schwere Kriegsschicksal umgeformt wurde. Dasselbe galt von der Wehrmacht und dem Offizierkorps. Für diese ist der Krieg ohnehin die große Bewährungskontrolle und bringt grundlegende Umgestaltungen mit sich.

Diese Bewährungsprobe konnte das preußisch-deutsche Offizierkorps nur dann bestehen, wenn es ihm gelang, sich und dem Volke die Kontinuität zu erhalten und es nicht führungs- und schutzlos den Mächten der Zersetzung und Vernichtung preiszugeben. Als im Januar 1918 der große Streik der Rüstungsindustrie den Rücken der Front bedroht, ist der Zeitpunkt für wirksame Anpassungsmaßnahmen oder gar Reformen verpaßt, zumal da seit eineinhalb Jahren zahllose Stützpunkte der Zersetzung diesem großen Streik und seinen Auswirkungen vorgearbeitet haben. Nun bleibt nichts, als das Ende einer Epoche in dem instinktiven Bewußtsein aufzuhalten, das Ende Deutschlands zu verhindern.

Daß Deutschland 1918 an einer von seiner Führung nicht gemeisterten hundertjährigen politischen Entwicklung nicht zugrundegegangen ist, wird als die größte Leistung des preußisch-deutschen Offizierkorps gelten müssen. Ohne seine Treuehaltung über Niedergang und Zusammenbruch hinaus, ohne seine unübertreffliche Führungserfahrung wäre die Weimarer Republik nicht mehr Deutschland geblieben. Man sollte sich der historisch-politischen Bedeutung dieser Nachkriegstatsache bewußt bleiben: Die preußisch-deutsche Wehrführerschaft hat Deutschland zwar nicht vor dem Zusammenbruch, jedoch nach dem Zusammenbruch von 1918 vor dem ihm zugedachten Untergang gerettet. Sie rettete nicht die ihm bisher homogene Staatsform, aber sie rettete auch in dem ihm heterogenen Staatsgebilde der ersten Nachkriegszeit den Wehrgedanken. Damit waren der Wille zur Kontinui-

tät und das Ja zur Nation erneut manifestiert. Das hatte — welch' eine Probe auf den wahren Wert — mit Machthunger und Privilegiensucht nichts zu tun, sondern bewies eine Haltung, die man wohl als bedingungslose Verpflichtung im Dienste der Nation bezeichnen darf. Wenn allerdings ein Volk vor lauter Parteiprogrammen und Wahlen, vor Parlamenten und Ministern, vor Technik, Wirtschaft und Propaganda den Sinn für solche Dienstverpflichtung und eine an sie gebundene Führung verliert, bleibt nur noch die wohlverhüllte Abhängigkeit von anti- und übernationalen Kräften übrig, die mit Völkern wie mit Rohstoffen Weltgeschäfte machen.

Als 1918 die Sozialdemokratie, die damals mächtigste unter den reichsfeindlichen Parteien aus der Zeit Bismarcks, die Reste der Staatsmacht auf der Straße übernahm, hatte sie immerhin das Verdienst, diese unterlegene, verstoßene und getretene Majestät in die Regierungsgebäude der Vergangenheit zu überführen in dem Bemühen, sie mit Hilfe einer Reichsverfassung gesund zu pflegen. Da sie über diese Samariterdienste nicht hinausgekommen ist, wurde sie von ihren sehr viel lebhafteren Gegenspielern Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg als Vertretern der radikalen Revolution so lange bedrängt, bis Deutschland kurz vor seinem staatlichen Ende stand. Hier war es der Geist der Wehrbereitschaft, trotz Niederlage und Entehrung durch die Praktiken der Revolution, der den hartbedrängten Nachkriegsstaat und das todwunde Deutschland zuerst an seinen offenen Grenzen und dann im Innern schützte, und zwar nicht mit der brutalen Gewalt einer verpflichtungslosen Soldateska, sondern als Zeugen einer großen Vergangenheit und zugleich als Pioniere einer neuen Wehrhaftigkeit. Das nationale Elend ließ den treuesten Männern in Truppe und Führung keine Ruhe. In ungeschwächter Treueeinheit von Führung und Gefolgschaft schützten sie die Ostgrenzen gegen



Helmuth von Moltke

PREUSSISCH-DEUTSCHE
WEHRFÜHRER



Albrecht von Roon



Alfred von Schlieffen



August von Mackensen

PREUSSISCH-DEUTSCHE WEHRFÜHRER



Paul von Hindenburg



Erich Ludendorff



Hans von Seeckt

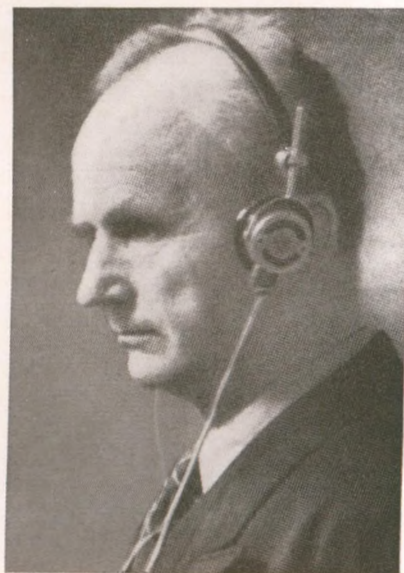
PREUSSISCH-DEUTSCHE
WEHRFÜHRER



Erich von Manstein



Heinz Guderian



Karl Dönitz

den Bolschewismus und nahmen die ihnen vertrauensvoll folgenden Studenten und Primaner in die Kontinuität ihrer vaterländischen Gesinnung auf.

Bald aber begann die sozialdemokratische Regierung, sich in Einlösung ihrer Programmforderungen eine militärische Hausmacht zu schaffen, in der die Wehrführer von der Truppe gewählt und nach den Prinzipien des Lohn- und Klassenkampfes der Dienst mit Löhnung und guter Verpflegung abgegolten werden sollte. Soldat war nun, wer die Prinzipien eines sozialistischen Wehrunternehmens einschließlich der Dienstbewilligung und der Dienstverweigerung bejahte, die Soldatenräte respektierte und der „sozialistischen demokratischen Republik mit allen Kräften und nach bestem Wissen“ diente. Die Sicherheits- und Volkswehren wurden damit zum Inbegriff einer revolutionären Truppe in klarer Konsequenz des sozialistischen Systems. Als sich im Kapp-Putsch — ohne jede politische Klarheit über den Weg — Reste der alten deutschen Wehrmacht gegen die sozialistische Staatsführung erhoben, war damit von dieser Seite zum Ausdruck gebracht, für wie führungsunfähig Offiziere und Soldaten der alten Schule die Machthaber von 1918 hielten.

Es war keine Prinzipienfrage mehr, sondern eine Frage der unentwegten Vaterlandstreue, ob das Offizierkorps nach dem Kriegs- und Staatsverlust von 1918 den Interimsstaat, wie es das 100 000-Mann-Heer tat, sachkundig unterstützte oder ob man gegen ihn aus dem Hintergrund arbeiten sollte. Diese Nachkriegsorganisation des 100 000-Mann-Heeres hat beispielhaft bewiesen, daß nicht um der jeweiligen Machthaber, sondern um des Staats- und Volksganzen willen eine Wehrmacht zu einer Friedenshöchstleistung mit einem Höchstmaß an Lebendigkeit und Beweglichkeit gelangen kann, wenn sie den Willen zur Kontinuität besitzt und sie nicht daran gehindert wird, an das Erbe der Vergangenheit

anzuknüpfen. Die Staatsführung von 1918 verneinte diesen Willen zur Kontinuität auf das entschiedenste und ist gleichsam an ihrer Trotzhaltung und an ihrem Verschwörergeist, an ihrer unentwegten antinationalen Oppositionsidee auch längst nach ihrer Machtübernahme als Staatsführung gescheitert, da sie damit die verdrängten Kräfte einer schroff verneinten Vergangenheit und die Anhänger des deutschen Nationalgedankens zur nationalen Gegenverschwörung herausforderte.

Generaloberst v. Seeckt verkörperte mit der klugen und vornehmen Zurückhaltung des Wehrführers alter Schule sowohl den Willen zur Kontinuität wie damit auch den Willen zur deutschen Nation. Er wurde zum Bewahrer und Meister militärischer Führungskunst in instinktsicherer Anpassung an eine neue Lage. Mitten in einem trostlosen Mangel an Führungskräften wuchs unter ihm aus einem Volk ohne Führung eine neue Wehrführung heran. Es war wie ein neuer Morgen, als Seeckt am 1. Januar 1921 das neue Heer mit einem Erlaß über „Die Grundlagen der Erziehung des Heeres“ begrüßte und das Gelöbnis sprach, zusammenzustehen „in der Hingabe an unseren Beruf“. Gewiß war es nur ein Berufsheer von Freiwilligen, keine Wehrpflichtorganisation. Um so mehr kam alles auf den Geist der Wehrführer und ihre Erziehung an. Dazu erklärte Seeckt aus gleichem Anlaß: „Ich vertraue, daß das alte Ehrgefühl als heiliges Vermächtnis einer großen Vergangenheit im neuen Heer von seiner Gesamtheit wie von jedem einzelnen treu bewahrt und gepflegt wird. Wahre Ehre kann ohne Treue bis in den Tod, unerschütterlichen Mut, feste Entschlossenheit, selbstverleugnenden Gehorsam, lautere Wahrhaftigkeit, strenge Verschwiegenheit und ohne aufopfernde Erfüllung selbst der anscheinend kleinsten Pflichten nicht bestehen.“ Aus diesem Dokument geht eindeutig hervor, daß Seeckt die Reichswehr aus dem Geiste der Tradition zu erziehen beabsichtigte, in-

dem er die von ihm mit dem letzten Satz zitierte kaiserliche Ehrenordnung von 1874 für weiterhin gültig erklärte. Seine Gegner wollten in dieser Haltung einen Rückfall in die „überwundene“ Vergangenheit erblicken. Sie verkannten damit von ihrer antinationalen und antiaristokratischen Trotz- und Krampfhaltung her, wie notwendig es als erste Voraussetzung für ein neues Staatsunternehmen ist, die verlorengegangene und törichterweise bewußt verneinte Kontinuität wiederherzustellen. Die Partei- und Programmbefangenheit der republikanischen Politiker verhinderte jedes schöpferische Staatsdenken und machte jede Staatsführung unmöglich.

Seeckt bildete mit der Reichswehr das lebensnotwendige Korrektiv zum Weimarer Staat. Damit setzte er sich einer Fülle von Verdächtigungen und Drohungen aus. Es beschämte und kränkte die Parteigänger, daß hier eine Persönlichkeit von Adel, Rang und hohen Geistesgaben, eine aristokratische Erscheinung auf den ersten Blick, keinerlei Partei- und Parteigesinnungstreue, sondern eine objektive Staatstreue zeigte, die nicht die Partei, sondern den Staat als Ordnungsmacht meinte und dabei von seinen einstweiligen Repräsentanten absah. Es ist eine historische Tatsache, daß die Reichswehr strukturgemäß hinter niemandem als hinter Seeckt stand, wie er auch deutlich erklärt hat, und daß sie kein Staat im Staate — das ist die Mißtrauensformel der Demokratie —, sondern Nation im Staate, Staatsgarant und Brücke in eine Zukunft war, die man nur in der Einheit von Volk und Führung oder überhaupt nicht sichern konnte. Reich, Volk, Vaterland waren die inneren Werte, für die sich dieser Treuedienst der ersten Nachkriegswehrmacht an einem Interimsstaate lohnte. Schon im Jahre 1923 hat das neue Heer als Führungsmacht im Nachkriegsstaat von 1918 seine erste Bewährungsprobe ablegen können, als die große politische und wirtschaftliche Krise hereinbrach und das Reich

in seinem geopolitischen Bestand gefährdete. Damals meisterte die Reichswehr die Lage mit ihren Ordnungs- und Schutzkräften, bis der militärische Ausnahmezustand wieder aufgehoben werden konnte.

Es ist nicht nur auf diese Situation gesehen, sondern überhaupt von rettender Bedeutung gewesen, daß Seeckt mit seiner so vielfach eingeschränkten und eifersüchtig überwachten Reichswehr sich das Ziel im Sinne der Jahrhundertleistung des preußisch-deutschen Offizierkorps gesetzt hat, nicht Berufssoldaten heranzubilden, „sondern Führer des Volkes in der Stunde der Gefahr".

10. Kapitel

DIE NATIONALSOZIALISTISCHE EPOCHE

Mangel an Mut, die Angst vor der historischen Wirklichkeit und der Druck des Siegers sind die Gründe dafür, daß der Nationalsozialismus bisher nur im Dunkel der Verleumdung und Entstellung, der Anklage und der Verurteilung, auf jeden Fall nur in seinen Schattenseiten statt im Lichte seiner historischen Bedeutung gesehen worden ist. Man wird aber mit der Methode der Geschichtsverhüllung nur für die Dauer eines Interims auskommen können. Mit seinem Ende werden sich Geschichtswissenschaft und Staatssoziologie der Aufgabe zuwenden, im Dienste der Wahrheitserforschung den Nationalsozialismus als das darzustellen, was er ist, als das komplexeste Volks- und Staatsgebilde der deutschen Geschichte und als ein deutsches Nachkriegsschicksal, dessen Verursacher die inneren und äußeren Feinde der deutschen Einheit gewesen sind. Bis dahin wird allerdings alles aufgeboten werden, um die verfassungsmäßig verpflichtete und gebundene Wissenschaft von einem unerwünschten Thema aus politischen Klimagründen fernzuhalten und durch politische Zweck-Forschungszentralen negative Arbeiten und einseitige Darstellungen vorlegen zu lassen. Damit unterwirft man sich auch in dieser Beziehung der Macht der Sieger und projiziert nach deren Diktat die Siegermeinung auf das in jeder Hinsicht wehrlos gemachte deutsche Volk. Die interimistischen und konformistischen Meinungsbildner hören es

begreiflicherweise nicht gern, daß auch sie nur ein Übergang, eine Nachkriegserscheinung sind wie jene sonst in jeder Hinsicht grundandere Epoche, deren Erbe sie anzutreten hatten, obwohl sie in innerer Übereinstimmung mit dem Sieger nur bereit waren, dieses Erbe anzutreten, um es zu zertreten. Eine Geschichtsepoche nach dem Prinzip der gebrannten Erde wie ein Stück Steppe hinter sich abzubrennen, um es damit für die Anlage von Monokulturen urbar zu machen, mag überseeischem Stil entsprechen, der zur Tradition und historischen Entwicklung ohnehin ein anderes Verhältnis hat als das Denken in Geschichtsräumen mit einer großen, wenn auch katastrophenreichen und von Tragik erfüllten Vergangenheit.

Es ist trotz aller Hindernisse und Gefahren die Pflicht einer von Vorurteilen freien und unbestochenen Wissenschaft, die nationalsozialistische Epoche als ein Stück deutscher Schicksalsgeschichte ohne Rücksicht auf Sieger und Interimisten als das darzustellen, was sie ist, als die Geschichte einer deutschen Aufgabe, die nicht deshalb ungelöst blieb, weil sie unlösbar war, sondern weil sie in der ersten Phase einer klar erkennbaren Entwicklung nicht gelöst werden konnte. Der Nationalsozialismus ist kein fertiges Gebäude gewesen. Als deutsche Aufgabe war er der bisher umfassendste Versuch der deutschen Geschichte, die Kräfte und Entwicklungen eines ganzen Jahrhunderts in sich zu einem Ganzen zu vereinigen. Als Bilanz des 19. Jahrhunderts der Abschluß einer Epoche, ist der Nationalsozialismus darüber hinaus Übergang zu einer neuen historischen Entwicklung, als solcher Beginn und Ansatz, Richtung und Zielsetzung, auf keinen Fall etwas Fertiges, vielmehr Gewordenes und Werdendes zugleich, das jeden Zusammenbruch überdauert.

Der Nationalsozialismus gehorchte dem Gesetz der historischen Mitte, woran keine Gewissensentscheidung und keine Gehorsamsverweigerung etwas ändern konnten. Seiner her-

kulischen Nachkriegsaufgabe durfte sich der Nationalsozialismus so wenig entziehen wie die ihm Widerstrebenden, die als Schatten zum Wanderer in der Sonne gehören. Dieses Schicksal richtet sich nicht nach Ideologien und Systemen. Als Nachkriegserscheinung stand der Nationalsozialismus vor der Aufgabe, eine ungelöste Jahrhundertfrage in Angriff zu nehmen. Es blieb ihm im Grunde keine Wahl, als das Erbe des 19. Jahrhunderts anzutreten. Er konnte sich dieser schicksalhaften Aufgabe so wenig entziehen wie Wilhelm II. der Sozialdemokratie, wie Bismarck den reichsfeindlichen Parteien, wie Metternich mit seiner Fürstenallianz den nationalen Einheitswünschen des Bildungsbürgertums der Freiheitskriege und wie Scharnhost der friderizianischen Aristokratie. Immerhin ist es Friedrich Meinecke gewesen, der 1919 den Satz geprägt hat: „Mit Mehrheitsbeschlüssen und Mehrheitsregierungen allein werdet ihr die aus den Fugen geratene Zeit nicht wieder einrenken. Deutschland bedarf der Führung durch eine starke Hand". Noch unmißverständlicher sagte er: „Nur eine ganz starke diktatorische Gewalt auf demokratischer Basis und mit sozialistischer Tendenz, die die sozialen und politischen Errungenschaften und Rechte der Massen schützt, sie zugleich aber wieder an Pflicht und Zucht gewöhnt, vermöchte einmal das Problem der Sozialisierung des deutschen Wirtschaftslebens zu lösen". („Nach der Revolution", 1919).

Eine Geschichtsbetrachtung, die nicht in Entwicklungszusammenhängen denkt, sondern trotz des nachweisbaren Stromes der historischen Entwicklung jede Erscheinung und jede Epoche für sich nimmt und isoliert eine gegen die andere abhebt, kann weder ein geschichtliches Schicksal noch das Gesetz der historischen Mitte erkennen. Sie wird auch nicht sehen, daß ein ganzes Jahrhundert ein ungelöstes Problem hinterläßt und daß sich dieses Problem immer wieder und so lange stellt, bis es gelöst ist. Eine vom Zwange der

Ideologien und Systeme freie nationale Geschichtsbetrachtung wird als das ungelöste Problem der letzten 150 Jahre die Frage nach der Bereinigung der Führungsverhältnisse im europäischen Raum anzusehen haben, denn ohne diese hätte unser kulturschöpferischer Kontinent nur staatskranke, schlecht oder falsch geführte Völker als Elemente der europäischen Selbstbehauptung aufzuweisen, anstatt national und sozial befriedete und miteinander verglichene Nationen.

Seit dem nordamerikanischen Kampf um nationale Selbständigkeit gibt es in Europa eine zur Lösung strebende nationale Frage und seit der französischen Revolution eine zur Lösung drängende soziale Frage. Es ging bei dem nordamerikanischen Unabhängigkeitskampf wie bei der französischen Revolution um den Willen zur Nation und um den Willen zu einer Gemeinschaftsordnung, in der alle Kräfte des Volkes zur Entwicklung und Wirkung kommen können, ohne durch Eingrenzungen oder Machtinteressen daran gehindert zu werden. Damit stellte sich das Problem der letzten 150 Jahre: das Führungsproblem. Der unentwegte Kampf ging darum, die Führungskräfte so zu formieren, daß sie vom Gesamtvolk und nicht nur von einer bestimmten Schicht, also weder nur von oben noch nur von unten, gestellt werden sollten. Nationale Tradition und soziale Verpflichtung, gleichsam Herz und Kopf einer Staats-, Volks- und Wehrführung ist das Problem, das vom 19. Jahrhundert ungelöst an die nächsten Generationen weitergegeben werden mußte. Daraus wurde im 20. Jahrhundert ein europäisches, ein amerikanisches und ein asiatisches Problem. Es stellte sich als die Aufgabe dar, die nationalen und sozialen Führungsaufgaben dem geschichtlichen Schicksal und der heimatgebundenen Eigenart der einzelnen Völker entsprechend zu lösen und die Lösungen aufeinander abzustimmen.

Kein Geringerer als der fromme und charaktervolle Deutsche Friedrich Naumann, der Inbegriff des geistig und seelisch hochkultivierten Bildungsbürgers, hat als erster den im 19. Jahrhundert als Lösung nicht gesehenen Bindestrich zwischen national und sozial gesetzt. Nach Loslösung von Stoeckers christlich-sozialer Bewegung, die im Dienste der Inneren Mission die arbeitenden Massen dem christlichen Gedanken wiederzuführen sollte, hat er 1896 in Erfurt den National-sozialen Verein gegründet und mit ihm den nationalen Gedanken im Sinne der Paulskirche christlich-sozial ausgelegt. Naumann deshalb als Vorläufer des Nationalsozialismus zu bezeichnen, hieße jedoch, seine Bedeutung im Kräftebild des 19. und 20. Jahrhunderts erheblich überschätzen und verkennen.

Wer nun allerdings dem nationalen und sozialen Gedanken im 19. Jahrhundert forschend nachgeht, kommt bald an einen Punkt, an dem er erkennen muß, daß gerade diese beiden sich im Laufe der geschichtlichen Entwicklung in tragischen Differenzen bis zur Feindseligkeit einander entfremdet haben. Es blieb darum kein anderer Weg, als alle im Kampfe um diese Gedanken einander entgegenwirkenden und entfremdeten Kräfte an der gegenseitigen Aufreibung zu hindern und wenigstens zu einer Konvergenz der Kräfte zu kommen. Diesen Weg hat der Nationalsozialismus gesehen und beschritten. Er bot nach dem Zusammenbruch der Monarchie die einzige Möglichkeit, Deutschland vor dem Untergang an sich selbst zu bewahren und den Kräftedualismus durch einen Kräftepluralismus zu überwinden. Damit wuchs der Nationalsozialismus in seine historische Aufgabe hinein. Der Abschluß einer Jahrhundertentwicklung begann sich abzuzeichnen. Über diesem historischen Geschehen verlieren die handelnden Personen ihre besonders nach 1945 allzu dramatisierte Bedeutung und werden, ob groß oder klein, zu Handlangern eines Schicksals,

das alle Phasen und Formen des Machtkampfes der letzten 150 Jahre zu einer Wendung ins Positive zusammenführt, nachdem Volk und Führung bis zur Ermattung um die auf den bisherigen Wegen niemals mögliche positive Entscheidung gekämpft haben.

Dürfte man jedes dieser 150 Entwicklungsjahre als Stromleitung ansehen, so wäre der Nationalsozialismus mit einem 150-adrigen Kabel zu vergleichen, das alle Energien und Spannungen dieser Jahre dem deutschen Rettungswerk zuzuführen versuchte. Auf diese Weise sind Friedrich der Große, Scharnhorst, Metternich, Moltke und Bismarck, wie auch Bebel, Tradition und Revolution, Aristokratie und Demokratie, Nationalismus und Sozialismus in einer Synthese zusammengefaßt worden, die Parteistreit, innenpolitischen Machtkampf und gegenseitige Vernichtung unmöglich, die deutsche Selbstrettung dagegen möglich machte. Angenommen, der Nationalsozialismus hätte diese Aufgabe weder gesehen noch zu lösen versucht, so bestünde sie trotzdem. Sie besteht auch heute noch nach seinem Scheitern als die deutsche Aufgabe, auch um Europas willen, weil Europa ohne eine positive Lösung dieser Jahrhundertaufgabe seine Selbständigkeit und Schicksalszusammengehörigkeit schließlich vollständig verlieren müßte.

Mit einer Synthese der Volk und Führung tragenden Kräfte ließen sich die Erstarrungs- und Verkrampfungszustände des 19. Jahrhunderts erfolgreich angehen. Der Zustand Führung ohne Volk, der zum Zusammenbruch von 1806 geführt hatte, ließ sich in derselben Weise überwinden, wie es der Führerreihe in der Zeit der Befreiung vom Napoleonischen Besatzungsjoch wenigstens für die Dauer der Kampfjahre gelungen war. Die Metternichperiode wiederum, in der Führung gegen Volk kämpfte und in der die Führungsschicht an Autorität einbüßte, galt es so dauerhaft zu überwinden, daß weder Adelsherrschaft noch

eine Diktatur des Proletariates mehr wünschenswert und möglich waren. Schließlich waren die unter dem Sturmzeichen Volk gegen Führung um ihren Bestand kämpfende Bismarckzeit und die um das gleiche Ziel ringende wilhelminische Aera so zu überwinden, daß der erbitterte Klassenkampf in einer umfassenden Volksgemeinschaft seinen Sinn verlor.

Es ist nun einigermaßen überraschend, feststellen zu können, daß der Nationalsozialismus wohl alle Zielsetzungen des 19. Jahrhunderts abgelehnt hat, um zu einer Synthese aller in der historischen Entwicklung gegeneinander gerichteten Kräfte kommen zu können, daß er jedoch die Führungsmethoden dieses Jahrhunderts anwandte, um mit ihnen über einen Pluralismus, nicht über einen Unitarismus ans Ziel zu kommen. Er hat sich wie Bismarck aus einer nicht unähnlichen Situation heraus den Weg zum Reich über das Parlament freigekämpft, dies aber zugleich mit den Methoden des Straßenkampfes getan und im Jahre 1933 mit den Mitteln der Revolution die interimistische Nachkriegsführung aus ihren Machtpositionen entfernt, später sogar das unheilvolle und brutale Mittel der Lebensvernichtung nicht gescheut, um der Gegenkräfte Herr zu werden. Namentlich im Wehrbereich hat der Nationalsozialismus strukturelle Änderungen durchgeführt, die an das Reformwerk Scharnhorst's erinnern und später zu ähnlich negativen Reaktionen geführt haben, wie sie Scharnhorst erleben mußte. Seinen politischen Gegnern gegenüber hielt er schließlich die von Metternich und auch von Bismarck angewandten Methoden der Ausschaltung durch Freiheitsentzug, wenn auch aus den umgekehrten Gründen wie bei Metternich, nämlich der Absicherung gegen antinationale Kräfte, für notwendig und hat sich wie Metternich und Bismarck gerade damit die unversöhnlichsten Gegner zugezogen.

Der weiten Zielsetzung des Nationalsozialismus entsprach es, auch die gegnerischen politischen Führungskräfte für ein gemeinsames Ziel zu gewinnen. Der Gedanke einer großen Gemeinschaft aller Deutschen besaß überall da genügend objektive Werbekraft, wo genügend Weisheit auf beiden Seiten vorhanden war. An unentbehrlichen Kräften brauchte er Anhänger und Führungskräfte aller politischen Denkrichtungen, weil er den Reichsgedanken in volksgemeinschaftlichem Sinne vertrat. Er brauchte den Arbeiterführer ebenso wie den Kirchenführer und die Bildungs- und Besitzaristokraten aller Wirtschafts-, Arbeits- und Forschungsgebiete. Er benötigte die monarchisch gesinnte, den alten Fürstenhäusern verbundene Aristokratie ebenso wie die Wehrführerschaft alter und neuer Ordnung. Denn in seiner Synthese sollten sich die Vertreter des Monarchismus wie die Vertreter freiheitlicher, kirchlicher und sozialistischer Richtungen gleichsam zum Reichsaufbauwerk auf breiterer Grundlage zusammenfinden. Bedeutende Vertreter aller dieser Denk- und Führungsbereiche haben denn auch dem Nationalsozialismus ihre Zustimmung und Mitarbeit nicht versagt, von den rasch zu ihrem Vorteil sich entschließenden Nutznießernaturen, die einen Kork im Leibe zu haben scheinen und niemals untergehen können, einmal abgesehen.

Mit dieser durch die Entwicklungsstruktur des 19. Jahrhunderts bedingten Spannweite wurde der Nationalsozialismus bei seinem großen Bedarf an fähigen Führungskräften zu einem der soziologisch vielfältigsten Staats- und Sozialgebilde. Er wurde auf diesem Wege, was die Scholastik als eine „complexio oppositorum" bezeichnet, als eine Zusammenfassung der entgegengesetzten Kräfte. Der Katholizismus ist bekanntlich als religiöse Herrschaftsform durch Angleichung und Gleichschaltung weit voneinander abweichenden Kulturerbes zu einem synkretistischen Macht- und Religionsgebilde geworden und umfaßt eine weit mehr als

zweitausendjährige religiöse Kontinuität, die von der Scholastik in dem Begriff der „complexio oppositorum“ auf das einleuchtendste herausgearbeitet wurde. Auch hinsichtlich ihres führerstaatlichen Aufbaues gleicht die nationalsozialistische Hierarchie der Hierarchie der römisch-katholischen Kirche mit einem Papst als Caesar, genauer als Gottkaiser an der Spitze. Die Gottkaiserlichkeit wurde allerdings nur von den Monarchien übernommen, fand jedoch im nationalsozialistischen Führerstaat schon mit Rücksicht auf die den Kirchen fernstehenden Arbeitermassen keinerlei Nachahmung.

Für seine „complexio oppositorum“ als eine aus der Not des Haders und der Entfremdung heraus bejahte Zusammenfassung auch der entgegengesetzten Kräfte konnte der Nationalsozialismus allen voran die konservativen Elemente nicht entbehren. Sie sollten ihm die historisch gewachsenen Fundamente bieten. Mit dem Auslesegedanken, der stets auf eine Aristokratiebildung zielt, gewann er Teile des Adels, auch des Hochadels. Sehr große Teile des Bildungs- und Besitzbürgertums erschloß er sich als unentbehrliche nationale Elemente mit dem weitgespannten und weitausgelegten Nationalgedanken, dessen Spannweite immerhin von den Freiheitskriegen über die Paulskirche bis hin zu Lagarde und Lassalle reicht, der bekanntlich ein begeisterter Fichte-Verehrer gewesen ist. Genau so unentbehrlich waren für ihn aber auch die Volkskraft und die Wehrkraft, das Arbeitertum, das Bauerntum und das Soldatentum. Und alle diese Kräfte zog er nicht als Untertanen und Steuerzahler, sondern zur gleichgerichteten Mitarbeit und vor allem auch zur Mitführung an sich.

Es ist dem Nationalsozialismus geradezu vollendet gelungen, die Arbeiterschaft mit dem volksgemeinschaftlich begründeten Sozial- und Betriebsgedanken, das Bauerntum mit der Bejahung des Eigentums- und Erbgedankens und die

Familien mit dem Mutter-Kind-Gedanken zu gewinnen. Mit seinem Führungsgedanken, der an den preußischen Führungsgedanken anknüpfte und in der Einheit von Volk und Führung die Voraussetzung jeder Staats- und Wehrführung erblickte, vermochte er aber auch die schlummernde Wehrkraft des Gesamtvolkes zu erwecken und mit dieser überzeugenden Leistung die fest in sich geschlossene Wehrführerschaft zu gewinnen wie den Reichsarbeitsdienst für die deutsche Jugend aller Stände einzurichten.

Dieser einmütige Aufbruch der Kräfte aus allen Lagern des 19. Jahrhunderts, die dankbare Zustimmung des Volkes, der Arbeiter, Bauern, Bürger, Soldaten und der Jugend zur volksgemeinschaftlichen Reichseinheit hatte auch für den Unbeteiligten und die außenpolitischen Gegner des Nationalsozialismus etwas Imponierendes. Er wird auch das eindrucksvollste Erlebnis und Überzeugungsbekenntnis dieser heute verkannten und mißhandelten historischen Epoche bleiben. Sie nachträglich mißgünstig oder feindselig zu entwerten, ist ein ebenso armseliges wie zweckloses Unterfangen. Denn es sind nicht etwa Rauscherscheinungen, sondern wirkliche Wachstumsvorgänge gewesen, die, wie einst die Erhebung Preußens aus der Niederlage, unübertroffene Leistungen und opfermütige Einsätze des ganzen Volkes und seiner Führung in dem zweiten Krieg um Deutschland als Früchte erkennen lassen.

Diese Tatsachen sind weder zu bestreiten noch lassen sie sich aus der eigenen Erinnerung oder aus der Geschichte entfernen. Sie bleiben auch dann noch große Verheißungen, wenn das deutsche Volk wie jetzt als Volk ohne Führung eine sehr dunkle zweite Nachkriegs-Interimszeit durchleiden muß und jede Fortsetzung der deutschen Reichstradition durch die in Deutschland regierenden Fremdmächte mit kolonialherrlicher Gewalt verhindert wird. Diese soziologisch und historisch nachweisbaren Tatsachen sind der Beweis da-

für, daß es in Deutschland durchaus möglich ist, aus Zwietracht zur Einheit, aus parteipolitischem Wirrsal zur staatspolitischen Klarheit und aus der Disharmonie zwischen Volk und Führung zu einer kräftemäßig hochentwickelten Nation zu werden, in der die Erfahrungen der Tradition genau so wirksam sind wie die Erkenntnisse der Revolution, in der Aristokratie und Demokratie sich so wenig ausschließen wie Nationalüberzeugung und Sozialhaltung und in der Erbe und Auslese gleichrangig mit Umwelt und Erziehung bewertet werden. Die pluralistische Synthese des Nationalsozialismus hat gezeigt, daß in Deutschland als einer unter andern europäischen Nationen diese Entwicklungsmöglichkeiten vorhanden und realisierbar sind.

Am stärksten bezweifelt und kritisiert wird die Führungsmethode des Nationalsozialismus. Sie war wehrmäßig straff und zielte in der Bejahung einer Rangpyramide nach wehrmäßigem Vorbild auf konsequente Zentralisierung der Befehlsgewalt, hierin der Monarchie mit ihrem „voluntas regis suprema lex" eng verwandt, ja offensichtlich ein Mittelding zwischen weltlicher und geistlicher Monarchie, allerdings auf eindeutig wehrmäßiger Grundlage. Man sollte den Nationalsozialismus darum nicht als Diktatur, sondern eher als einen wehrstaatlich organisierten Volksführerstaat bezeichnen, der im übrigen nicht diktatorischer geführt worden ist als ein Bank- oder Industrieunternehmen oder als ein Schiff, eine Truppe oder eine Armee geführt werden. Diktatur ist bekanntlich eine Unwertbezeichnung, die von der Gegenseite stammt. Soziologisch und psychologisch gesehen, bedeutet sie im historischen Vollzuge Konzentration höchster Verantwortung und höchsten Vertrauens verbunden mit höchsten Anstrengungen, Leistungen und Pflichten.

Es ist nichts als feindseliger Propagandismus, einen Kommandeur nur deshalb einen Tyrannen zu nennen, weil er volle Befehlsgewalt hat. Ein tyrannischer Diktator wird

man erst, wenn man persönliche Stimmungen in seine pflichtgemäße Aufgabe einfließen läßt, was bei einem Bürochef genau so wie bei einem Minister oder bei einem Obersten Befehlshaber vorkommen kann. Es ist fast immer die späte Rache am verhaßten Vorgesetzten, die einigen Naturen ein Charakterbedürfnis ist und in der Regel zu Zerr- und Schreck-, statt zu Erinnerungs- und Vorbildern führt. Wenn die gleichen Personen als Schreck- und als Vorbilder gelten, dann tut man gut daran, dem Schreckbild zu mißtrauen und dem Vorbild mit dem Willen zum eigenen Urteil nachzugehen. Wer aber schon das „in tyrannos"-Bedürfnis hat, der sollte konsequenterweise Bank- und Industrieführer, aber auch alle Staatsoberhäupter und Präsidenten, schließlich auch alle absoluten Kirchenfürsten als Tyrannen und Diktatoren bezeichnen. Die Diktaturgefahr schlummert zudem in der Demokratie und ihrer Verfassung genau so, in einem Parlament wie in einem Führerstaat, in einem Kanzler nicht minder als in einem Parteiführer.

Von besonderer Bedeutung für die Führungsstruktur des Nationalsozialismus und für die Erfüllung seiner Aufgabe war es, daß der Nationalsozialismus die Führungsschichten, die Aristokratie und das Kirchenfürstentum, nicht entprivilegisierte, wie es die stark sozialistisch bestimmte Weimarer Republik getan hatte. Er relativierte schließlich ihren Ausschließlichkeitsanspruch auf die Führung in Staat, Volk und Wehrmacht, indem er gleichberechtigte und nicht selten auch gleichbefähigte Führungskräfte aus allen Schichten in den Gesamtführungskörper aufnahm. Die Führerschaft des Nationalsozialismus setzte sich demgemäß aus Führungskräften der alten Aristokratie einschließlich des Bildungs- und Besitzbürgertums, der durch den Gedanken der Volksgemeinschaft gewonnenen Arbeiterschaft einschließlich des Handwerks, des mustergültig organisierten Bauerntums und des Aufstiegsbürgertums zusammen.

Es ist soziologisch ahnungslos und nichts als allzu billige nachträgliche Anklagerei, den Nationalsozialismus als das politische Unternehmen des Kleinbürgertums zu bezeichnen, nur weil man Hitler nicht anders einstufen und aus seiner Herkunft seine Auslesemaßstäbe ableiten zu können glaubt. Wie schon die Bezeichnungen „groß“- und „klein“-bürgerlich soziologisch bedeutungslose Wertakzente setzen, so ist auch die historisch-politische Diagnose des Nationalsozialismus als kleinbürgerlicher Bewegung der Nachkriegszeit unzutreffend. Es ist vielmehr ein psychologisch gänzlich anderer Vorgang, der die im Nationalsozialismus sich vereinigenden Kräfte in Bewegung gesetzt hat: Die auf allen lastende Not des durch das Versailler Diktat geknechteten Vaterlandes, insbesondere die Schande des politischen Zusammenbruchs von 1918, das Vermächtnis der für das Vaterland Gefallenen, der wirtschaftliche Notstand als gezielte Folge der Unterdrückungspolitik der Siegermächte, die Berufs- und Zukunftsnot der Jugend und nicht zuletzt das totale Versagen des Nachkriegsparteienstaates.

Dem unvoreingenommenen Historiker genügen diese Gründe, um zu begreifen, warum quer durch das gesamte deutsche Volk in der Versailler Nachkriegszeit die alte Sehnsucht nach einem Heilbringer, der Wille zur Konzentration aller Kräfte, zur Beseitigung des parlamentarischen Parteihaders und zur alle umfassenden Volksgemeinschaft sich mächtig regten. Das alles hatte mit kleinbürgerlichen Interessen nicht das Geringste zu tun. Im übrigen ist das sogenannte Kleinbürgertum als Zwischenschicht zwischen Bauerntum und dem Altbürgertum der großen Städte eine Aufstiegsgruppe mit besonders regen, strebsamen, soliden und auch genialen Begabungen. An diese Dynamik der Aufstiegswilligen, wie an die Dynamik des Notüberwindungswillens in allen Schichten und in der Jugend knüpfte die Führungsauslese des Nationalsozialismus an. In diesen auf-

stiegs- und wiederaufstiegswilligen Kräftegruppen waren der Weltkriegsteilnehmer aller Ränge, aller Schichten und Berufe, der Jugendführer und der Volksschullehrer die hervorragend verantwortungs- und einsatzfreudigen Typen, so daß man eher schon statt der Kleinbürgerlichkeitsthese die Behauptung aufstellen könnte, Adels- und Bürgersprößlinge als Offiziere, Arbeiter- und Bauernsöhne als Soldaten, Jugendführer und Volksschullehrer haben dem Nationalsozialismus weithin seine Struktur gegeben. Wehr-, Jugend- und Volkserziehung waren jedenfalls die Hauptdomänen des Nationalsozialismus, Schulung, Ertüchtigung und Ausbildung seine am stärksten betonten Funktionen. Wer für diese Hauptaufgaben taugte, wurde in die Führung aufgenommen und dort nach den in Anlehnung an das militärische Vorbild geschaffenen Rangstufen eingegliedert.

Man wird diese Genese der nationalsozialistischen Führungsschicht viel exakter studieren müssen und sich nicht mit vorbeigreifenden Aburteilungen den Weg zum historischen Sachverhalt verlegen dürfen, wenn man ein zutreffendes Bild gewinnen will. Wer diesen Prozeß einer rasch entstandenen Führungsschicht näher kennt, kann nicht bezweifeln, daß ein eigentlicher Ausleseprozeß überhaupt nicht möglich war, weil dieser Jahrzehnte benötigt, um zu einer Schichtbildung zu führen, von der man sagen kann, daß sie die Führungsschicht in einem Generationen überdauernden Sinne ist. Die Führerschaft des Nationalsozialismus war zunächst nichts als ein Sammelbecken, Vorauslese für einen Schmelztiegel der Bewährung, die in Krieg und Frieden nur über lange Jahre hin erbracht werden kann. So muß man die Frage nicht nur nach einer fehlerhaften Praxis, sondern nach den Grundprinzipien des Nationalsozialismus stellen, um mit klarem Blick und Kopf seiner historischen Bedeutung näher zu kommen.

Führungsmethoden zu beklagen und anzuklagen, ist nur dann sinnvoll, wenn man das in vergleichender, nicht in verurteilender Absicht tut. Eine vergleichende Methodenbetrachtung führt indessen zu der Feststellung, daß z. B. die Methoden der Landnahme und der Kolonialerschließung wesentlich härter und schärfer sind als die Methoden einer innerstaatlichen Machtübernahme, daß eine Eroberungs-, Besatzungs- und Kolonialpolitik sehr viel gröbere Züge zeigt, als eine innenpolitische Machtausübung. Nicht nach den rasch wechselnden Methoden des Machtgewinns und der Machtausübung, sondern nach der Grundhaltung zu den entscheidenden Lebensfragen eines Volkes ist zu fragen, wenn man eine Bewegung wie die nationalsozialistische einigermaßen adäquat sehen und beurteilen will. Diese Grundhaltung des Nationalsozialismus ist überall klar nachweisbar: Über dem Willen zur Macht, die er besaß, stand der Wille zur Nation. Sie war sein Hochziel. Aber genau so klar als Willensrichtung erkennbar ist der Wille zur Kontinuität. In ihm liegen die konservativen Wurzeln des Nationalsozialismus. Seine Ablehnung des Liberalismus und Revolutionismus wie der auf ihnen beruhenden parlamentarisch-demokratischen Formen hinderten ihn nicht, im Aufbau einer in Deutschland unerprobten Staatsform zwischen Monarchie und Demokratie sehr rasch fortzuschreiten, die vom marxistischen Sozialismus klassenkämpferisch aufgefaßte Frage der Überwindung des sozialen Notstandes im klassenversöhnenden Sinn einer Volksgemeinschaft aller Deutschen über alle Stammes-, Standes-, Glaubens- und Parteigegensätze hinaus zu lösen und so in einer kühnen Umgestaltung Tradition und Revolution, konservative und fortschrittliche, aristokratische und demokratische Elemente für den Aufbau einer in sich geschlossenen Nation dienen und sie als Fermente der Entwicklung wirken zu lassen.

Um die Wehrkraft für den Aufbau einer Volkswehrmacht zu erwecken, war der Nationalsozialismus zunehmend bemüht, eine Wehrführerschicht ohne Rücksicht auf Herkunft, Besitz und Standesgeltung zu schaffen, überzeugt davon, daß Führungsbegabungen wohl angeboren, aber nicht Vorbehaltsgut eines einzigen Standes sind. Er hat — hier stärkstens durch Hitlers Herkunft und Werdegang bestimmt — die Führungsbegabung dem Privileg und der Routine vorgezogen und auch dem isoliert denkenden Fachwissen nicht gern Führungsaufgaben anvertraut. Man muß schon, um seine Grundgedanken zu verstehen, den Jugendfreund von Kubizek etwas lebensnäher und aktenferner kennen als die eifrigst um Hitlers Lebensbild bemühten ausländischen Autoren. Mit dickleibigen Monographien möchten sie sich gern zu Autoritäten und Spezialisten machen, obwohl ihre Bücher höchstens als pathographische Versuche mit dem Ziel einer politischen Warnung gelten können. Man kann aber erst dann auch nur einigermaßen den berechtigten Stolz des geborenen Volksführers und seiner ihm getreuen Kämpferreihe ermessen, wenn man bedenkt, daß dieser aus Armut und Arbeitslosigkeit aufgestiegene Volksführer allein durch seinen Mut, seine Verantwortungsbereitschaft, seine ungewöhnliche Intelligenz, Arbeitskraft und Leistungsfähigkeit zu jener überragenden Persönlichkeit geworden ist, die unzweifelhaft wie Napoleon nur nach den Maßstäben des Dämonischen im Goetheschen Sinne, des Überdurchschnittlichen und des Überbürgerlichen beurteilt werden darf, wenn man nicht plump oder mechanisch zu verurteilen vorhat.

Persönlichkeitsformat und Leistung wurden vom Nationalsozialismus im Hinblick auf Hitlers Aufstieg weit über Bildung und Fachwissen, über Stand und Herkunft aus bekannten und angesehenen Familien hinaus als Wertmaßstäbe bei seiner Führerauslese verwendet. Sie haben auch für

die Neuschaffung der Wehrführerschaft gegolten. Diese Wertmaßstäbe entsprachen dem Scharnhorstschen Reformprinzip. Wer das heute dank Reinhard Höhn erhalten gebliebene und zugänglich gemachte Aktenmaterial der Scharnhorstzeit prüft, muß sogar sagen, daß die Scharnhorstschen Reformen wesentlich radikaler gewesen sind als die ihnen verwandten Prinzipien für den Wiederaufbau der Wehrmacht durch den Nationalsozialismus.

Wehrmacht und Nationalsozialismus sind zu keinem Zeitpunkt ihrer knapp bemessenen Entwicklung identisch gewesen. Feststeht, daß die Wehrmacht vom Nationalsozialismus in ihrer Eigenstruktur anerkannt wurde. Doch hat der Nationalsozialismus auch in die Wehrmacht hineingewirkt und für den Führernachwuchs die Schranken von unten nach oben geöffnet. Auch das war nichts Erstmaliges und dem Nationalsozialismus Eigentümliches; denn selbst Friedrich der Große stellte bürgerliche Offiziere ein oder ließ ihren Aufstieg aus dem Mannschaftsstand zu.

Man hat aber nicht nur Hitlers Herkunft und Wertmaßstab, sondern auch die politische Situation jener Jahre zu bedenken, wenn man die tieferen Wurzeln der Hitlerschen Wehrreform ermitteln will. Niemals wäre die auf Hitler als einen der Ihren unendlich stolze Arbeiterschaft in einen nationalen Sozialismus aufgegangen, wenn man ihre Söhne vom Aufstieg bis in die höchsten Führungsstellen grundsätzlich ausgeschlossen hätte. Die Aufstiegserfolge haben sowohl dieses Prinzip wie die Wehrentwicklung zur Volkswehrmacht gerechtfertigt. Außer den Arbeitern, Werkmeistern und Handwerkern haben sich denn auch die Soldaten bis in die höchsten Ränge hinauf als die treuesten, fleißigsten und tapfersten Söhne des Volkes ohne Wortlärm, nur mit ihrer gefolgschafts- und heimattreuen Leistung erwiesen.

Ferner steht fest, daß der Nationalsozialismus bald nach seiner Machtübernahme unversöhnliche Gegner in der höhe-

ren Wehrführerschaft gehabt hat. Solche Konflikte zwischen Staats- und Wehrführung sind an sich nichts Außergewöhnliches, wie die Fälle MacArthur und Lonardi, um nur zwei bedeutende Beispiele der jüngsten Zeit zu nehmen, beweisen. Seit der am 7. März 1936 erfolgten Rheinlandbesetzung und der Denkschrift des Generalstabschefs Beck gegen Hitlers Tschechei-Besetzungsplan begann die Fronde der Generäle mit dem Hinweis auf das Mißverhältnis zwischen Wehrstärke und strategischer Planung, die „unmittelbar an der Grenze der Meuterei“ (Halder) lag, obwohl Beck getreu der Wehrführertradition, die weder Offiziersjunten noch Kamarillen kennt, den Satz geprägt hat: „Meuterei und Revolution sind Worte, die es im Lexikon eines deutschen Soldaten nicht gibt“. Beck und die zu ihm stehenden Generäle und Generalstabsoffiziere spielten von Anfang an ihre militärische Bildungsüberlegenheit und das Privileg der generalstabsmäßigen Führungskunst gegen Hitler aus, dessen Begabungen sie nicht anerkannten, wie es mit Jodl andere hohe Wehrführer taten. Man darf dabei nicht vergessen, daß auch Scharnhorst und Moltke mit Eigenwilligkeit und Widerstand traditionsgebundener Generäle bei ihren Reformen zu kämpfen hatten und daß man einen Schlieffen wegen seiner gegen Frankreich gedachten „Cannae“-Konzeption bekämpfte, vorzeitig aus dem Amte entließ und 1914 den großen Schlieffen-Plan angeblich aus denselben Stärkegründen nicht beachtete und die Marne-Schlacht verlor.

Es gehört zu den professionellen Eigenheiten von Generalstabsoffizieren, daß sie in erster Linie das Verhältnis zwischen strategischer Zielsetzung und operativer Durchführung, die ihre Domäne, wenn nicht sogar ihr Monopol ist, beachten und einem Feldherrn-Plan gegenüber, zumal wenn er von einem Außenseiter kommt, sofort die Zweifelsfrage stellen und dessen Realisierbarkeit methodisch durchrechnen. Es kam über solchen Zweifelsfragen und Bedenken schließ-

lich so weit, daß Beck als Generalstabschef seinen Offizieren den dienstlichen Verkehr mit dem Oberkommando der Wehrmacht verbot. Ein aus dem Offizierkorps hervorgegangener Wehrpädagoge, der heute Mitglied des Personalgutachterausschusses für die Auswahl der höheren Wehrführer von morgen ist, schrieb 1942: „Wirkliche Soldatennaturen sind immer auch politische Köpfe, die die horizontlose Enge und Ziellosigkeit des kleinstaatlichen Soldatentums nicht ertragen können." Darum hatte dieser Wehrpädagoge auch ein adäquates Verständnis für das innerste preußische Anliegen in dem Hitlerschen Wehrgedanken, der in der preußisch-deutschen Entwicklungslinie die Kontinuität der Wehrmacht erkannte. „Am großartigsten freilich wird der Zusammenhang (zwischen preußischem und gemeindeutschem Bewußtsein) sichtbar in der Person des Führers selber, der, Ostmärker und bayerischer Kriegsfreiwilliger, das Gesetz der preußischen Führung als die Grundlage der von ihm neugeschaffenen großdeutschen Wehrmacht bestehen ließ." Der Nachfolger des abgesetzten Beck, Halder, dagegen schrieb aus einer total entgegengesetzten Einstellung heraus über Hitler als Obersten Befehlshaber: „Mißtrauisch blieben auf die Dauer allein die, die tief genug blicken konnten, das in Wahrheit Unsoldatische und Undeutsche — zumindest zutiefst Unpreußische — des Mannes zu erkennen, der nun ihr Oberster Befehlshaber war."

Hitler selbst aber sah sich der Tatsache gegenüber, daß es in der Führung des Heeres Kräfte gab, die zur Fronde neigten. Diese Fronde fand keine Nahrung, solange die Aufbauerfolge des Nationalsozialismus dauerten. Bei den ersten Mißerfolgen jedoch griffen sie wie ein Steppenbrand rasch um sich. An Löschen war nicht mehr zu denken. In den Kasinogesprächen spielte nun ganz offen Wilhelm II. eine große Rolle, der Gefreite des ersten Weltkrieges die Rolle einer Zielscheibe, auf der so mancher Witz ins Schwarze ging

und das Prestige nicht unerheblich traf. Man vermißte den Monarchen und fühlte sich als die Aristokratie, die eine Nationaldemokratie genau so entschieden ablehnte wie die Sozialdemokratie und wie einen Führerstaat mit einem Gefreiten an der Spitze. Vor allem wollte man keinen Feldherrn, der nicht aus der Hohen Schule der Armee selber kam und, anstatt aus dem Großen Generalstab selber hervorgegangen zu sein, in den Straßen Wiens seine politischen Pläne entworfen hatte. Wie Scharnhorst den alten Aristokraten seiner Zeit als „Jakobiner" galt, so galt Hitler 130 Jahre später dieser Reihe hoher und höchster Wehrführer als Emporkömmling und Revolutionär. Aus kasinomäßig keck geworfenen Steinchen wurde schließlich eine gefährliche Lawine. Sie hat viele Opfer gekostet und wurde zu der größten Gefahr, die ein Volk im Kampf um seine Existenz ereilen kann: Sie spaltete die Wehrmacht. Damit war zum ersten Male in der Geschichte des preußisch-deutschen Offizierkorps — vom Kapp-Putsch auf völlig anderer Grundlage abgesehen — die Zwietracht der Parteiung in die bisher dagegen immun gebliebene Wehrmacht eingedrungen. Der Gegensatz zwischen jungen und alten Offizieren, zwischen Truppenführern und Generalstäblern, aber auch zwischen Truppe und Führung nahm mit dem Mißtrauen gegen höchste Wehrführer erschreckend zu. Es gab nach dem Attentat eines frontbewährten adligen Offiziers, dessen Tat wiederum Tausende adliger und höchstausgezeichneter Offiziere verabscheut haben, zahlreiche Verbände dieser unerhört hart kämpfenden Volkswehrmacht, die ihren Offizieren ohne einen Gedanken an Meuterei die persönliche Achtung entzogen.

Keiner hat diese Entwicklung früher erkannt als Hitler selbst. Er besaß ein membranfeines Organ für verborgenste Schäden. Mit der Dennoch-Leistung eines geradezu titanischen Willens schuf er aus dem tiefsten Mißtrauen gegen die Generalität neben der in ihrer Einheit so stark erschütterten

Wehrmacht eine zweite, womit die Störung der Vertrauens- und Führungsverhältnisse zur bewiesenen Tatsache wurde. Der 20. Juli, der außer der Wehrmacht auch das deutsche Volk aufspaltete und zu einer offenen Jahrhundertwunde geworden ist, war die Manifestation eines bald nach der Machtübernahme erfolgten Bruches von Teilen der höheren und höchsten Wehrführerschaft mit der vom Nationalsozialismus entwickelten volksmäßigen Führungsordnung. Aus der Synthese der deutschen Führungskräfte brachen bei der Belastungsprobe durch den Krieg um Deutschland außer der obersten Wehrführung Angehörige des Adels, der Bildungsaristokratie und der Kirchenführerschaft aus. Der Krieg hatte verhindert, daß aus einem konstruktiven Prinzip ein Wachstumsvorgang wurde und die Synthese sich zu einer Symbiose entwickelte.

Trotz Erziehung, Schulung, Ausbildung und Ertüchtigung war der Nationalsozialismus der ungewöhnlich großen und schweren Führungsaufgabe allein mit der Generation der ersten Kämpfer nicht gewachsen. Ohne eine schöpferische Führerreihe, nur von einer Schar ergebener Kämpfer und mittlerer Parteiführer getragen, mußte er vor der ihm mit einer Synthese gestellten Aufgabe versagen. Vor allem waren für die großen und größten Führungsaufgaben nicht genügend Führungskräfte vorhanden. Wie die letzten zehn Jahre gezeigt haben, folgten dem Nationalsozialismus wie heute der parlamentarischen Demokratie allzu viele Mitläufer- und Mitführernaturen, deren Schwäche und zweifelhafte Stärke in ihrer politischen Verkäuflichkeit besteht. Der Ämter-Pluralismus barg zudem solche Todfeindschaften zwischen manchen Gliederungen und Ämtern in sich, daß von solchem „Ämterkrieg“ Betroffene sich noch heute als „politisch Verfolgte des Naziregimes“ in den Nachkriegspfründen unterbringen lassen. Ohne die feste Hand einer zentralen Führung mußten diese in einer Synthese zusammengehalte-

nen Gegensätze auseinanderbrechen und sich feindlich gegenübertreten. Ein Staat, der also nicht wie eine Wehrmacht unbedingte Pflichterfüllung und Gehorsamsleistung aus dem Willen zur lebensnotwendigen Einheit fordert, muß mangels höchster Autorität in heterogene Führungskräfte und homogene Sondergruppen mit eigenen Führungstendenzen auseinanderfallen. An die Stelle der bisherigen Konvergenzen zur höchsten Führung treten die nun zur Parteienbildung drängenden Divergenzen. Darum muß für jeden Staat die Konzentration aller Kräfte die höchste Aufgabe bleiben, die allerdings auch die schwerste ist.

Es zeigt sich schon heute als Schwäche und Todeskeim der frondierenden Kräfte, daß sie die schwerste Pflicht versäumt haben: Statt die Aufgabe des Nationalsozialismus in neuer Form zu übernehmen und einer besseren Lösung zuzuführen, blieben sich die frondierenden Kräfte, außer im Ziel der Vernichtung, in einem so erschreckenden Maße uneinig, daß es heute unter Fachleuten als unmöglich gilt, die Geschichte dieser Fronde von 1933—1945 zu schreiben, ohne diese selbst wie viele ihrer richtungsverschiedenen Mitglieder aufs schwerste bloßzustellen. So wird es das Schicksal der Fronde von 1933—1945 sein, obwohl sie Geschichte gemacht hat, geschichtslos zu bleiben.

Damit bekommt der Nationalsozialismus nicht nur die traurige Bedeutung einer gescheiterten Mission, sondern auch die Bedeutung einer historischen Vision. Der Kampf Führung gegen Führung mußte schließlich zu dem Ergebnis führen, daß das Volk jeglicher Führung beraubt wurde. Überlebt hat diesen Kampf Führung gegen Führung das Volk. Aber es war ein Volk nicht nur ohne Raum, sondern auch ohne Führung und darum ein Volk in höchster Lebensgefahr. Dieses doppelt beraubte Volk zu retten, es gesundzupflegen und ihm den Glauben an seine Zukunft wiederzugeben, ist die Aufgabe derer, denen es einmal sein Vertrauen schenken wird.

11. Kapitel

KREUZZUG UND VERNICHTUNGSFRIEDEN

Wie der Feldherr so der Krieg, wie der Staatsmann so der Frieden. Feldherr und Staatsmann haben Krieg und Frieden vor dem Richterstuhl der Geschichte zu verantworten, nicht mit Aktenstücken und Memoiren, sondern mit den Tatsachen, die sie durch ihr Verhalten und ihre Handlungen geschaffen haben. Aktenstücke sind keine klassischen Zeugen, so wenig wie Selbstdarstellungen. Sie können täuschen und müssen oft als Fälschungen statt als Quellen gelten. Meistens verraten sie nur, wie ein Verantwortlicher von der Nachwelt gesehen werden möchte, nicht jedoch, wie er wirklich gewesen ist und was er in Wirklichkeit beabsichtigt und getan hat.

Zweierlei aber können die vor der Geschichte für Krieg und Frieden Verantwortlichen der Nachwelt nicht vortäuschen, so sehr sie auch ihre Mitwelt haben irreführen können: ihre Haltung und ihren Charakter. Die von ihnen geschaffenen Tatsachen sind die Früchte, an denen sich ihr Charakter und ihre Haltung unverfälscht erkennen lassen.

Unverkennbar werden Haltung und Charakter eines Feldherrn und eines Staatsmannes, wenn er den Besiegten in seiner Hand hat. Als der Krieg zwischen Rußland und Japan im Jahre 1905 durch eine zweitägige Seeschlacht größten Stils für die Japaner entschieden worden war, fiel der Oberbefehlshaber der russischen Flotte nach tapferem Kampf

schwerverwundet in die Hand seines Gegners. Nicht nur Sieger und Besiegter, sondern die westliche und fernöstliche Welt stehen sich gegenüber, als der japanische Admiral Togo seinen todwunden, völlig besiegten Gegner, den russischen Admiral Rojestwenski, aufsucht, ihm die Hand reicht und sagt: „Die Niederlage ist ein Schicksal, das uns alle treffen kann. Niemand braucht sich dessen zu schämen. Es kommt nur darauf an, ob wir unsere Pflicht getan haben." Kein Triumph, keine Demütigung, keine Bestrafung, keine Rache, sondern die Größe eines vornehmen Geistes und eines ritterlichen Siegers geben hier auch der Niederlage ihren verdienten Adel und machen dem Lande Ehre, für das der Sieg nach opferreichen Kämpfen pflichtgemäß errungen ist. Hier hat nicht der Kulturstolze gegen den Barbaren, der Gläubige gegen den Ungläubigen, sondern der Soldat gegen den Soldaten gekämpft. Ihr Soldatentum ist ihre Größe und ihre Stärke.

Völlig anders wird die Feindauffassung, wenn sie nicht durch Charakter und Grundhaltung des Feldherrn und des Staatsmannes, sondern durch ein kollektives Sendungsbewußtsein bestimmt ist. Das lehrt die Geschichte der Kreuzzugsidee. Wo dieses kollektive Sendungsbewußtsein herrscht und das Kreuzfahrertum beginnt, hört das Soldatentum auf. Denn der Kreuzfahrer zieht nicht aus, um zu siegen, sondern um zu vernichten. Der Gegner ist sein Glaubensfeind. Ihn vernichten heißt, dessen Glauben beseitigen und dabei auch nicht vor Greisen, Frauen und Kindern haltmachen.

Als die Kreuzfahrer des 11. Jahrhunderts nach schweren Kämpfen am 15. Juli 1099 Jerusalem erobert hatten, wurden alle Andersgläubigen als Ungläubige ausgerottet und das Heilige Land von ihnen befreit. Sämtliche 17 000 islamischen Gefangenen, dazu Frauen, Greise und Kinder wurden getötet, die Juden in ihren Synagogen verbrannt. 30 Jahre später sind die auf das grausamste ausgerotteten Albigenser

das Opfer von Kreuzfahrern. Auch die „chasse aux protestants“, die Glaubensverfolgung der Hugenotten mit dem Ziel der „entière extirpation de l'hérésie“ unter Ludwig XIV., gehört in die Reihe der Glaubens-Vernichtungskriege. In der zu trauriger Berühmheit gelangten Bartholomäusnacht des 24. August 1572 in Paris fielen allein 24 000 Protestanten den katholischen Eiferern zum Opfer. In weniger als einem Jahr wurden 844 Kirchen zerstört, 1400 Prediger vertrieben, 1 500 000 Protestanten zum Katholizismus zwangsbekehrt und über eine halbe Million zur Auswanderung gezwungen, von den Camisarden abgesehen, die sich als tapfere Reste in den Cevennen gegen die Armee des Königs verzweifelt wehrten.

Nicht anders sind Idee und Praxis des Kreuzfahrertums im 20. Jahrhundert. Der Ursprung dieser puritanischen Kreuzzugsidee ist in dem religiösen Sendungsbewußtsein und in dem von Calvin im Anschluß an das Gedankengut des Alten Testamentes herausgearbeiteten Erwählungsgedanken zu finden. Calvin, nach den Worten des Historikers Erich Marcks, eine herrschsüchtige, rücksichtslose, eigensinnige, harte und maßlose Natur, leidenschaftlicher Südfranzose, hat dem alttestamentlichen Erwählungsgedanken eine kongeniale Fassung mit dem Satz gegeben: „Uns hat Gott erwählt bei der Erschaffung der Welt. Rühmen wir uns um dieser Gewißheit willen, die uns umgibt.“ Nach der Auffassung Calvins sind allein die Calvinisten „Kinder des Herrn“, die andern „die Verworfenen“, denen gegenüber schon Jahwe Strenge und Schärfe gebietet, zumal wenn sie Glaubensfeinde sind.

Auf dieser Erwählungsgrundlage hat sich das puritanische England als das auserwählte Land Gottes betrachtet. Ein Zeitgenosse des frommen Puritaners Cromwell schrieb im Jahre 1655, der Himmel habe England errichtet, „um Gesetze zu geben, Europa im Gleichgewicht zu erhalten und Euro-

pas Völkern Ehrfurcht einzuflößen". Und Cecil Rhodes, den die Buren 1896 aus den reichen Gold- und Diamantenfeldern Südafrikas zusammen mit seinen Freibeutern vertrieben, ohne jedoch die schließliche Eroberung verhindern zu können, verkündet den angelsächsischen Sendungsgedanken in der unübertrefflichen Formulierung: „Die englische Rasse darf in einem besonderen Maße als der Bannerträger des Allmächtigen gelten. Ihr Ziel ist die Verbreitung der großen Prinzipien des Friedens, der Gerechtigkeit und Freiheit über die ganze Welt. Das ist etwas anderes als bloß britischer Imperialismus. Es ist sowohl ein amerikanischer wie ein englischer Gedanke. Er gilt für die beiden Zweige der englischredenden Rasse als die rechte und die linke Hand der Vorsehung, die die Geschichte der Welt gestaltet".

Auf der Schwelle des 20. Jahrhunderts erneuert der amerikanische Senator Beveridge das Bekenntnis zum angelsächsischen Erwählungsgedanken und gab diesem Jahrhundert gleichsam den Kreuzzugsbefehl. Am 9. Januar 1900 erklärt er vor dem Kongreß der Vereinigten Staaten: „Gott hat die englisch sprechenden Völker nicht deshalb mit einer tausendjährigen Geschichte so geformt, wie sie heute sind, damit sie in einer nutzlosen Selbstbetrachtung und Selbstbewunderung ihre Zeit und ihre Kraft vergeuden. Nein! Gott hat uns zu Organisatoren der Welt bestimmt mit dem Auftrag, da Ordnung zu schaffen, wo das Chaos herrscht". Wir werden am Ende dieses Jahrhunderts wissen, ob dieser Fanfarenstoß zu den Kreuzzügen des 20. Jahrhunderts nicht bloß Europa, sondern auch Amerika zum Verhängnis geworden ist. Feststeht, daß der alte puritanische Sendungsgedanke in der Kreuzzugsidee des 20. Jahrhunderts weiter lebt.

Schon jetzt hat der Kreuzzugsgedanke den traurigen Ruhm, zwei Vernichtungskriegen gegen Deutschland die entscheidende Wendung gegeben zu haben. Ohne den Wilsonschen und ohne den Rooseveltschen Kreuzzug hätten beide

Weltkriege der europäischen Einkreisungsmächte zu einem Verständigungsfrieden mit Deutschland geführt, weil keiner der Gegner in der Lage war, den andern zu besiegen. Ohne Amerikas Eingreifen bestünde heute das englische Empire noch immer. Ohne Amerikas Kriegsbeteiligung hätte Frankreich den Versailler Frieden nicht durchsetzen können. Und ohne Amerika wäre der Bolschewismus nicht der Sieger des zweiten Weltkrieges geworden. Ohne Amerika wäre der Welt auch die in ihren Auswirkungen noch nicht übersehbare europäische Katastrophe erspart geblieben.

Noch am 22. Januar 1917 hatte der amerikanische Präsident Wilson in einem Friedensappell vor dem Kongreß erklärt: „Es muß ein Friede ohne Sieg geschlossen werden. Ein Sieg würde einen Frieden bedeuten, der dem Besiegten aufgezwungen wird und in ihm das Gefühl der Demütigung, einen Stachel, ein Rachegefühl zurücklassen würde und nicht dauernd sein könnte. — Die Zukunft der weißen Zivilisation wird davon abhängen, daß wir uns aus dem Kriege heraushalten". Und Wilsons Außenminister Bryan erinnerte als leidenschaftlicher Vertreter der amerikanischen Neutralität an die Worte des Präsidenten Monroe vom 2. Dezember 1823: „Wir haben niemals irgendeinen Anteil an Kriegen gehabt, die die europäischen Mächte in ihren eigenen Angelegenheiten geführt haben". Bereits in seiner „Gold-Cross"-Rede hatte Bryan die ahnungsvolle Warnung ausgesprochen: „Ihr sollt die Menschheit nicht an ein Kreuz von Gold nageln".

Doch schon mit dem Kriegsbeginn von 1914 war in den USA das „goldene Kreuz" errichtet worden. Trotz des Neutralitätsgesetzes wurden von amerikanischen Banken England riesige Kredite bewilligt, so daß es der amerikanischen Rüstungsindustrie möglich war, sich überdimensional zu entwickeln. Bereits 1914 liefert sie für 40, 1915 für 330 Millionen und 1916 für eine Milliarde und 290 Millionen

Dollar Munition an England. Insgesamt haben die USA von 1914 bis 1917 für 10 Milliarden Dollar Kriegsmaterial ausgeführt.

Wilson stieß mehr als einmal mit den Geld- und Industriemächten seines Landes zusammen. Doch längst hielt der Bankmagnat Morgan alle Fäden in der Hand. Der Krieg gegen Deutschland durfte nicht verlorengehen. Das hätte für ihn zu riesigen Milliarden-Verlusten geführt. Um diesen Krieg gewinnen zu können, war das Eingreifen Amerikas nötig. Zudem hatte sich Morgan vorgenommen, mit diesem Kriege gegen Deutschland mehr zu verdienen als sein Vater in seinem ganzen Leben. Der von Morgan kontrollierte amerikanische Kapitalmarkt stand bereits mit seinen riesigen Zinsverdiensten in voller Blüte. Die anwachsende Rüstungsindustrie steigerte nun rasch das Gesamt-Potential der USA. 600 Prozent betrug der Zuwachs mancher Werte. Präsident Wilson wollte jedoch Amerika als Hort des Friedens noch immer aus dem Krieg heraushalten. Man wählte ihn wieder unter dem Motto: „Er hielt uns heraus aus dem Kriege!" Trotzdem: Der Außenminister Bryan muß wegen seines Festhaltens an der Neutralitätsidee zurücktreten, und Präsident Wilson erklärt am 6. April 1917 Deutschland den Krieg.

Nun wurden sofort Vertreter der Morgan-Gruppe und des riesigen Stahltrusts der Bethlehem-Steel-Works als Finanzsachverständige in die Regierung aufgenommen. Bankwesen und Rüstungsindustrie bekamen zu ihren gewaltigen Geldmitteln auch noch die politische Macht in die Hand. Damit begann für Amerika eine neue verhängnisvolle Entwicklung und gleichzeitig eine planmäßig betriebene epochale Kriegshetze. Es wurde ein moderner Glaubenskrieg entfesselt, der die Seelen der Völker vergiftete und ihre Vorstellungen voneinander verwirrte, ja ins Krankhafte steigerte. England hat alles getan, um den Frieden, wie ihn Wilson beab-

sichtigte, zu verhindern. Das Wilsonsche Friedensangebot konnte nicht publiziert werden, weil England das verhinderte. „Wir mußten damals befürchten, die Deutschen würden Frieden schließen, und dann wären wir um unser Kriegsziel gekommen", schrieb später Edward Grey, der bis 1916 englischer Außenminister war. Man wollte den Vernichtungsfrieden gegen Deutschland.

1919 bestand der Deutschlandhasser Clemenceau in Versailles auf Abtretung der Saar und des Rheins als „strategischer Grenze". Er forderte „ein in wirtschaftlicher Hinsicht verkrüppeltes Deutschland". Bedeutete doch die Abtrennung des linken Rheinufers für Deutschland den Verlust von 11 % Bevölkerung, 15 % Verkehrsmitteln, 12 % Kohleförderung, 30 % Textilindustrie, 67 % Weinbau, 33 % der Hütten- und 80 % der Eisenerze. In maßlosem Haß wurde Deutschland der Alleinschuld-Artikel 231 aufgezwungen. Die größte Unrechtsquelle und der bedrohlichste Gefahrenherd des 20. Jahrhunderts hatten sich gebildet. Wilson schrieb über den Versailler Vertrag: „Als ich die ersten Korrekturbogen des Vertrages in seiner ursprünglichen Fassung las, schien es mir ein furchtbares Dokument zu sein. Eine Rache, die kaum ihresgleichen in der Geschichte hat. Wenn ich ein Deutscher wäre, würde ich den Vertrag nicht unterzeichnen".

Wie anders waren die Friedensschlüsse Bismarcks! Im klugen Maßhalten bewies er gerade bei Friedensschlüssen seine Staatskunst. Er verzichtete auf Triumph und Demütigung. Für ihn gehörten Strafe, Lohn und Rache überhaupt nicht zur Politik, die „weder die Befugnis noch die Pflicht, das Richteramt zu üben" habe. Alles andere bedeutete für Bismarck, das Wesen der Politik fälschen. Seine Staatskunst bestand darin, stets darauf bedacht zu bleiben, die Lebensrechte des Gegners zu achten.

Wie anders wurde auch das Frankreich Napoleons I. behandelt! Nach dem Siege über ihn gelobten die in der Heiligen Allianz zu einer „nation chrétienne" zusammengeschlossenen Fürsten Europas einander und vor der Welt, von nun an nach den Vorschriften der Gerechtigkeit, der christlichen Liebe und des Friedens zu regieren, einander in christlicher Bruder- und Landsmannschaft verbunden zu bleiben und Beistand zu leisten sowie sich nur als Bevollmächtigte der Vorsehung zu betrachten, um die Ruhe Europas zu befestigen und zu erhalten. Ist auch diese europäische Fürstengemeinschaft — eine Idee des russischen Zaren Alexander I. und der Baronin Krüdener — mit ihren politisch bedeutungslosen, aber äußerst glanzvollen Kongressen an den inneren Gegensätzen gescheitert, so verstanden es die verbündeten Fürsten immerhin, mit Frankreich Frieden zu schließen, den Thronerben wiedereinzusetzen, Frankreich volle Souveränität mit eigener Nationalarmee, eigener Außenpolitik und eigener Wirtschaft zu belassen und den Bourbonen als völlig gleichberechtigten Souverän anzusehen. Die früheren Kriegsgegner fanden es sogar in der Ordnung, wenn ihnen der französische Souverän als Angehöriger des ältesten europäischen Fürstengeschlechtes an der Fürstentafel präsidierte. Sie besaßen die staatsmännische Klugheit, Frankreich nicht zu demütigen und für die Taten Napoleons zu bestrafen. Eine Vernichtung Frankreichs lag ihnen gänzlich fern.

1945 war es das Amerika Roosevelts, das den zweiten Kreuzzug gegen Deutschland wiederum mit einem, diesmal sehr andersartigen Vernichtungsdiktat abgeschlossen hat. Man wollte das Versailler Diktat vermeiden, um seine Folgen auszuschließen. Man glaubte in der Vorstellung, hiermit eine neuartige Form des Friedensschlusses, den ungeschriebenen Frieden, gefunden zu haben, nach einer bedingungslosen Übergabe keinen Frieden in der völkerrechtlich

vereinbarten, vertraglichen Form mehr schließen zu sollen. Man ist der Überzeugung, daß sich Vernichtung, bedingungslose Übergabe und Frieden ausschließen. In der Tat gibt es keinen Carthagischen Frieden. Denn wenn Carthago zerstört ist, dann existiert es auch nicht mehr. Mit Trümmern und Resten kann man keinen vertraglichen Frieden schließen. Wenn in Carthago die Macht des Vernichtungssiegers herrscht, wozu dann noch Frieden schließen?! Der Frieden darf kein Vertrag sein, sondern muß zu einem Vorgang gemacht werden. Er stellt sich als Vollzug von Tatsachen dar, die durch den Sieger geschaffen werden. Dieser Vorgang heißt: Carthago wird nach Siegerstil wiederaufgebaut. Die Vernichtung als Machttatsache ist Rechtsquelle und Berechtigungsgrund genug für den Wiederaufbau Carthagos als römischer Kolonie. Es darf seinen alten Namen zwar noch beibehalten, aber man nennt es „Colonia Julia Carthago". Das neue Carthago soll mit dem alten höchstens noch den Namen und sonst nichts gemeinsam haben.

Churchill und Roosevelt rühmten sich, ihr Kriegsziel, den Vernichtungsfrieden gegen Deutschland, auf einem neuartigen Wege erreichen zu können. Sie schlossen darum weder Frieden noch verweigerten sie ihn ausdrücklich. Dafür betrieben sie mit leidenschaftlichem Zerstörungshaß auf Grund geheimer Absprachen eine Politik der diktatorischen Umgestaltung des zertrümmerten und total besiegten Deutschland Was kümmerte sie Wilson, dessen erster von seinen vierzehn Punkten „öffentliche Friedensverträge" und „keine privaten internationalen Abmachungen" gefordert hatte. Man ging den dunklen Weg rechtsscheuer Verheimlichung. Man trieb das äußerst gewagte Spiel, seinen heimlichen Plan Zug um Zug zu realisieren, aber seine letzte Zielsetzung zu verbergen. Man war zu einem Kreuzzug aufgebrochen, um eine andersgläubige Diktatur zu beseitigen. Wie einst am Grabe Christi in Jerusalem vollendete man nun im besetzten

Deutschland seine Kreuzzugsabsichten. Auf den Trümmern wurde eine Diktatur der totalen Umwandlung aufgerichtet. Man besetzte, teilte, bestrafte, demütigte, löste auf und vernichtete. Aus dem blühenden Deutschland wurde nach dem haßerfüllten Grundsatz „Germany must perish" ein zerstörtes Carthago, aus dem zerstörten Carthago die jüngste Kolonie der westlichen Welt.

Staatskunst und Vernichtungsfrieden haben nichts mit einander zu tun. Dagegen entsprechen sich Kreuzzug und Vernichtungsfrieden durchaus. Doch was ist das für eine Staatskunst, die mit puritanischer Härte über das geschlagene Deutschland eine Hungerstrafe verhängte, sie jedoch mit Getreideknappheit bemäntelte, obwohl die kanadischen und amerikanischen Silos gefüllt waren. Was fürchtet man, wenn man offen zugibt, daß es nur ein Kriegsziel für den Kreuzzug gegen Deutschland gegeben hat: Aufteilung bei gleichzeitiger Verteilung des Beuteraumes an die Siegermächte? Warum fürchtet man diese Offenheit und warum will man durch wohlberechnete und in voller Einigkeit abgesprochene, stets negativ verlaufende Wiedervereinigungsverhandlungen den Schein erwecken, als hätte man sich von seinem Kriegsziel und seinen inzwischen im Kolonialstil restaurierten Beuteräumen gelöst?

Besteht die Genialität dieser modernen Staatskunst vielleicht darin, daß man mit seinen Scheinmanövern die wahre Natur der Dinge abstrakt entstellen und die wahre Natur des Staatskünstlers verbergen will? Was soll man von der Glaubwürdigkeit einer Staatskunst halten, die das Völkerrecht mit Nichtachtung behandelt?

Clemenceau bekannte sich offen zum Versailler Diktat als Friedensform. Warum bekennt man sich heute nicht offen zu den wirklichen Absichten gegenüber Deutschland? Wie lange will man noch zu verbergen suchen, daß die Teilung Deutschlands mit dem Diktat von Bonn und dem Diktat

von Pankow der zweite Vernichtungsfrieden ist? Will man verbergen, daß die Politik der „peaceful co-existence" den Abschluß eines offiziellen Friedensvertrages mit „Deutschland" ausschließt, verbergen, daß am 29. Oktober 1954 in einer sensationellen deutschen Rede vor dem amerikanischen Presse-Club in Washington von „einem Vier-Punkte-Programm für den Weltfrieden, basierend auf einem Nicht-Angriffs-Pakt mit dem Sowjetblock" die Rede war und die „New York Times" vom 30. Oktober 1954 ausdrücklich feststellte, der schriftlich vorliegende englische Text dieser Rede spreche von einem Vertrag („treaty") mit der Sowjetunion, der deutsche Text „mit Rücksicht auf das deutsche Volk" dagegen nur von einem „Abkommen"? Und kein Jahr später gibt es eine Vereinbarung über die Errichtung einer russischen Botschaft in Bonn!

Dem deutschen Volke kann man nach zehnjähriger Entwöhnung von Selbstregierung, Eigenleben und völkerrechtsstaatlichen Vorstellungen mit puritanischer Selbstgerechtigkeit ruhig sagen: Wir haben euch satt, reich, mit unserer Vergnügungsindustrie leichtlebig, mit unserm Geld glücklich gemacht, mit unserer Magazinbildung kulturell gefördert. Wir haben euch mit allen Mitteln betäubt, damit ihr den Trennungsschmerz von euerm Deutschland nicht mehr empfindet. Ihr sollt durch uns soviel verdienen und soviel Gewinne erzielen, daß ihr keine nationale Einheitssehnsucht mehr zu bekommen braucht. Satt, reich, gut angezogen, im eigenen Wagen auf Reisen, häufig eingeladen, werdet ihr als die jüngsten Patenkinder der westlichen Welt überall gern gesehen, zumal da ihr euch auch einer frommen Sprache überall in artigster Weise befleißigt und auf eure eigene Vergangenheit so schlecht zu sprechen seid, daß wir auch in dieser Hinsicht nichts mehr an euch auszusetzen haben. Statt des Versailler Diktates haben wir das Bonner Diktat errichtet, das auch gleich für die nächsten tausend Jahre zu bauen

begonnen hat. Seine Wünsche sind unsere Wünsche und umgekehrt. Alles geschieht ohne Zwang, gewissermaßen aus reiner Gefälligkeit. Die Übereinstimmung hat einen solchen Grad erreicht, daß das halbe Deutschland, auf das es uns allein ankommt, als unsere koloniale Neuschöpfung bereits ein festgemauerter Bestandteil der westlichen Welt geworden ist. Ja, der Anschluß Halb-Deutschlands an Groß-Amerika ist so vollendet gelungen, daß die eine Hälfte sicherlich die andere Hälfte bald nach sich ziehen wird. Wir heißen euch weiter hoffen. Damit wäre dann die deutsche Einheit im europäischen Raum als der wertvollste Teil des Großamerikanischen Reiches neu geschaffen. Ihr Deutschen hättet als gute Europäer endlich nicht mehr die Last eines eigenen Vaterlandes zu tragen und wäret der Aufgabe enthoben, euch mit viel Mühe, Geldsorgen und Kopfzerbrechen euer eigenes Reich wiederherzustellen. Ihr braucht euch nun auch keine eigene Wehrmacht mehr zu halten, natürlich auch keine eigenen Kriege mehr zu führen, sondern nur noch an unserer Seite jedem Aggressor mit Atomwaffen aufs Haupt zu schlagen und: Ihr braucht euch kein zweites Versailles zumuten zu lassen. Kann es eine bessere Lösung eines für uns sonst unlösbaren Weltproblems geben? Das alles habt ihr unserer Staatskunst, unserem genialen Bonner System zu danken. Wir legen heute keinen Wert mehr auf Demokratie. Das war einmal. Uns geht es um Amerikanokratie. Denn bei uns herrschen nicht die Söhne des Volkes. Dafür kümmern wir uns um den „gemeinen Mann". Wir sind uns der hohen Verpflichtungen unseres Reichtums und seiner verantwortungsvollen Führungsaufgabe bewußt. Am Dollarwesen wird die Welt genesen.

Jeder ernst und gründlich Denkende fragt sich angesichts dieser absurdesten Nachkriegserscheinung eines verheimlichten Vernichtungsfriedens, wie es zu einer derartigen staats- und völkerrechtlich unerträglichen Konzeption kommen

konnte. Sieht so das Ergebnis eines modernen Kreuzzuges aus? Wird hier nicht gerade von jenem germanischen Siedlungsland, das sich die Freiheit zur eigenen Nation blutig erkämpft und diese Freiheit in einer berühmt gewordenen Verfassung beschworen hat, eine Nation ihrer Freiheit beraubt und ans goldene Kreuz geschlagen? Ist das noch der Geist des Unabhängigkeitskrieges und der als heilige Pflicht beschworenen Neutralität? Was hat aus dieser freiheitliebenden Nation einen Kreuzfahrerstaat mit fanatisch hetzenden Kreuzzugspredigern gemacht? Ist das die Kreuzzugsidee der amerikanischen Nation? Und droht nicht Groß-Amerika, wie es jetzt entstanden ist, das Ende der Vereinigten Staaten von Amerika zu werden? Mußten nicht auch die ersten Kreuzfahrer ihren Kreuzfahrerstaat und das heilige Land den Heiden und diese ihrem Glauben wieder überlassen? Und ist es nicht der kategorische Imperativ der freien Welt, den Lessing seinen Nathan mit den Worten aussprechen läßt: „Es eifere jeder seiner unbestochenen, von Vorurteilen freien Liebe nach"?

Oder ist seit 1914 diese germanische, Recht und Freiheit liebende Siedlernation selbst ans goldene Kreuz geschlagen worden? Hat seitdem das Amerika der nationalen Siedlertradition keine Macht mehr im eigenen Lande? War eine Wende durch eine goldene Revolution eingetreten, als Wilson und Bryan sich gegen die Bank- und Industriemagnaten Morgan, Schwab, Stettinius und ihre Parteigänger House und Page sowie gegen die glaubenskriegführenden Federn nicht mehr mit ihrem Neutralitätsprinzip durchsetzen konnten?

Alle diese Fragen sind schon heute exakt zu beantworten, zumal wenn man weiß, von wem die Pläne für den Vernichtungsfrieden und die Nachkriegsbehandlung für das Deutschland von 1945 stammen. Die Pläne der Wilson-Gegner sind inzwischen enthüllt worden. Bei den im ganzen

unbekannt gebliebenen Nachkriegsplanern für das Deutschland von 1945 handelt es sich um zwei Gruppen. Sie haben beide mit der nationalamerikanischen Tradition gebrochen oder nichts mit ihr zu tun. Man hat die einen „New-Dealer" und einen „brain trust" genannt. Es ist eine Gruppe weltstädtischer Intelligenz, die weder nationalamerikanische Vorfahren noch nationale, sondern ausschließlich internationale Bankbeziehungen, Investitions-Möglichkeiten und -bedürfnisse hat. Mit ihr engstens verbunden ist die innerlich gleichgeartete zweite Gruppe. Sie setzt sich aus den in den USA asylierten politischen Flüchtlingen aus aller Welt zusammen, seit 1933 auch solcher, die aus Deutschland zugewandert sind. Beiden Gruppen ist gemeinsam, daß sie ihre eigene Nation verlassen haben und nun im Internationalen die Idee der Zukunft erblicken. Für diese Idee lohnt sich nach ihrer Überzeugung jeder Kreuzzug, insbesondere der Kreuzzug gegen die Nation, die manche von ihnen aus sehr betrüblichen Gründen als politische Flüchtlinge verlassen mußten.

Aus beiden Gruppen entstand die Gruppe der Kreuzzugs- und Nachkriegsstrategen. Der Vernichtungskrieg gegen Deutschland ist ihr Krieg und der Vernichtungsfrieden gegen Deutschland ihre Idee und ihre Praxis. Sie tragen z. T. deutsche Namen. Über ein führendes Mitglied dieser Gruppe von Vernichtungsstrategen schrieb am 4. Dezember 1949 die amerikanische Zeitung „Sonntagspost": „Emil Ludwig bestimmte die Politik der Vereinigten Staaten. Er kannte Amerika nicht und liebte das Land nicht. Er haßte nur Deutschland. Das war seine einzige Qualifikation und das genügte". Dieser Deutschlandhasser wurde als Sachverständiger von der Roosevelt-Regierung mit der Ausbildung der höheren Offiziere für die amerikanische Besatzungsarmee betraut. Zu diesem Zwecke schrieb er einen Katechismus der Völkerpädagogie, der 1945 in New York erschien. Es war

ein Lehrbuch des Vernichtungsfriedens. Schon bei seinen Lehrgängen in Charlotteville hatte er 1944 dem Auswärtigen Ausschuß des Repräsentantenhauses die Spaltung Deutschlands in eine „Deutsche Föderation“ mit der Elbe als Grenze und eine „Preußische Republik“ östlich der Elbe und Abtretung Ostpreußens an Rußland vorgeschlagen. Elsaß-Lothringen, Rheinland, Saar und Österreich sollten separiert werden, damit nur ein 48 Millionen-Volk übrigbliebe. Preußen wollte er abtrennen, um „das Gehirn und die Glieder der deutschen Kriegslust“ zu lähmen. Die Junker wollte er durch Expropriierung „impotent“ machen. Sein Deutschland-Plan sah weiter vor: Isolierung Berlins als Symbol und Zentrale der deutschen Einheit, Übernahme der kulturellen Tradition durch den Westen. Zusammensetzung der Polizeikräfte aus Ausländern. Deutschland von seiner Vorstellung abbringen, es sei Bollwerk gegen den Osten. Deutschland sei wie ein Säufer zu behandeln, der völlig abstinent werden müsse. Das führe wohl dazu, daß man den Doktor hasse, dafür könne die Genesung garantiert werden.

Wesentlich maßvoller, aber ebenso haßerfüllt äußert sich ein weiterer Angehöriger dieser Gruppe: J. P. Warburg, Sproß einer aus Deutschland eingewanderten amerikanischen Bankiersfamilie. Er schlug im Februar 1944 dem stellvertretenden Staatssekretär im US-Kriegsministerium für die Nachkriegsbehandlung Deutschlands u. a. vor: „1. Deutschland muß eine Probezeit auferlegt werden, in der es gehindert wird, einen nochmaligen Angriffskrieg zu führen. 2. Während dieser Probezeit gibt es keinen Friedensvertrag und keine deutsche Souveränität. Diese Probezeit kann lang oder kurz sein. Ein Friedensvertrag kann jedenfalls erst dann geschlossen werden, wenn es in Deutschland eine Regierung gibt, mit der wir auf gleichem Fuß verhandeln können und wollen“. Dieser Nachkriegsplaner, der zweifellos zu den besten Köpfen der Kreuzzugsstrategen gehört,

großen geistigen Kraft anerkennen, die wir Nationalismus nennen! Die verwirrten Intellektuellen von heute versuchen, den Nationalismus als eine Sünde gegen die Menschheit zu brandmarken. Sie versuchen uns glauben zu machen, daß dem Wort Nationalismus eine Infamie anhängt. Aber sie verkennen, daß der Geist des Nationalismus aus der schöpferischen Tiefe der menschlichen Seele stammt. Daß er aufsteigt von dort als das gewaltige Verlangen der Menschen, frei zu sein, frei von fremder Herrschaft, und sich nach eigener Art selber zu regieren! Daß er aus tausendfältigen Wurzeln der Rasse und der Geschichte stammt, getragen von jahrhundertelangen Opfern und einem tiefen Stolz. Jedes Land hat seine Toten auf dem Altar des Vaterlandes niedergelegt: Sie starben mit der Nationalflagge vor ihren Augen und oft genug mit der Nationalhymne auf ihren Lippen. Der Stolz auf ihre Rasse und auf ihre Nation hat sie zu diesem Leiden und diesem Opfer befähigt. Leben also die Taten unserer Vorfahren, die für die Freiheit und die Unabhängigkeit unseres Landes kämpften, nicht in diesem hehren Begriff des Nationalismus?“

Allein auf der Grundlage eines solchen heimattreuen Nationalbewußtseins kann es zum Frieden unter nationalbewußten heimattreuen Völkern kommen, niemals jedoch auf dem Wege einer Zwangsdemokratie, die den Geßler-Hut höher hängt als irgendein Führerstaat. Eine erzwungene Demokratie, wie sie dem vorsätzlich geteilten Deutschland als nichtvertragliche Friedensbedingung durch das Bonner Diktat auferlegt worden ist, muß, nicht nur führungspsychologisch gesehen, als ein gewalttätiger Eingriff in das Eigenleben eines Volkes, sondern vor allem in staats- und völkerrechtlicher Hinsicht als ein Gewaltakt zur Vernichtung der Kontinuität angesehen werden. Eine Staatsneubildung nach Siegermuster erfüllt den Tatbestand einer Landnahme mit Kolonial-Status und entsprechender Ämter-Investitur. Da-

mit ist zugleich das völkerrechtliche Partnerverhältnis aufgelöst. Der Besiegte wird überhaupt nicht mehr als Rechtspartner und Rechtssubjekt behandelt.

Ein klarer Kopf — der amerikanische Publizist William Henry Chamberlain — machte im Mai 1951 in einem Aufsatz über „Amerikas Kreuzzug im Rückblick" („Außenpolitik", 1951, S. 190) darauf aufmerksam, daß „weder deutsche Regierungen noch Besatzungsmächte die irrationalen zerstörerischen Leidenschaften kontrollieren können, die sich in der Tiefe einer Nation entwickeln,solange sie nicht frei ist". Und US-Admiral Nimitz bezeichnete die Ausradierung Deutschlands von der Landkarte als einen großen Fehler, weil sie „das Gesetz der geopolitischen Erbschaft" verletzt. Dieses Gesetz existiere und setze sich auch dann durch, wenn die Sieger dies nicht wünschten.

Artikel 3 der am 14. August 1941 an Bord eines Kriegsschiffes mitten im Atlantik unterzeichneten und danach als „Atlantik - Charta" bezeichneten Vereinbarung zwischen Roosevelt und Churchill für die Nachkriegspolitik der Siegermächte lautete noch: „Sie achten das Recht aller Völker, die Regierungsform zu wählen, unter der sie leben wollen und sie wünschen dafür zu sorgen, daß souveräne Rechte und Selbstregierung denen zurückgegeben werden, welchen sie gewaltsam entrissen sind."

Gegen den Artikel 35 der Haager Landkriegsordnung, der fordert, daß „Kapitulationen den Forderungen der militärischen Ehre Rechnung tragen" sollen, beruft man sich im Falle Deutschlands auf eine davon ausgenommene einmalige und besondere Kapitulationsbedingung, nämlich auf die Bedingungslosigkeit der Bedingung, also auf den Grundsatz der Grundsatzlosigkeit, um in jeder Hinsicht völlig freie Hand in Deutschland zu haben.

Zu welcher absurden Rechtslage, die keine Rechtslage mehr, sondern ein Unrechtsfreiheitsbrief ist, das führt, dar-

über gibt es ein äußerst aufschlußreiches, wenn auch peinlich wirkendes Dokument: Den am 11. Dezember 1941 erklärten „Kriegszustand zwischen den Vereinigten Staaten und der Regierung Deutschlands“ erklärt man am 24. Oktober 1951 für beendet, ohne daß es eine Regierung Deutschlands gibt, weil man diese Regierung selbst aufgelöst, ihre Reste vor ein Tribunal gestellt und in den vier Teilen Deutschlands Beauftragte eingesetzt hatte. Hier tritt das Faustrecht als der Rechtsgedanke des auf Rechtsstaatlichkeit eingeschworenen Siegers in voller Größe in Erscheinung. Denn in der Erklärung über die Beendigung des Kriegszustandes mit Deutschland heißt es, daß alle Rechte, Privilegien sowie das Recht, diese Privilegien auszuüben und durchzusetzen „aus der Eroberung (conquest) von Deutschland und der Übernahme der höchsten Regierungsgewalt durch die Alliierten“ stammen.

Die Eroberung als Rechtsquelle ist bekanntlich die Rechtsgrundlage des Kolonialismus. So wurden zum Beispiel der Norden und der Süden des amerikanischen Kontinentes, so Mexiko, so das Burenland, so Exterritorialrechte in China, Indien und Malaya erobert: Alles Flaggenland wird Eigentum der Krone und das Regierungsland an die Siedler verkauft. Die Vorbevölkerung läßt man wie die Kikuyus in Kenia, die nicht einmal ihr Land zurückkaufen oder pachten dürfen, für sich arbeiten, nachdem man eine Kopfsteuer eingeführt hat, die die „Eingeborenen“ nur bezahlen können, wenn sie arbeiten, oder an die man einiges Land in kleinen Parzellen verpachtet, wenn sie sechs Monate für den Weißen gearbeitet haben. Wer nicht arbeitet, wird zu Zwangsarbeit kraft des Rechtes aus der Eroberung verurteilt. Oder: Die Indianer stellte man in Reservationen unter besonderen Regierungsschutz und machte sie dann zu Bundesgenossen.

Während man sich auf diese Weise ganze Reiche erobert hatte, wurden Rheinland- und Saarrückgliederung als Ag-

gressionsabsichten, eine Korridorregelung als Aggression, die Beseitigung der tschechoslowakischen Faust in der deutschen Flanke, der Anschluß Österreichs und ungeklärte Ausdehnungsabsichten nach Osten als weltbedrohender Imperialismus mit allen Zeichen der Erregung und der Bedrohung in der Weltöffentlichkeit angezeigt. Deutscher Bevölkerungsüberdruck durfte niemals zu Eroberungen führen und aus solchen Eroberungen Machtrechte ableiten. Das Eroberungsmonopol sollte der westlichen Welt vorbehalten bleiben. So veranstaltete man einen Kreuzzug, um dieses „eroberungssüchtige" Land der Mitte zu erobern, es zu teilen und auf diese Weise halb nach Osten halb nach Westen hin, also in jeder Richtung abhängig zu machen.

In der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung vom 4. Juli 1776 steht der klassische Satz Jeffersons, der mit den dreizehn Unterzeichnerstaaten wußte, was es heißt, von Angehörigen der eigenen Rasse in dem von den Vätern aufgesiedelten Lande beherrscht und durch Regierungsgewalt bedrückt zu sein: „Es ist das Recht eines Volkes, die Regierung zu ändern und abzuschaffen und eine neue Regierung einzurichten, falls eine Regierung die Rechte des Volkes mißachtet."

180 Jahre sind seit dem vergangen. Nun rufen wir Deutsche als von der westlichen und östlichen Welt unterdrücktes und besetztes Land Jefferson zum Zeugen an gegen die, die zwar aus seinem Lande gekommen sind, um nach der Eroberung unseres Landes über uns zu herrschen, die aber nicht seines Geistes sind. Sonst hätten sie weder einen Vernichtungskrieg gegen unser Land geführt, noch es über zehn Jahre schon besetzt halten dürfen.

So muß die amerikanische Regierung — von den übrigen Regierungen abgesehen — für uns Deutsche dasselbe werden, was Georg III. für Jefferson und seine Mitkämpfer gewesen ist: absolute Tyrannei und zwar absolute Tyrannei

durch absolute Demokratie. Diese Demokratie ist so absolut, daß sie unter Strafandrohung keinerlei Kritik an sich selber erlaubt noch gestattet, daß man sie auch nur grundsätzlich in Frage stellt, obwohl das der wissenschaftlichen Wahrhaftigkeit enge Grenzen zieht und eine unabhängige historisch-politische Betrachtung untersagt.

In diese unerträgliche Lage ist das deutsche Volk als Volk ohne Führung und ohne Eigenleben durch die Initiative des Weltstaat-Amerikanertums hineingeführt worden, nachdem dieses Weltamerikanertum in den letzten zehn Jahren mehr als 51 Milliarden Dollars, d. h. 51 000 Millionen Steuerzahlerbeträge zur Förderung dieser Politik ausgegeben und Europa ans goldene Kreuz genagelt hat.

Wir Deutsche sind heute dazu gezwungen, das andere Amerika, das Amerika Jeffersons und Hoovers zur Hilfe aufzurufen gegen die, die die ganze Menschheit an ihr Milliarden-Kreuz schlagen wollen. Es sind jene Riesenmächte im Bankstil Morgans und von der Machtfülle der Rüstungsindustrie im Stile der Bethlehem-Steel-Works der Jahre 1914—18, die um ihrer unbegrenzten Gewinnmöglichkeiten und um des Prinzips der Vollbeschäftigung willen alle geheiligten Rechtsgrundsätze der national-amerikanischen Tradition über Bord geworfen haben. Dieser Menschentyp der unbegrenzten Investitions- und Kreditmöglichkeiten kennt die Weisheit des „respice finem“ überhaupt nicht. Er plant machtegozentrisch und denkt an nichts als an Gewinn und Märkte. Wer alle Großbanken kontrolliert und Schwerindustrien aufbaut, sieht im „big business“ das höchste Ideal. Das „He kept us out of war“, das für Wilsons Wahl gedacht war, ist für sie genau so abgestanden wie die Monroedoktrin, die anrät, sich nicht um die Welt, sondern um Amerika zu kümmern. Wenn Mr. Morgan mehr verdienen wollte als sein Vater, dann brauchte er dazu schon 1917 den Krieg als Höchstverbraucher und vielseitigsten Konsumenten.

Es ist eine tragische Fehlentwicklung, daß Wilson aus dem altererbten angelsächsischen Sendungsbewußtsein heraus mit seiner Völkerbundidee tatsächlich dem Weltamerikanertum und seiner Weltstaatideologie den Weg bereitete und damit riesige Bankpläne anregte und Weltmarkthoffnungen weckte. Mit diesem Ausgriff entstand ein Dollar-Kolonialismus, der das National-Amerikanertum und sein Traditionsgut soweit hinter sich gelassen hat, wie einst die Unterzeichnerstaaten die englische Krone und der jetzt schon eine Entwicklung eingeleitet hat, die alle Kennzeichen der inneren amerikanischen Entzweiung trägt. Sie hat bereits zu den schärfsten inner-amerikanischen Auseinandersetzungen geführt. Es ist die Auseinandersetzung zwischen zwei Welten, der national-amerikanischen Heimatwelt und der überamerikanischen Dollarwelt.

Für den historisch Weiterdenkenden kann es indessen nur die eine Gewißheit geben, daß Amerika nicht am Ende seiner Entwicklung angelangt ist, sondern vor einer Umgestaltung seines nationalen Lebens steht. Diese Umgestaltung wird einst dazu führen, daß die unterworfenen Völker aus der Dollarherrschaft befreit werden und wieder gutgemacht wird, was Kreuzzug und Vernichtungsfrieden gegen Deutschland angerichtet haben.

12. Kapitel

GERMANIA DELETA?

Als die von ihrem Emigrantengefolge beratenen Westmächte im Jahre 1945 Deutschland besetzten, rechneten sie mit Untergrundbewegungen, die den Krieg in den Formen eines fanatischen Kleinkrieges mit zähe kämpfenden, zum Äußersten entschlossenen Widerstandsnestern fortsetzen würden. Sie glaubten an heimliche Freikorps und Femegerichte im Stile der irischen Freiheitskämpfer oder der Befreiungsarmee Abd el Krims. Erst allmählich merkten sie, daß sie falsch beraten waren. Sie hatten nicht den realistischen Blick Napoleons, der auf eine Warnung vor Preußen hin erklärte: „Was soll denn zu fürchten sein von einem so vernünftigen, so kalten, so duldsamen Volke, dem jede Ausschreitung so fern liegt, daß noch niemals einer meiner Soldaten während des Krieges ermordet wurde."

Angehörige der Westmächte mußten zu ihrem Erstaunen nach ihrem Einmarsch in Deutschland feststellen, nachdem sie die soldatische Härte des Deutschen im Kampfe kennengelernt hatten, daß er „bei sich zu Hause gefügig und butterweich" wäre. „Es sei, wie wenn man einen Kuchenteig in den Händen halte. Man könne ihn mit dem Messer nach Belieben zerteilen, ihn zusammenknüllen, als Ballen aufs Brett schmeißen und ihn aufessen. Immer geschehe das Gleiche, nämlich gar nichts" („Die Tat", Zürich, 21. Februar 1954).

Trotz dieses Befundes bleiben die Franzosen bei ihrer Furcht vor den „incertitudes allemandes“, die Amerikaner bei ihrer „neonazistischen Gefahr“, die Engländer bei ihrer Konkurrenzangst und die Russen bei ihrem Respekt vor der deutschen Wehrmacht, obwohl diese nicht mehr besteht und das geplante neue deutsche Wehrunternehmen für sie bei ihrer Riesenarmee nur noch so etwas wie ein Friedhofsgespenst sein könnte. Heute beherrscht die „freie Welt“ die neue Sorge, daß die Deutschen anstatt Widerstand zu leisten und dergleichen mehr, unentwegt arbeiten, von früh bis spät nichts als arbeiten. Und daß sie es weit über den Nachholbedarf hinaus tun. „Die Deutsche Gefahr“ ist damit schon wieder im Kommen!

Wer sich jedoch die Mühe macht, die deutsche Situation durch alle Nachkriegsfassaden hindurch zu sehen, bekommt ein völlig anderes Lagebild. Der erschütternde Befund lautet dann: Deutschland ist untergegangen. Deutschland ist untergegangen wie jenes unvergessene Schulschiff „Niobe“ mit bestem Führernachwuchs an Bord. Die Besten sind tot. Wer heute Deutschland sucht, findet es nicht mehr. Er findet noch Deutsche, aber kaum den deutschen Gedanken. Er ist mitgesunken. Den Überlebenden bleibt nichts, als das gesunkene Deutschland zu bergen. In der Tiefe arbeiten sie an seiner Rettung. Unter schwierigsten Bergungsbedingungen ringen sie mit Hämmern und Ketten das kostbare Schiff in unermüdlicher Arbeit dem Meere ab. Sie arbeiten von früh bis spät wie Taucher an einem Schiffsrumpf. Aber geschieht es, um das Schiff zu bergen? Oder müht man sich so, um am Bergungsgeschäft reich zu werden?

Der Deutsche arbeitet heute mit aufsehenerregender Leidenschaft. Er tut es wie der Taucher ohne jeden Überblick. Ihm fehlen Horizont und Ausblick bei seiner Arbeit. Es ist eine Arbeit ohne Führung und ohne die Verpflichtung im Dienste eines überindividuellen Ganzen. Er verdient und

läßt verdienen. Was gilt ihm schon ein verpflichtendes Ziel? Der Deutsche hat sich von jedem Gemeinschaftsdenken auf sein Ich zurückgezogen, das nun immer mehr Erwerbsfett ansetzt und den Weg zum Wir nicht mehr finden kann, weil das mit zu beschwerlichen Opfern verbunden wäre.

Der Dollarspeck auf den Rücken vieler, die einmal Deutsche waren und sich heute auch noch so nennen, macht nicht den Eindruck der glücklichen Zufriedenheit und Seelenruhe, wie sie der Maitreya-Buddha der fernöstlichen Völker ausstrahlt. Er wirkt eher wie das krankhafte Sympton einer fehlgesteuerten Vorratswirtschaft, die den natürlichen Nachholbedarf übersteigert hat. Ein Deutsch-Amerikaner schreibt mit dem Ausdruck bitterer Enttäuschung über seine alte Heimat: „Wann gab es je so viel geistige Verwirrung inmitten neuer Autos, dicker Wiener Schnitzel, eleganter Toiletten und flüssiger Bilanzen? Wir sind stürmische Geschäftsleute. Deutsch zu sein, in bescheidener, ruhiger, geduldiger und fester Weise, ist heute kein Geschäft. Der Patriot, auch der maßvollste und uneigennützigste, ist ihnen ein gefährlicher, störender Bursche" („Sonntagspost", Winona, 23. Januar 1955).

Seit Deutschland in die Tiefe gesunken ist, hat sich das deutsche Volk in eine Fülle von Arbeitsmonaden aufgelöst. Es gibt für dieses Volk in der Auflösung keine Gemeinschaft mehr, in der alle einer großen Aufgabe dienen und sich für sie aufopfern. Für die deutsch Gebliebenen ist das Überleben eine Qual. Nur der Gedanke an das Vermächtnis der für Deutschland Gefallenen verpflichtet sie. „Ihrer die Wunden, unser die Narben! Wir leben schwerer, als jene starben." So schrieb Börries v. Münchhausen beim Anblick einer Gefallenentafel in der heimatlichen Schloßkirche nach dem ersten Weltkrieg. Diese Worte drücken auch das Empfinden derer aus, die den zweiten Weltkrieg überlebt haben

und mit Hölderlin noch heute bekennen: „Dir ist, Liebes, keiner zuviel gefallen!"

Es gibt Deutschland heute weder als Arbeitsgemeinschaft noch als Schicksalsgemeinschaft. Was noch an Gemeinschaftsverhalten sichtbar wird, erinnert an das Gebaren von Gefangenen hinter Stacheldraht: Jeder tut notgedrungen, was er muß. Niemand meldet sich freiwillig zu einer Dienstleistung, die ihm keine Vorteile bringt. Der Geist der Freiwilligkeit ist dem Grauen vor der Dunkelzelle und vor anderen Quälereien gewichen. Jeder fühlt sich in der geregelten Unfreiheit ständig bedroht und versucht der Verschlechterungsgefahr mit der Ergatterung kleiner Vorteile oder sicherer Posten auszuweichen. Er ist um möglichst gute Beziehungen zur Lagerleitung bemüht, damit die Verpflegung so bleibt, wie sie ist, und nicht noch härtere Maßnahmen das Leben weiter erschweren. Niemand denkt daran, die Lagerleitung als eine Führung anzuerkennen. Das Lager ist nicht seine Heimat, die Arbeit kein Dienst. Man ist Gefangener im Gewahrsam fremder Mächte. Das ist der Deutsche heute.

Was Japan von Atombomben erlitten hat, ist an uns vorübergangen. Wir haben die Massenvernichtung auf den Dresdener Elbwiesen und die Heimataustreibung der zwölf Millionen erlebt. Wir haben sie immer vor Augen, auch wenn wir uns wegen der so überaus beklagenswerten Judenvernichtungen Vorwürfe machen. Allerdings werden wir dabei das Gefühl nicht los, als mache man diese Verfehlungen zu einem deutschen Schuldkomplex, um mit ihm Deutschlandpolitik zu treiben. Der Deutsche soll vor Schuldgefühlen und Selbstanklagen seine Nachkriegssituation als gerechte Strafe ansehen und soll an der in keinem einzigen Punkte geringeren Schuld der andern vorbeisehen.

Es ist keine Mischung zwischen dem Erhabenen und dem Entsetzlichen mehr möglich, wenn man sich erinnert, auf

welche grausige Weise das in der „freien Welt“ so laut verkündete Atomzeitalter eröffnet worden ist. Es ist auch kaum noch der Vergleich mit den grausigen Vernichtungstaten am Platze, die das Kolonialzeitalter eröffnet haben. Es ist jenes Zeitalter der Conquistadores, dessen Selbstentschuldigung die Wahrheit wurde, daß alle großen historischen Verwandlungen brutal ablaufen, so brutal wie etwa das Blutbad von Amritsar am 13. April 1919, als der englische General Dyer in die Masse indischer Freiheitskämpfer MG-Garben hineinjagen ließ.

Nicht minder grausam als der koloniale Völkermord an Mexikanern, Indianern, Buren, Indern und der Atombombenmord an Japanern ist die 1945 planmäßig begonnene Atomisierung des deutschen Volkes durch eine zwangsweise Entpatriotisierung. Diese geistig-seelische Unfruchtbarmachung des deutschen Volkes war die abgemilderte Form des in Amerika konzipierten Kaufmann-Planes, der die Zwangssterilisierung der deutschen Bevölkerung durch 20000 Ärzte vorsah, um „in einem Zeitraum von zwei Generationen die Vernichtung des Germanismus und seiner Träger zu einer vollendeten Tatsache zu machen“. Aus Millionen von aufrechten Deutschen suchte man 1945/46 die Mitschuld am Judenmord und andern Verbrechen in rechtsfremden Verfahren herauszufragen. In Wirklichkeit sollte den Trägern des vaterländischen Gedankens die Vaterlandsliebe gründlich ausgetrieben werden. Mit dem geistig-seelischen Zerstörungswerk der Entpatriotisierung ist das Atomisierungszeitalter des Neokolonialismus eröffnet worden. Aus Patrioten machte man Verbrecher, aus ganz Deutschland eine politische Irrenanstalt.

Auf diese Weise wurde den überlebenden Deutschen ihr Vaterland zerstört und die Vaterlandsliebe in einen pathologischen Selbstbeschimpfungszwang umgewandelt. Kein Wunder, daß der vaterländische Gedanke wie das Feuer

gemieden oder wie eine romantische Schwärmerei belächelt wird. Kein Wunder auch, daß die auf einem kahlen Felseneiland großgewordene Jugend nicht weiß, was ein Wald ist. Die Vaterlandsliebe ist für sie höchstens ein abstraktes Problem, als gäbe es nur noch eine abstrakte Jugend, nur noch abstrakte Kunst und nur noch abstrakte Politik, aber keine Deutschen mehr, die sich zu ihrem Vaterland bekennen.

Wenn Deutschland jemals wieder den Weg zur Höhe und zu gesunden Lebensverhältnissen finden will, so muß es den Vaterlandsgedanken durch die Zeit seiner Wüstenwanderung hinüberretten. Und es muß diesen Gedanken davor bewahren, zu einer Stammtisch- und Propagandaangelegenheit zu werden. Vaterlandsliebe ist weder ein Problem noch ein Gesprächsthema, sondern eine sehr schlichte und selbstverständliche Lebenstatsache. Sie ist bei einem gerade gewachsenen Menschen, der seine Heimat liebt, Vater und Mutter achtet und seine tägliche Pflicht tut, eine Lebensvoraussetzung. Vaterlandsliebe versteht sich für gesunde Menschen in einem gesunden Volke von selbst. Sie ist wie die Gesundheit ein kostbares Gut.

Ein Verdienst und weit mehr als eine Pflicht ist die Vaterlandstreue. Es ist die Treue in jeder Lage, die Treue auf den Höhen des Erfolges und die Treue in den Tiefen der Niederlage. Unter Belastungen erst wird die Treue zu einer Tugend, zum Kennzeichen von guter Art, von geistig-seelischer Tüchtigkeit.

Vaterlandstreue gehört zu den schwersten Aufgaben, wenn es gilt, im Erfolg schlicht und besonnen, fest und unberauscht zu bleiben. In solcher Lage festigt sich die Vaterlandstreue zur Treue gegen sich selbst und wird dadurch zum schönsten Ergebnis der Arbeit an sich selbst. In der Phase des Niederganges und der Not wird aus der Treue zu sich selbst die Treue um der Treue willen. Ohne Treue hat

der Vaterlandsgedanke kein Fundament. Die Treue um der Treue willen ist keine Vernunftpflicht, sondern wie der Takt immer eine Herzenspflicht. Zu ihr gehört, auch wenn man viel, ja mit Ausnahme von Ehre und Edelsinn alles verloren hat, das Absehenkönnen von sich selbst, von seiner persönlichen Lage, von seinen persönlichen Zielen und Hoffnungen, von seinen Ambitionen und Aussichten. Zur Treue um der Treue willen gehören Selbstzucht und Selbstlosigkeit. Treue und Selbstsucht schließen sich aus.

Wer an der Treue zum Vaterland scheitert, trägt einen Schaden in seiner Seele. Dieser Schaden wird nicht selten zum Verrat. Verrat ist eine Mischung von Trotz und Egoismus. Der Verräter drängt um so mehr zu Macht und Wirkung, je mehr er sich verdrängt und ausgeschlossen fühlt. Der Verräter leidet stets an Selbstüberschätzung. Sie steigert sich bis zu einem krankhaften Geltungs- und Sendungsbewußtsein. Unsicher in sich, empört über die erfahrene Nichtachtung, brütet er über seinen Plänen, die von Rachegedanken erfüllt sind. Seine innere Unsicherheit ist so groß, daß er den Einsatzentschluß nicht finden kann und ihn darum wie eine bedrückende Entscheidungslast vor sich herschiebt. Die Angst vor dem Erfolg seines Verrates verursacht den Sprung in seiner Seele. Sie macht ihn zu einer innerlich gebrochenen Existenz.

Der Verräter bringt seine gesamte Umwelt durcheinander und in höchste Lebensgefahr. Vom Angstdruck gepeinigt, weicht er in die Glorifizierung seiner Meintat aus. Um sich zu entspannen und zu entlasten, braucht er die Beziehungsperson. Sie ist die Verwandlung des angstbedrängten Ich in ein schuldiges Du, in der aus Selbstanklagen Anklagen werden und beim andern die Schuld gefunden wird, an der er zum Verräter wurde. Selbst das erste Opfer seines Verrates, sucht er den andern zu seinem Opfer zu machen. Er klagt nicht bloß an, er verfolgt auch, richtet und straft,



Die Verantwortlichen für den Vernichtungsfrieden:
Molotow, Stalin, Roosevelt, Eden, Churchill



„Die Besten sind tot. Den Überlebenden bleibt nichts, als das gesunkene Deutschland zu bergen."

immer sich selbst, aber im andern. Und dies alles ohne Maß und ohne Ende, wie es das Kennzeichen einer angstkranken Seele ist.

Unversöhnlichkeit und periodische Wiederkehr von Anklagen und Verfolgungen, von Beschuldigungen und Verurteilungen zeigen immer an, daß die objektive Rechtfertigung des tief egoistischen Verrates der Aufwand zur Beruhigung der eigenen, vom Verrat gänzlich irregeführten Seele ist. Versöhnung kennt der Verräter nicht. Denn Versöhnung setzt Charakter, Seelengröße und den Gedanken an das Ganze voraus, dessen Wohl wichtiger ist als das eigene. Mit der Versöhnung bräche der Verräter zusammen. Er fiele auf der Stelle um, ein herztoter Mann, den der Schreck vor Strafe, das Entsetzen vor sich selbst und den Folgen seiner Tat umgebracht haben.

Der Verrat vermag die Treue als seinen gefürchtetsten Gegner nicht aus der Welt zu schaffen. Treue ist da, wo Charakter ist. Seelengröße und der Gedanke an das Ganze machen die Treue zu einer versöhnenden Kraft. Hierin liegt ihre rettende Bedeutung für ein Volk in Not und Niederlage. Ohne die Treue bliebe ein Volk in den Niederungen des Verrates. Die Treuen sind es, die das Vaterland retten. Die Ichhaften verraten es, wenn ihre Lebenswünsche nicht in Erfüllung gehen.

Es gibt in einem Volk immer nur wenige Verräter und weitaus mehr Treue. In den Treugebliebenen lebt Deutschland weiter, nicht in Widerstandsbewegungen und Geheimbünden, sondern in der tätigen Bereitschaft, alle Not, Last und Enge mittragen zu helfen und mit Hand anzulegen, daß sich die Not wende und der Gedanke des Vaterlandes noch einmal jene Gemeinschaft bilden hilft, die Verrat und Zwiespalt zerstört haben: ein in sich einiges Deutschland als das Vaterland aller Deutschen.

Mag es von diesen Treuen nur hundert auf eine Million geben. Sie genügen, um ein Volk bei seiner nationalen Tradition, bei seiner sozialen Verpflichtung, seinem Nationalbewußtsein und seiner Aufgabe in der nationalen Völkerwelt zu erhalten. Sie genügen, um den besten Teil der Jugend der Heimat, dem Gedanken des Vaterlandes und der Vaterlandstreue zurückzugeben. Sie allein können die Jugend aus der Wüste führen, wohin sie der Verrat brachte, damit sie mit den Wölfen heulen und auf allen Vieren laufen lernte.

Germania deleta? Auf der innersten Linie ist Deutschland niemals verlorengegangen. Auf der innersten Linie wird auch heute noch der Kampf um Deutschland als Vaterland im Herzen eines jeden Deutschen gekämpft. Es ist seine leidenschaftliche Zukunftserwartung, daß die Führungslosigkeit der Interimszeit bald ein sanftes, aber unwiderrufliches Ende nehmen möge.

Längst gibt es unter den Interims-Politikern solche, die die Größe der Aufgabe erkennen, das an seiner Vergangenheit zwiespältig gewordene Deutschland mit sich selbst zu versöhnen. Die Versöhnung mit der Vergangenheit ist das erste Zeichen der Gesundung und der erste Schritt zur deutschen Einheit. Wir Deutschen können aber erst wieder ein Volk werden, wenn wir uns mit den letzten 150 Jahren unserer Geschichte versöhnen. Ein einziger von Parteivorurteilen und Vergangenheitsaffekten freier Staatsmann ist jederzeit ohne ein anderes Mittel als das der Versöhnlichkeit in der Lage, die Wende zur inneren Einheit zu vollziehen und damit die größte Leistung der deutschen Geschichte zu vollbringen, aus Verrat, Zwietracht und Niederlage die deutsche Wiedergeburt hervorgehen zu lassen.

Wenn auch Staatsmänner heute so selten geworden sind wie Politiker zahlreich, so ist billigerweise nicht zu bezweifeln, daß es unter ihnen auch solche gibt, die ihre Aufgabe

wie eine schwere Last auf dem Herzen tragen. Sie erkennen, daß das innere Deutschland erst wiedervereinigt werden muß, ehe die Trennung der Teile ihr Ende finden kann. Ist doch im heutigen Deutschland kein einziges versöhnliches Wort zu hören. Nahezu alle Verantwortlichen leben in der ständigen Sorge um ihre Stellung, um ihr System, um ihr Subsidienwesen, um ihre Demokratie, so als wäre Demokratie ein einziges Pfründensystem. Die Ämtergebundenheit und das Subsidienwesen sind geradezu erschreckend ausgebildet. Sie erzwingen eine Staatstreue, die ebenso unehrlich wie unterwürfig macht. Sie schwächen die Staatsfundamente in einem Maße, daß jeder Machtwechsel wieder zu einem Gesinnungswechsel werden müßte, weil man kein höheres Ziel kennt als die Wahrnehmung egopolitischer Machtinteressen.

Gäbe es unter uns Deutschen von heute wenigstens eine Führerreihe, wie sie aus der Not der Besetzung durch Napoleon hervorging, Männer, die sich nicht mit einem dollargemästeten Nachkriegsstaat und seinen materiellen Errungenschaften brüsten, sondern aus innerstem Drang an das Erbe der Vergangenheit mutig, versöhnlich und nationalbewußt anknüpfen! Gäbe es wenigstens einzelne, die sehen, daß ihrem Volke nicht durch Vorleistungs- und Erfüllungspolitik, nicht durch Prosperität, nicht durch die Furcht vor der kommenden Patrioten-Internationale und vor allem nicht durch den heillosen Zwang zur Demokratie auf allen Lebensgebieten geholfen werden kann, erst recht nicht mit den kurzsichtigen und verbitternden Gesinnungskontrollen und Einschüchterungstaktiken.

Eine Muß-Demokratie wird stets nur den inneren Niedergang beschleunigen können. Sie ist statt durch gesundes Blut nur durch fremde Geldströme und Willensimpulse am Leben zu halten. Eine Muß-Demokratie von fremden Gna-

den macht aus Deutschland wirklich „ein Warenhaus“, in dem alles für Geld zu haben ist.

Es ist ein Irrtum, anzunehmen, daß es auf die Staatsform ankomme. Nicht auf die Staatsform, sondern auf die Führung kommt es an. Geradezu bedrückend wirkt es, wenn sich eine Demokratie so verabsolutiert, wie sie es ihrer Idee nach niemals dürfte. Eine Demokratie hat nur dann Sinn, wenn sie dem Volk den Weg freimacht und freigibt, nicht aber, wenn sie dieses Volk in diese Staatsform förmlich einmauert und es damit wie alle andern Systeme vor ihm an seiner freien Weiterentwicklung hindert. Das ist gerade die Lehre der letzten 150 Jahre, daß Volk und Führung an dem Zwang zu bestimmten Staatsformen schwerstens gelitten haben, als wäre die Staatsform alles, das Volk und seine schöpferischen Führungskräfte aber nichts.

Ob das Nachkriegsdeutschland eine Kolonie der Siegermächte bleibt oder sich frei weiterentwickelt, hängt davon ab, ob man es mit demokratischen Zwangsmitteln weiter daran hindert, die ihm gemäße Staats- und Führungsform zu finden. Es gibt heute nur noch eine Alternative: Entweder eine aus allen Systemen, Schichten, Parteien und Staatsformen hervorgegangene schöpferische Führung, die das Provisorium der Interimszeit durch eine umfassende Synthese aller Kräfte überwindet oder ein geknechtetes Deutschland. Ein Volk in der tiefen Not einer Niederlage braucht Führer, die seine Helfer, nicht aber seine Zwingherren sind. Volksvertreter können bei noch so gutem Willen keine Führer sein. Mögen sie von Volksgunst, Wahlgesetzen und Wahlmanövern viel verstehen, eine Führung sind sie solange nicht, wie sie sich zu Hütern einer Staatsform machen, an die sie mit ihren Posten, Pfründen und Funktionen gebunden sind. Es gibt zudem sehr zu denken, daß nach statistischen Untersuchungen der UNO 70 Prozent aller Politiker krank sind.

13. Kapitel

DER MISSHANDELTE DEMOS

Mit dem pathetischen Bekenntnis, daß alle Gewalt vom Volke ausgehe, empfängt jede Demokratie ihre Taufe. Aber sie hat damit allein noch keinen ehrlichen Namen bekommen. Ihr Leben lang ist sie auf das Prinzip der Doppelzüngigkeit als politische Methode angewiesen. Die Unwahrhaftigkeit begleitet sie daher wie ein Schatten. Wegen dieser Schwäche in der Anlage haben es Diktaturen mit der Überwindung der Demokratie so leicht. Ihre politische Methodik ist nicht nur direkter und weitaus erfolgreicher, sondern auch offener und von der nüchternen Logik bestimmt, daß wohl alle Substanz vom Volke ausgehen und daß man sie deshalb schützen und pflegen muß, daß jedoch das Volk in seinen gewachsenen Gliederungen und Schichten an der Staatsführung nur den Anteil zu nehmen vermag, den ihm eine aus der Gesamtsubstanz eines Volkes erwachsene Führungsschicht gibt.

Demos sind in den westlichen Demokratien die Bevölkerungsmassen der weltstädtischen Zivilisation. Sie sind nicht mehr die mit der vox viva erreichbare und erregbare Volksmenge zur Zeit der griechischen Stadtstaaten des Demosthenes oder des römischen Forums mit seiner Männerauslese und seinen ewigen Eckenstehern und Faulenzern, die jedes Straßenereignis umsäumten.

Der Demos war und ist niemals Person, aus so vielen Personen er auch besteht. Vielmehr ist er hoch oder niedrig

organisiertes Reaktionsvermögen. Seine Funktionen sind der Aufschrei und das eindeutige Begehren in den Urformen der Natur, ja des Tierreiches. Demos ist die Welt als Affekt, die Welt als Wille ohne Vorstellung. Der Demos schreit, brüllt, schweigt, stöhnt und jubelt. Er tut es hell empört, voll feindseligen Verdrusses, vom Leid gequält und vom befreienden Freudenrausch erfaßt. Wenn er sein Herz frei von Sorgen und Lasten fühlt, im Sieg und Triumph Höhepunkte des Lebens erreicht hat, ist er die große Zustimmung, das Ja des Willens zum Leben, die feste Hoffnung auf eine gesicherte Zukunft. Dann wird er ganz Vertrauen und Hingabe an alles Große, jubelt in ekstatischer Verehrung dem Größten zu und sieht in ihm den Liebling der Götter. Seiner Klugheit und Charakterstärke opfert er sich mit der ganzen Kraftfülle einer lebensvollen Substanz, überzeugt, daß sein Wille zu geschehen habe und bereit zu freiwilliger Einordnung in die Einheit einer zielklar geführten Nation.

Aus dem Demos wird das geführte Volk, aus ihm die Gefolgschaft. Aus ihm erwachsen Glaube und Vertrauen in die Kraft und Zielsicherheit seiner Führung. Der Demos will und kann nicht selber herrschen. Er will und muß geführt sein. Diese Erkenntnis ist das Fundament der Staatskunst. Im Wehrbereich ist die Einheit von Führung und Gefolgschaft das oberste Lebensgesetz, mit dessen Anerkennung oder Beseitigung der Kampfwert einer Wehrmacht steht und fällt. Staatskunst und Wehrkunst setzen den Besten und Tüchtigsten, das Genie oder das große Führungstalent voraus. Sonst können sie sich nicht verwirklichen.

Wird der Demos fehlgeführt und betrogen, dann grollt er empört laut auf oder tief in sich hinein. Dann murrt und meutert er. Der Vulkan beginnt zu beben. Versagt er sich als Gefolgschaft, dann zerfällt er als Volk in Gruppen und Parteien.

Dann läßt er sich nur noch zwingen, stoßen, quälen und bedrücken. Seinen Tiefpunkt erlebt er, wenn Volk, Heimat und Führung verlorengehen. Dann irrt er, jedes Individuum auf sich selbst angewiesen, wie in der Fremde führungslos umher. Es ist der Demos in der Gefangenschaft. Die Sehnsucht nach dem Vergangenen überfällt ihn. Der Gedanke an die Zeit, in der es anders und besser war, drängt ihn nach vorn, durch alle Hindernisse hindurch in die Freiheit und in eine bessere Zukunft. Er will zurück zu seinem Leben, seiner Sitte, seiner Art, zu seiner Heimat, zu seinen Heiligtümern. Nur nicht dem Fremden dienen!

Es gibt keine größere Qual für den Demos als das Fremde im Eigenen. Die Fremden haßt er als Zwingherrn. Doch lernt er mit dem Instinkt des Gefangenen für Chancen jeglicher Art schnell seine kleinen Vorteile wahrzunehmen. Er sieht das Übel in Komparativen und meidet den Superlativ. Er weiß sich als Einzelexistenz durchzuschlängeln. Aber er empfindet die Würdelosigkeit und Niedrigkeit solcher Existenz, die sich in der Gefügigkeit und Schmeichelei gegenüber dem fremden Unterdrücker in einem Zustand beklemmender Unehrlichkeit und Enge ausdrückt.

Ein ohnmächtiger Haß gegen das Fremde, gegen dessen Freunde und Helfer, bedrückt ihn, ohne daß er sich zu helfen weiß. Er weiß nur, daß der Fremde und seine Helfer ihn und sein Volk unterdrücken, daß sie ihn total beherrschen, ohne daß er diese Führung will und anerkennt. Er weiß aber auch, daß es das Ende seiner Existenz wäre, wenn er sich offen gegen die Fremdherrschaft auflehnte. So duckt er sich, bückt sich, um Schlimmeres und Schlimmstes zu verhüten. Er nutzt die ihm verbliebenen Selbstbehauptungsmöglichkeiten zu seinen Gunsten, beätzt in zersetzender Kritik die Härte der Fremdherrschaft und höhlt sie langsam mit der Stetigkeit des hämmernden Tropfens aus.

In seinem Innersten trauert der Demos in der Knechtschaft. Unheilsvisionen entstehen in ihm. Aus der verborgenen Welt seiner hochgestauten Lebenswünsche heraus suchen seine Visionen nach einem Weg ins Freie und werden zu Zeugen seiner Qual. Viele blicken finster. Es sind die festentschlossenen Schweiger, die mit Mühe die Vulkanfeuer ihrer Hoffnungen verbergen.

Im Zustand der Knechtschaft gerät der Demos in die Auflösung. In der Knechtschaft will der führungslose Demos kein Forum. Er will sich nicht verraten, um sich desto besser verbergen und verstellen zu können. Er antwortet dem Unterdrücker mit derselben Unwahrhaftigkeit, mit derselben Zweideutigkeit und Doppelzüngigkeit, mit der ihn dieser als „Befreier" behandelt, in Wirklichkeit jedoch ihn zwingt, quält, erpreßt, belauert und beherrscht.

Kommt die Stunde der Befreiung, dann jubelt der Demos, dankt er dem Befreier. Seine Vertrauenskundgebungen gelten wieder dem Tüchtigsten und Besten. Denn von keinem hat der Demos größeren Nutzen als vom Aristos, der ein Sohn des Demos ist.

Der Demos ist bald passiv, bald höchst aktiv. Immer aber äußert er sich als Affectivum mit Freiheitsdrang und Knechtschaftskummer. Nur im Freisein von jeder Verknechtung wird er zum Aktivum, während er im Zustand der Freiheitsberaubung und der Unterdrückung seines Eigenlebens zum Passivum wird, unerreichbar für alle, die ihn mit einer fremden Vorstellung aktivieren wollen.

Während der Diktator und der Monarch dem Demos unmittelbar als Aristoi gelten, deren Würde und Machtstellung ihre Lebenswurzeln im Demos haben, bietet sich der Tribun in guten und in schlechten Zeiten dem Demos als einer der Ihren an. Hemdsärmlig und massentümlich im Gebaren, sucht er den Schein seiner Herkunft als Gleicher unter Gleichen zu erhalten. Als einer, der nicht viel mehr

sein will als der andere, will er nur Leidensgenosse, Mitausgebeuteter, Mitbesiegter, Miterpreßter wie jeder andere auch sein. Er will gewissermaßen nur auftauchen, um hinauszurufen, was der Demos ist und will, und dann bescheiden als Glied unter Gliedern, als treuer Sohn des Demos wieder untertauchen. Er macht klar, daß er es sei, der dem Demos zu seiner wahren Bedeutung verhelfe. Ohne ihn, den Tribunen, werde der Demos nur mißbraucht. Ohne ihn könne er keine gezielte Gegenwirkung entwickeln. Als ein Funktionär des Demos will er gelten, nur Sprachrohr, Stimme, Wille gegen „die da oben“ sein, die die Führung für sich wollen und doch nichts als Knechtschaft bringen, nichts als Leid, Not, Verdruß, Sorge, Aussichtslosigkeit und schließlich das Ende.

Der Tribun will als Stimmungskenner immer recht haben. Er will allen politischen Ereignissen, Strömungen und Stürmen gewachsen sein. Seinen Auftrag leitet er aus der Zustimmung der Mehrheit ab. Aus den Spargroschen des Demos hat er sich eine Tätigkeit als Volksbeauftragter und zur hauptamtlichen Ausübung dieser Tätigkeit schlichte Volkspaläste geschaffen.

Ist der Tribun in seiner Stellung konsolidiert, dann erkärt er dem Demos, es müßten noch viele Funktionen geschaffen und entwickelt werden. Das Ziel sei die Demos-Herrschaft. Der Demos selbst solle und wolle herrschen. Er wolle sich selbst führen. Er brauche nur zu wollen. Sein Wink sei dem Funktionär Befehl. Und Funktionäre gebe es für alle Wünsche des Demos. Alle Wünsche und Richtungen würden berücksichtigt. Die Einheit sei Tyrannei. Erst in der Vielheit käme die Mannigfaltigkeit der Wünsche zur Geltung und so in der Mannigfaltigkeit die Kräfte zur Wirkung oder Gegenwirkung. Meistens höben sich die Kräfte auf und eine feindschaftsfreie Einigkeit gestatte dem Prinzip der Funktionäre, stets den Meinungsfrieden zu

wahren und auch mit der natürlich immer notwendigen Opposition zur schließlichen Harmonie zu kommen.

Das Hauptkampfziel des Tribunen und seiner Funktionäre ist die Selbstsicherung, der Kampf gegen Aristokratie, Diktatur und Monarchie. Die Führung von oben muß durch die Führung der Funktionäre als Beauftragte und Sprecher des Demos beseitigt werden. Und nun vollzieht sich, was jedermann in der Welt bei jeder Wahl miterleben kann: Der Demos soll sprechen und seinen Willen bekunden. Die Wahlen ergeben den objektiven Volkswillen. Aber es spricht nicht dieser Volkswille, sondern es sprechen die „seinen Willen“ aus, die vor jeder Wahl schon da sind. Sie sind es, die dem Demos ihren Willen, ihre Idee, ihre Herrschaft aufzwingen und die Unehrlichkeit dem Demos gegenüber zum System machen. So entsteht ein System der fortgesetzten Verführung und Fehlführung.

Funktionäre ermitteln, um eine Demokratie als Herrschaft des Demos über sich selbst zu werden, alle Lebens- und Zielrichtungen des Demos. Darauf teilen sie in stillem Einverständnis oder nach heftigen internen Auseinandersetzungen die Funktionen unter sich auf. Funktionäre gliedern den Demos nach seinen Wunsch- und Willensrichtungen in Parteien. Das Prinzip der Aufteilung des Demos ist das Grundprinzip der Demokratie. Die Demokratie lebt von der Spaltung der gegeneinander gerichteten Teile des Demos. Sie sieht darin ihre geradezu methaphysische Rechtfertigung. Der Einheitsgedanke ist dem Parteitribunen tief verdächtig und verhaßt. Er nimmt ihm sein Delos und sein Olympia. Ohne Aufteilung kann er nicht zur Mit-Herrschaft, zur Teil-Herrschaft kommen. Denn Demokratie ist immer nur Herrschaft von Teilen des Demos über diesen selbst, also Teilführung um der Parteitribune willen, keine Einheitsführung. Würden sie doch bei dieser möglicherweise nicht berücksichtigt werden oder ganz ausfallen.

Seinen grimmigsten Feind sieht der Tribun im Imperator. Der Imperator hält nicht viel von Tribunen. Denn der Tribun versteht nichts von Führung in der Einheit. Der Tribun löst die Führung durch Aufspaltung der Einheit, durch die Selbstregierung der Teileinheiten auf und schwächt in den Augen des Imperators das Ganze nur, anstatt es zu stärken. Der Tribun hält seinerseits nicht viel vom Wehrführer. Der Wehrführer ist das Gegenteil von einem Volkstribun. Der Volkstribun will ein demokratisches Wehrunternehmen. Er begreift nicht, daß dieses zugleich Schwäche und Ende des Wehrunternehmens selbst bedeutet. In jedem Wehrunternehmen, das zum Erfolg führen soll, führt einer und die anderen gehorchen. Wehe der Flotteneinheit, die statt einem Kommandanten einem Parlamentsausschuß oder gar Soldatenräten zu gehorchen hätte. Sie ginge als Beute einer überlegenen Einheitsführung der Gegenseite unter. Das sind die Gesetze der Wehrwirklichkeit. Sie sind auch die Gesetze der Staatsführung.

Der geborene Staatsmann weiß, daß ein Volk mit seinen verschiedenartigen Begabungen sich als Pyramide aufbaut, daß die breite Basis die Spitze will und die Spitze ohne diese Basis und die tragenden Zwischenschichten nicht vorhanden wäre. Der geborene Staatsmann hält als klarsehender Realist nichts von Wahlen, die aus Mehrheiten eine Führung konstruieren. Er weiß, daß die Stimme eines Staatskenners nicht gleich der Stimme einer ehrenwerten Hausfrau oder einer überbeanspruchten Krankenschwester und diese nicht gleich der Stimme des in der Regel apolitischen Musensohnes zu werten ist. Aus Wahlen allein ist noch nie eine echte Führung, noch niemals eine befähigte und erfolgreiche Führungsschicht hervorgegangen.

In der Demokratie der Tribunen herrscht statt der verhaßten Harmonie der Führungs- und Gefolgschaftskräfte der unrühmliche Kampf der einzelnen Teile gegeneinander.

Dieser Kampf zerstört gerade die Einheit, die jeder gesunde Demos sein möchte und zu der er werden muß, wenn er sich in der Staatenwelt erhalten und in ihr einen geachteten Platz einnehmen will. Auch die Demokratie kann auf die Einheit nicht verzichten. Braucht die Demokratie die Einheit, weil es ohne sie nicht mehr geht, so bedient sie sich des Ausweichens in den Notstand. Die Demokratie wird dann regiert, als wäre sie ein Einheitsstaat.

Auch die Schaffung einer mit besonderen Vollmachten ausgestatteten präsidialen Spitze oder eines höchsten Staatsamtes mit autoritärer Linienführung ist das praktische Eingeständnis der zentralen Schwäche jeder Demokratie. Hier kündigt sich bereits der Wille zur Überwindung der Demokratie als eines funktionsuntüchtigen Staatsgebildes an. Dieser Wille macht aus der Demokratie ein Interim zwischen zwei gewachsenen Staatsformen, ein Übergangsgebilde, ein Provisorium. Ob man präsidiale Demokratie oder konstitutionelle Monarchie oder Führerstaat oder Diktatur sagt, eine Demokratie hält sich auf die Dauer so wenig wie eine als Diktatur gehaßte präsidiale Monokratie. Sie wird gehaßt, weil sie sich ihren Staatsaufgaben nicht genügend gewachsen zeigt oder weil sie eine Personenfrage zu einer Frage der Staatsform macht.

Es gibt nur eine Führung und Volk gemäße Staatsform: die Nation als Einheit von Volk und Führung. Wer diese Form verfehlt oder entstellt, mißhandelt den Demos und raubt ihm mit seiner Führung die Grundlage staatlicher Existenz. Volk und Staat leiden dann die größte Not, nicht als Mangel an Brot und Unterhaltung, sondern weil Volk und Staat auseinanderfallen und nur mühsam von konkurrierenden Partialmächten am Leben gehalten werden können. Schließlich sterben sie entweder in eine reine Markt-, Güter- und Geldwelt hinein oder sie fangen sich in einer Führungsform auf, die nicht mehr als Ausdruck des feind-

lichen Vernichtungswillens, sondern als leidenschaftlicher Wille zur Einheit und als einzige volksstaatliche Lebensgrundlage anzusehen sind.

Es gibt von der präsidialen Zwischenform der Demokratie aus nur zwei Wege: entweder den Weg zum Weltstaat oder den Weg zum Volksstaat. Der Weltstaat verneint den Volksstaat. Der Volksstaat dagegen meint den Staat als Nation unter Nationen. Er meint die gewachsene und alles Gewachsene bejahende nationale Lebensform im Gegensatz zur abstrakten, mathematisch-statistisch errechneten und technisch-statisch konstruierten Weltstaatsform. Ihr Anreiz besteht darin, daß sie bisher noch niemals verwirklicht werden konnte. Durch die raumüberwindenden Kräfte höchster Technizität konnte sie zur Zielsetzung einer Gruppe von Weltbankiers werden.

Die weltstaatliche Unterwanderung der Völker und ihrer Staatsformen ist längst in vollem Gange. Sie vollzieht sich nach den Gesichtspunkten eines monetären Führerprinzips. Dieses Prinzip fürchtet das nationale Führungsprinzip als seine schärfste Konkurrenz. Es ist diesem insoweit überlegen, als es den Einsatz höchster, ja aller Mittel nicht zu scheuen braucht. Denn über diese Mittel verfügt es mit souveräner Absolutheit.

Dieses monetäre Führerprinzip unterwandert indessen am erfolgreichsten die Demokratien. Es könnte darin nur noch von der Völkerunterwanderungspraxis des längst nicht so mächtigen klerikokratischen Führerprinzips übertroffen werden. Die Überlegenheit des nationalen Führerprinzips besteht allein in einer eigenwüchsigen Nationalkraft mit seiner Fülle von gewachsenen Werten und Ideen und in der Tatsache seiner in Jahrhunderten gewachsenen Führungsschicht, die sich durch Taten und schicksalhafte Leistungen konsolidiert, wieder auflockert und durch Zustrom aus allen Schichten eines befähigten Volkes anreichert.

Es wird viel darauf ankommen, ob die wirtschaftliche Führungsschicht in jedem Volke den Weg der Nation oder den Weg des Weltstaates geht, ob sie, obwohl geld- und wirtschaftspolitisch gebunden, dennoch den Weg der nationalen Tradition beschreitet. Geht sie den Weg der Unterwanderung des eigenen Staates mit dem Ziel, an die Stelle der Staatsführung eine ausschließlich monetäre Führung treten zu lassen, die in erster Linie eine Vertretung der Geld- und Wirtschaftsmächte darstellt, dann ist die Existenz des Volkes als nationale Einheit durch die Idee der Weltwirtschaftseinheit und deren absolute Herrschaft aufgehoben.

Hier liegt die hohe Verantwortung des mächtigen Teiles der wirtschaftlichen Führungsschicht in jedem Volke. Niemand weiß, wohin diese Kräfte sich wenden. Es ist die Frage, ob sie dem wirtschaftlichen Machttriebe oder der nationalen und sozialen Gemeinschaftspflicht folgen werden. Wohl ist der wirtschaftliche Machttrieb stärker als der nationale und soziale Gemeinschaftswille. Aber auch die Wirtschaftsführung kann auf die Gemeinschaft nicht verzichten, so wenig wie eine Wehrführung auf die Gefolgschaft. Hier liegt die Entscheidung. Bejaht die natürlich gewachsene Wirtschaftsführungsschicht die Einheit von Führung und Gefolgschaft, dann wird sie zu einem Teil der nationalen Führungsschicht. Bejaht sie nur das monetäre Führerprinzip, dann beteiligt sie sich an der Unterwanderung der volksstaatlichen Nationaleinheiten.

Es ist das revolutionärste Faktum des 20. Jahrhunderts, daß die westlichen Demokratien nach dem monetären Führerprinzip regiert werden und die demokratischen Apparaturen in ihnen nur noch als Andenken an ein veraltetes und unbrauchbar gewordenes Führungsprinzip gelten und als traditionelle Ladenhüter beibehalten werden. Das monetäre Führerprinzip bemächtigt sich mit jeder Wahl der präsidialen Spitze. Obwohl es dabei völlig legal vorgeht, handelt es doch im Geiste dem Gesetz der politischen Wahr-

haftigkeit zuwider. Es ist damit die vielleicht klügste, aber zugleich unehrlichste Führungsform und kann schon deshalb nicht als große Hoffnung auf eine weltstaatliche Führungsform gelten. Indem sie den Weg der heimlichen Machtausübung bejaht, fürchtet sie sich vor der Rechtschaffenheit und dem National- und Traditionssinn des mißhandelten Demos, der heftig aufbegehrt, wenn er erkennt, daß, wie sehr und warum er mißhandelt wird.

Es gibt keine Wahl in der Demokratie, die nicht den Geldgeber zum Wahlherren hat. Nur wer die Gehirne in riesigen Großaktionen beherrscht und formiert, und wer sie im Gleichschritt in Marsch zum Wahlziel setzt, trägt mit dem Wahlsieg den Triumph der Macht seiner Mittel davon. Riesige Geldmittel sind die Antriebskräfte der modernen Demokratien geworden. Sie sind nicht vom Willen des Demos, sondern vom Willen dessen abhängig, der sich des Demos-Willens bemächtigt.

Wir haben es hier mit der modernsten Form des Gefolgschaftswesens zu tun. Geldherrschaft und Geldgefolgschaft schließen sich sowenig aus wie Monarchie und aristokratische Gefolgschaft und Diktatur und Stände-Gefolgschaft. Wohl aber schließen sich Demokratie und Geldherrschaft aus. Es bestätigt sich damit, daß auch die Geldherrschaft und gerade sie sich an der Überwindung der Demokratie beteiligt. Nur tut sie es nicht im offenen Kampf, wie es der Haltung der Diktaturen entspricht, die Revolutionen oder Märsche machen, sondern heimlich, unehrlich, verdeckt, getarnt, verschlagen, in allen Formen der Umgehung der Wahrheit und des tatsächlichen Sachverhaltes. Ihr Führungsstil ist die Monokratie aus dem Hintergrunde des Mammutreichtums, der nicht aus einer Ahnenreihe fähigster Vorfahren, sondern aus der Expansionsmacht eines höchsten Nützlichkeitsprinzips, der arithmetischen Geldvermehrung ohne eine andere als die organisatorische und psychologische Großleistung

stammt. Man könnte diese heimlichen Beherrscher der Demokratie bewundern, wenn es die persönliche Bescheidenheit wäre, die ihr Hervortreten verhindert. Man könnte zugeben, daß sie neue Ideale aufrichten, nämlich Wohlstand und individuelle Entpflichtung von jeder Mitverantwortung und Gemeinschaftsforderung. Aber tatsächlich verführen sie den vom Geld beherrschten Menschen zu der Weltanschauung, daß sich Werte nur in Geld darstellen und daß das Leitbild des modernen Großstadtmenschen in einer luxuriös ausgestatteten, hochtechnisierten Umwelt zu finden sei. Der Gedanke vom gesunkenen Kulturgut, vom Gefälle aristokratischer Lebensformen zum Volk, verwirklicht sich heute in dem Gedanken vom weltstädtischen Luxusgefälle: An die Stelle der Vornehmheit ist der Luxus getreten. Beide sind so weit voneinander entfernt wie Adel vom Geldbesitz. Diese neuzeitliche Führungsform ist undenkbar ohne den Luxus des monetären und technischen Aufwandes. Hierin liegt ihre Macht, die Macht des Geldes als Wille zu Reichtum und Weltherrschaft.

Daß zur Wahrnehmung demokratischer Führungspositionen nicht Geist, Charakter, Verdienst und Ansehen gehören, Eigenschaften, die die Besten und Klügsten eines Volkes auszuzeichnen pflegen, sondern Geld, nichts als Geld für die kostspielige Beherrschung der Gehirne und beste Beziehungen zum Geldgeber, der sein Geld in den Händen anderer zum Machterfolg kommen sehen will, läßt sich heute nicht mehr verbergen. In diesen Führungspositionen wird für schweres Geld gedient und im Dienste des Geldes das Volk beherrscht.

Pflicht, Freiwilligkeit, Dienst, Sparsamkeit, Einfachheit, Natürlichkeit sind die Kennzeichen einer Lebensart, die den überzeitlichen Gegenpol zur Welt des Geldes und ihrer Beherrscher bildet. Es gibt keine größeren Gegensätze als den Feldherrn und Grafen Helmuth v. Moltke und den Welt-

bankier Bernard Baruch. Es gibt auch kein besseres Symbol für die Selbstauslieferung der Demokratie als die Allianz zwischen dem Weltbankier und Über-Präsidenten Baruch und dem Konkursverwalter des englischen Empire Churchill. Aber schon Stalin war kein Freund dieser Allianz, sondern ihr geschickter Nutznießer. Der antimonetäre Stalin wurde Sieger mit Hilfe der Macht des Geldes, was diesem Siege sowohl in der Kriegs- wie in der Weltgeschichte eine symbolisch-paradoxe Bedeutung gibt und der deutschen Niederlage den Charakter eines Molochopfers.

Nun kennt aber den Demos schlecht, wer Freiheit proklamiert und Luxus zum Lebensziel macht. Der Demos ist Kraft, Kraft, die sich in Arbeit umsetzt. Der Demos fragt gewiß erst nach der Freiheit, aber seine zweite Frage ist die nach der Gleichheit und vor allem nach der Gerechtigkeit. Die Justitia des Demos hat besonders scharfe Augen! Das alles macht den Demos zu einer furchtbaren Naturgewalt, vor deren Entfesselung sich der Selbsterhaltungsinstinkt des Geldmenschen fürchtet, da sie sein Ende und das seiner Herrschaft wäre. Die Gerichte, die diese Naturgewalt Demos abhält, sind harte Abrechnungen. Ihre Gerichte machen Geschichte. Sie haben der Völkerwelt schon manchmal ein neues Gesicht gegeben. Darum kommt alles darauf an, mit dieser Naturgewalt Demos fertig zu werden.

Es ist die Feder und ihre strategische Regiekunst, die die stärkste Stütze der Geldherrschaft ist. Ist sie Führungskunst oder einfallsreiche und doch in ihrer geistigen Instrumentierung beschränkte Technik der Massenbehandlung? Ist sie von Volksführung so weit entfernt wie die Wahrheit von der Lüge, die Vornehmheit vom Luxus, die Tapferkeit von der Feigheit und die Idee vom propagandistischen Einfall? Nicht zu leugnen ist die Tatsächlichkeit und die Breitenwirkung dieser Beherrschung der Gehirne, ohne die es keine Beherrschung von Menschenmassen gäbe.

14. Kapitel

DIE BEHERRSCHUNG DER GEHIRNE

Zur erfolgreichen Wehrführung gehört strengste Geheimhaltung. Verletzung der Geheimhaltungspflicht ist Dienstleistung für den Feind und darum Verrat. Wer sich im Kampf befindet oder ihn vorbereitet, muß verschwiegen sein. Verschwiegenheit ist eine Soldatentugend.

Geheimhaltung ist das Verbergen von Plänen voreinander. Weil aber der Gegner für seinen Plan den Einblick in die Pläne des andern braucht, wird aus der passiven Geheimhaltung der eigenen Pläne die aktive Erkundung der Pläne des Gegners. Man sucht sich seines Geheimnisses zu bemächtigen. Daher ist Abwehr Geheimnishütung und Geheimnisermittlung. Zur Geheimnishütung gehört Verschwiegenheit, zur Geheimnisermittlung ein Charakter, der diese gefährlichste aller Pflichten mit strengster Sachlichkeit und Diensttreue erfüllt. Denn hier ist jener Punkt, an dem eine Wehrführung die Führung verlieren kann, wenn Dienstanweisung und Diensttreue im Niemandsland des Geheimdienstes untergehen und der Verräter die eine Hand am Puls seiner Führung hat und mit der andern zum lähmenden Schlage gegen sie ausholt, bis er sich der Führung bemächtigt hat.

Der Geheimdienst ist der Mephisto jeder Staatsführung. Auch die Staatsführung hat ein so starkes Nachrichtenbedürfnis, daß sie die geheime Nachricht vor der offenen Mitteilung bevorzugt und meist auf Grund einer Geheimmel-

dung einer Lage die Akzente oder die zutreffende Analyse gibt. Dieses Abhängigkeitsverhältnis kennen die Geheimdienstbeauftragten. Verfolgen sie eigene Zwecke, so nutzen sie diese Abhängigkeit und schaffen sich mit ihrer Hilfe eine gefährliche Macht- oder Zwischenstellung. Wird der strenge Maßstab unbedingter Sach- und Diensttreue aufgegeben, so macht Mephisto die Meldungen und sein Faust endet tragisch.

Die Beherrschung der führenden Gehirne bedroht einen Staat auch dann, wenn nichtregierende Mächte ins Spiel kommen, die über „Freundschaften" mit Staatsmännern zu deren „Beratern" werden. In diesem Zusammenhange sind nicht bloß Einzelpersonen, sondern auch streng exklusive Clubs von größter führungssoziologischer Bedeutung für eine Herrschaftsform und ihre Planung. In solchen Clubs entscheiden sich nicht selten ganze Völkerschicksale. Ihr Machtmittel ist nicht wie beim Geheimdienst die geheime Nachricht und die geheime Quelle, sondern ihre subsidiäre Bereitschaft, jeden vorgeschlagenen Plan zu finanzieren. Es handelt sich um Planer von höchster Bestechungspotenz. Was sie anbieten, ist ein Subsidienwesen mit einem Verteilerschlüssel, der die gefügigsten Kräfte am besten versorgt, die spröden dagegen durch Übergehen wirtschaftlich ins Minimum drängt, bis sie zugrundegehen oder sich auch unterstützen lassen.

Für alle ist der Demos eine gefürchtete Urkraft. Seinen Willen darf man nicht brechen, sonst hört jede Energieleistung auf. Aber seiner Vorstellungswelt muß man sich bemächtigen und da er keine oder keine brauchbare Vorstellung zu haben pflegt, muß sie ihm vermittelt werden. Zu diesem Zwecke entwickelt man eine Technik und eine Industrie der Massenbeeinflussung. An ihren Erfolgen liest man die Richtigkeit der angewandten Methoden ab, bei Mißerfolgen korrigiert man sie.

Um Gehirn und Seele der Massen zu beherrschen, bedient man sich der Physiologie der Sinnesorgane, sowie der Kenntnis psychologischer und tiefenpsychologischer Vorgänge. Man sucht sich die 14 Milliarden Nervenzellen, die unser Gehirn enthält, zu unterwerfen. Man geht dabei von der Tatsache aus, daß jede Zelle bereit ist, mit andern zusammen eine Funktion zu übernehmen. Man sucht sich der von den Gehirnphysiologen angenommenen „Einbahnstraße" des Gehirns zu bemächtigen und die zahlreichen Leitungen, Ströme, Verbindungsmöglichkeiten und Lebensvorgänge in diesem feinsten und kompliziertesten aller Organe durch Reizeinwirkungen zu gezielten Reaktionen zu zwingen.

Es ist jedoch den Eroberern der Gehirne bisher nur gelungen, das Ohr zu erreichen, das Auge zu befriedigen und die Zunge zu gewinnen. In diesen drei „Einbahnstraßen" beherrschen sie den Verkehr, machen unaufhörliche Werbefahrten, wecken Bedürfnisse, befriedigen sie und sind im Endergebnis stolz darauf, daß eine Verkehrssperre, eine Entwöhnung oder gar der Entzug geradewegs mit einem Abstinenzkollaps der Gehirne beantwortet würde. Ohne die Erweckungsreize würden die Gehirngebiete von Auge, Ohr und Zunge teilnahmslos. Es würden Langeweile und Depression über die Massen kommen. Man muß sie fest in der Hand behalten, wenn es auch eines Millionenaufwandes bedarf, um den Leerlauf zu verhindern und die Gleichschaltung zu erreichen.

Nicht bloß Wehr- und Staatsführung haben ein Nachrichtenbedürfnis, sondern auch der Demos. Dem Witterungsvermögen der Tiere entspricht das Orientierungsbedürfnis des Demos. Er möchte Bescheid wissen und benötigt dazu Nachrichten und Mitteilungen, Urteilstützen und Meinungen. Er braucht den Kontakt mit dem Umweltgeschehen. Die Kontaktergebnisse bestimmen sein Verhalten. Er braucht wie ein Schiff ein Ortungsgerät.

Dieses Ortungsgerät des Menschen aus der Ferne zu bedienen und das Lebensschiff eines Menschen zu steuern, ist das Ziel aller Gehirnbeherrscher, der Politiker, der Geldherrn, der Nachrichtenfabrikanten und der Nachrichtenhändler. Die Fernsteuerung ist ohnehin das technische Ideal des demokratischen Zeitalters. Seine Verwirklichung läßt man sich viel kosten. Mit einem ungeheuren Aufwand an Geld- und Organisationsmitteln, aber auch mit einem Höchstaufwand an Begabungen des Wortes, der Linie, der Farbe und des Tones sucht man seine Ziele zu erreichen. Es sind nicht selten die intelligentesten und politisch gebildetsten Federn, die eine ganze Strategie der Gehirnbeherrschung entwickelt haben und von ihren Zentralen aus die großen Organe der Demoslenkung steuern.

Presse und Propaganda sind die neuzeitlichen politischen Führungsmittel geworden. Mit einem lückenlosen Instrumentarium, in dem die Lügen-, Verleumdungs- und Rufvernichtungs-Werkzeuge erheblichen Raum beanspruchen, unterstützen sie die Staatsführung. Nicht wer die Jugend hat, sondern wer die Presse und den Geheimdienst hat, hat die Zukunft. Das ist jedenfalls die in der westlichen Welt herrschende Meinung.

Aber es ist nicht leicht, die Presse zu gewinnen. Sie möchte frei sein. Sie möchte mit dem ihr eigenen Fingerspitzengefühl, das sehr subjektiv, irrtumsfähig und vielfach bedingt ist, die Leserbedürfnisse ermitteln, aber nur damit es nicht zu Abbestellungen kommt und keine Ressortverminderung aus Einsparungsgründen notwendig wird. Darum sucht sie möglichst viele Leser und jeden in seinem Interessengebiet zu gewinnen und zu halten. Die Mittel, mit denen sie das tut, verraten nicht nur ihre Methode der Gehirnbeherrschung, sondern auch ihre Einschätzung der Menschen in der Masse und als Masse. Sie glaubt nur mit schmissigen Reportagen, pikanten personalpolitischen Enthüllungen oder mit

der breiten Schilderung von Intimitäten, Korruptionen und Abnormitäten vom Verbrechen bis zu siamesischen Drillingen den Dauer- oder wenigstens den Gelegenheitsleser gewinnen und die Auflage, mit ihr die Einnahmen, steigern zu können.

Die Presse ist ein Geschäft, in dem die Politik gern vernachlässigt und mit Eigensinn behandelt wird. Was bleibt der Staatsführung, auch der demokratischen anderes übrig, als sie in Sold zu nehmen, damit sie ihre Talente und Erfahrungen in der Massenbehandlung und ihre besseren Federn der Politik als Geschäft zur Verfügung stellt? Zur Verwirklichung ihrer Führungsaufgaben braucht die Staatsführung die Presse als die Organe der Meinungslenkung, der Nachrichtenübermittlung, der Leitartikel- und Werbeaktionen.

Die westlichen Demokratien haben zur Intensivierung ihrer Massenführungsmittel ein besonders umfangreiches, weitgreifendes Subsidienwesen entwickelt. Daneben steht eine von privater Seite gelenkte Nachrichten- und Meinungsindustrie, die ebenfalls gewaltige Mittel auswirft. Diese Meinungsindustrie macht aus der politischen Beeinflussung und Meinungsbildung ein Groß-Geschäft. Sie wird damit zu einer politischen Macht, die mit der Staatsführung jederzeit konkurrieren könnte, wenn sie es nicht vorzöge, die Aufgaben des Staates mit zu übernehmen und auch das zum Geschäft zu machen. Man kann das Korruption oder auch ein reelles Geschäft nennen.

Daß es in den Demokratien eine „freie" Presse gebe, ist eine blanke Lächerlichkeit. Die Federn, die man braucht, werden angeheuert und nun haben diese Federn meist sehr kluger und erfahrener Männer einen Kurs einzuhalten, der ihnen durch ihre Tätigkeit in einer subventionierten Zeitung vorgeschrieben ist und von dem sie bei Verlustgefahr für ihre gutbezahlte Stellung nicht abweichen dürfen. Die Cha-

raktervollen unter ihnen und die Weiterdenkenden sehen darin nichts als politischen Sklavendienst. Aber nach ihren Bedenken wird kein Zeitungsverleger, der Subsidien erhält, fragen, sondern er wird sich die Fernsteuerung gefallen lassen, weil er damit ein besseres Geschäft macht und die Labilität des Geschäftes mit wankelmütigen Lesern nicht mehr als Betriebsrisiko einzurechnen braucht.

Auch hier ist der Stilunterschied zwischen der Presse eines demokratischen Staates und der eines autoritären bemerkenswert. Der autoritäre Staat schafft sich ein Propaganda-Ministerium und schaltet das Nachrichten- und Artikelwesen auf diesem Wege gleich. Der demokratische Staat beschimpft diese Einrichtungen der Gleichschaltung, zwingt aber durch Geldzuwendungen die Presse zur politischen Gefolgschaft.

Mit der nötigen Presse-Instrumentierung läßt sich jedes politische Unternehmen durchführen. Man ist dabei der Richtigkeit seiner psychologischen Vorausberechnung so sicher, daß man in der Lage ist, eine von allen geglaubte Wahrheit zur Lüge und eine Lüge zur Wahrheit zu machen, die als Lüge nicht erkannt werden kann, weil sie im Gewande der Wahrheit auftritt. Als mitten im ersten Weltkrieg von den Einkreisungsmächten der Kriegseintritt Amerikas mit allen Mitteln erreicht werden sollte, gelang es Clemenceau, sich 39 amerikanische Organisationen zu verpflichten und an Hunderte von Zeitungen Subsidien gehen zu lassen. Ihre Aufgabe sollte die Mitbeteiligung an der Greuellügen-Hetze gegen Deutschland sein.

Die Völkerverhetzung ist die grauenvollste Leistung der demokratischen Presse während der beiden Kriege gegen Deutschland gewesen. Wie die Presse den Ruf eines unbescholtenen Menschen aus Gründen des politischen Hasses rücksichtslos schänden kann und das bis heute gegen unerwünschte Figuren auf der politischen Bühne tut, so kann sie die Völker durch verhetzende Nachrichten und Meldungen

von angeblichen Greueltaten gegeneinander aufbringen. Man ist sich der Wirkung dieser Vergiftung der Völkerseelen bewußt. Denn man kennt die Macht der Lüge und die Schwierigkeit, gegen die als Wahrheit drapierte Lüge den Kampf für die Wahrheit erfolgreich zu führen.

Während die Lüge wie ein injiziertes Erregungsmittel in den Massen Fieberzustände mit den gehässigsten Phantasien hervorruft, sickert die Wahrheit nur langsam durch und wird erst sehr spät zur sauber fließenden Quelle. Wählt man die Greuelschilderung als Mittel, so deshalb, weil man die Reaktionseigenschaften des mit einer Greuelschilderung bearbeiteten Lesers und Hörers genau kennt. Der Leser denkt ichbezogen. Er leitet alles über seine Erlebniswelt. Er sieht sofort, wie auch seinen eigenen Kindern die Hände von den Deutschen abgehackt werden. Ihn plagt bei der Schilderung von Nonnenvergewaltigungen durch deutsche Soldaten der Gedanke an seine Frau und seine Töchter. Ihn verletzt die Nichtachtung der religiösen Sphäre. Und es empört ihn, wenn nach der Eroberung Antwerpens, nach einer Meldung des „Matin", die barbarischen deutschen Eroberer die belgischen Priester wegen ihrer heldenhaften Weigerung, die Kirchenglocken zu läuten, damit bestraft haben, daß sie sie „als lebende Klöppel mit dem Kopf nach unten an die Glocken" hängten.

Jede Greuelschilderung erreicht ihren Zweck: Sie erfüllt mit Ekel-, Angst- und Abscheuvorstellungen, mit denen sich das Gefühl der eigenen Hilflosigkeit und das verstärkte Verlangen nach Hilfe und Befreiung von solchen Gefahren, die nur das eigene Land und die eigene Regierung gewähren können, verbindet. Mit der Verängstigung des Menschen wird die Bindung an den Staat erzielt.

Die Angst sitzt, selbst wenn man ihr den Anlaß genommen hat, als Bereitschaft in der geplagten Seele eines Volkes. Sobald das Stichwort „Barbaren", „Hunnen", „Welt-

eroberung", „Herrenrasse", „Nazis" fällt, aktiviert sich diese Bereitschaft und die Feindschaft gegen ein anderes Volk erneuert sich nach Bedarf. Völkerverhetzung bringt das Seelenleben zu krankhaften Reaktionen, sobald der Anlaß auch nur von weitem und im Sinne einer bloßen Vermutung gegeben ist.

Es ist das Werk des Reporters Alfred Harmsworth, den die englische Krone wegen seiner Verdienste um die Propaganda gegen Deutschland zum „Lord Northcliffe" gemacht hat, zusammen mit dem dunklen Ratgeber Wilsons, „Oberst" House, die Weltpresse nicht nur mit Greuelmärchen und Hetzartikeln gegen Deutschland versorgt zu haben, sondern als englischer Pressekönig und „Director of Propaganda" auch das deutsche Volk gegen seine Führung aufgehetzt zu haben. Militarismus, Junker, Monarchie, Intimitäten, Kammerdienergeheimnisse, Homosexualität, Ämterkorruption, alles diente dazu, mit bewußten Lügen „Wahrheiten" zu verbreiten, die als Wahrheiten geglaubt werden, obwohl sie Lügen sind. Auf Northcliffe geht das infame Wort zurück, daß man den Deutschen nur 99mal eine Lüge als Wahrheit auftischen müsse, vom 100. Male ab glaubten sie die Lüge als Wahrheit. Einen übleren Presse-Zynismus kann es kaum geben. Aber der nüchterne Engländer hat damit doch auch eine Wahrheit ausgesprochen: Es gibt kein Volk, daß so bereit zu Selbstkritik, Selbstbezichtigungen und Schuldbekenntnissen ist, wie das deutsche Volk.

Diese Schwäche des deutschen Volkes haben die Einkreisungsmächte auch im 2. Weltkrieg ausgenutzt. Es wird nun der Wahrheitsforschung überlassen werden müssen, in welchem Umfang die beklagenswerten KZ-Greuel und die „6 Millionen Juden" den Tatsachen entsprechen und ob eine objektive Nachprüfung der KZ-Greuel zu dem gleichen Ergebnis kommt wie der amerikanische Publizist Warwick

Hester. Dieser hat festgestellt, daß es im Lager Dachau eine Vergasungs-Attrappe gegeben hat, die für Greuelausstellungszwecke hergerichtet, aber keine Vergasungsvorrichtung war. Er hat im Gespräch über die „6 Millionen" mit einem der Pressearrangeure festgestellt, daß es ursprünglich elf Millionen sein sollten, um die Schreckwirkung auf die Welt und Schuldwirkung auf das deutsche Volk zu erhöhen. Das wäre jedoch an dem Realismus eines Walter Lippmann von der „New York Times" gescheitert und man hätte sich auf „6 Millionen" geeinigt. Trotzdem behält jener Gesprächspartner von Hester Recht, wenn er erklärt, die Wahrheit könne die Wirkung dieser „6 Millionen"-Lüge im deutschen Volke niemals mehr beseitigen. Denn der Schuldkomplex säße für alle Zeiten fest, auch wenn das Judentum nach anderen Feststellungen im deutsch-besetzten europäischen Gebiet nicht 6 Millionen, sondern 365 000 betrüblicherweise verloren hätte.

Es gibt kaum ein besseres Beispiel als dieses für die Gewißheit aller Greuel- und Hetzfedern, daß sie mit ihren Lügen den schwersten Schaden in der Seele der Völker anrichten. Gegen diese Seelenverwüstungen gibt es keinen völkerrechtlichen Schutz, so human das wäre. Vielmehr legen die Demokratien als Virtuosen solcher Lügen- und Hetzfeldzüge diese mörderische Waffe der Zersetzung auch dann nicht mehr aus der Hand, wenn längst Waffenruhe herrscht und der Haß dem gegenseitigen Verständnis und der Verständigung Platz machen sollte. Jedesmal wenn ihnen ein bestimmtes Ereignis, eine Person oder ein Kreis unerwünscht ist, setzen sie diesen Haß- und Hetzmechanismus in Bewegung und die demokratischen Politiker warnen dann vor Nationalismus und vor der Zerstörung des Vertrauens, das man nur zu einem demokratischen Deutschland hätte.

Der Propagandaring um Deutschland ist noch immer geschlossen, solange es in den Völkern keine nationale Presse und keine nationale Politik gibt. Sie allein ist fähig, das internationale Presse-Subsidienwesen zu durchleuchten, ihm seine Völker-Vergiftungsmittel aus der Hand zu nehmen und den Völkern jenen Rechtsschutz zu sichern, den sie zur Verständigung von Nation zu Nation unbedingt brauchen.

Der Propagandismus der westlichen Welt ist von der Psychologie der Massen, wie sie Le Bon 1895 veröffentlichte, ausgegangen. Er hat diese, weit über Le Bon hinausgehend, entwickelt und auch die Erkenntnisse über das vegetative Handeln und Affektdenken verarbeitet. Damit hat diese Psychologie und der auf sie gestützte westliche Propagandismus seine absoluten Grenzen da erreicht, wo übergangslos die Masse aufhört und das Strukturbild sich völlig ändert. Die Beherrschung der Gehirne und Seelen gelingt nämlich nicht mehr, wo sie es mit der Vernunft eines schöpferischen und eines selbständigen Menschen von eigener Prägung und fester Fassung zu tun hat. Bricht der Propagandismus in deren Gehege ein, so wirkt er wie ein Popanz oder ein Hausierer, der mit Schnürsenkeln handelt. Man nimmt ihm gelassen seinen Kram ab, oder schickt ihn weg, aber man hält ihn für keinen Geschäftsmann, während der Popanz so durchsichtig erscheint und so altbekannt wie der ewige Clown im Zirkus: Seine Tricks sind immer die gleichen und es gehört nicht viel dazu, sie zu durchschauen.

Tatsächlich macht die Propaganda in der Politik immer dieselben Witze. Und doch gibt sie sich immer wieder als geniale Erfinderin. Wenn ein Regierender gestürzt ist, dann wird zuerst das Schlafzimmer geplündert, seine Schwelgerei und sein Reichtum der empörten und enttäuschten Masse gezeigt. Gleichzeitig wird flüsternd hinzugefügt, er sei ein Sadist oder ein Exhibitionist gewesen, habe Vorhänge von den Fenstern gerissen, in Teppiche gebissen, so

und soviele Geliebte gehabt, oder ein Doppelleben mit Doppelehen geführt. Das Ergebnis, das hier erzwungen werden soll, soll allgemeine Entrüstung und tiefe Enttäuschung sein. Die normale Urteilskraft kann über solche Methodik nur lächeln, zumal da sie sich so überzeugt von ihrer eigenen Genialität zeigt.

Jeder lebens- und welterfahrene Arbeiter und Handwerksmeister, jeder klar und nüchtern denkende Soldat, jeder kritisch Veranlagte hat es nicht schwer, das Lügen- oder Zweckgesicht einer Nachricht zu erkennen, die vorsichtigen Variationen eines konformistischen Leitartikels durch die bald bedeutenden, bald armseligen Stilkünste eines Zeitungsschreibers hindurch als die Stimme seines Brotherrn und dessen Geldgebers zu erkennen. Er bemerkt die aufgepulverte Müdigkeit in den Betrachtungen zur Lage, die Lustlosigkeit einer übernommenen und ausgeschriebenen Feder.

Es ist ihm vor allem klar, daß hier aus der ständigen Unzuständigkeit heraus autoritär geurteilt wird. Man gibt eine Macht vor, die in einer großen Redaktion so wenig wie in einer kleinen tatsächlich vorhanden ist. Immer nur machtlose Individuen halten die Redaktionsfedern in der Hand. Stark macht sie lediglich die Anlehnung an eine Autorität, der finanzielle Rückhalt. Jeder soll aber den Eindruck bekommen, als spräche hier ein Vertrauter des Kaisers, des Führers, des Präsidenten, des Kanzlers oder sonst eines höchsten Machtträgers. Es ist erborgter Glanz und geliehene Macht, mit denen hier so machtvoll geglänzt wird. Und es ist peinlich leicht, das Schwanken zwischen der Verpflichtung dem Leser als dem Nachrichten-Kunden gegenüber und dem Geldgeber gegenüber zu erkennen. In der Regel fällt einem das Sätzchen „Wes' Brot man ißt, des' Lied man singt" über den Erzeugnissen aller Propaganda ein. Ausnahmen sind nur die, die als echte Opposition einen Kampf gegen die herrschende Macht und deren Auffassung führen, wenn

es ihr nicht um die Sache einer machterpichten Gegenpartei, sondern um die Wahrheit und um die Nation als Ganzes geht.

Hier liegen die Versager und Schwächen aller Massenpropaganda, die sich typologisch allzu bald erschöpft: Wo die Masse aufhört, eine Masse von beziehungslosen und nur triebhaften Einzel-Ichs zu sein, und die vielen einzelnen ein eigenes Urteil, ein eigenes Bild und eine in hohen Werten verwurzelte Gesinnung haben, da ist die Propaganda am Ende und die Führung beginnt ihre völlig anders geartete Tätigkeit der Zusammenfassung, Bildung und Erziehung der anvertrauten Kräfte. Die Masse hört auf, wo die Nation beginnt. Und die Nation ist in der Bildung begriffen, wo in sich festgefügte, verwurzelte und heimatfreudige Menschen im Zusammenschluß der Kräfte unter einer nicht durch Machtstellung, sondern durch die Verkörperung höchster Werte überlegenen und vor allen andern ausgezeichneten Führung den einzigen Weg in die Zukunft sehen. Dieser Weg ist nicht mit Lügen und Greuelpropaganda, nicht mit flüchtigen Zustimmungseffekten, nicht mit Geld und Sklavendiensten gepflastert. Es ist der Weg der Überzeugung, daß nur das Festhalten und Entwickeln gewachsener nationaler Werte vor dem Untergang in den demokratisierten Massen der westlichen Welt bewahren kann.

Während die westliche Welt mit ihrem Mangel an nationalen Führungskräften in einem demokratischen Weltmassenstaat und in der Überfülle ihrer unbegrenzten Geldmittel versinkt, werden sich, wie die Völker des fernen Ostens unter ihren nationalen Führern, auch die Völker Amerikas und Europas erheben und den nationalen Gedanken als Rettung gegen den Untergang in Masse und Geld in neuen schöpferischen Formen verwirklichen. Daran werden auch die alterskarzinomartigen Erscheinungen wie der Zwan-

zigmillionen- und Zweitausend-Zimmer-Bau des größten und modernsten Auswärtigen Amtes der Welt, errichtet in dem abhängigsten und getretensten Lande der Welt und in der Vorstellung, damit eine neue Zeit einzuleiten, nichts ändern.

15. Kapitel

WELTSTAAT ODER NATION?

Die deutsche Geschichte stellt sich seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert in allen Lebensbereichen als ein Kampf zwischen Tradition und Revolution dar. Der Wille zur Verdammung und Vernichtung auf beiden Seiten hat den Abschluß dieses Kampfes durch eine Verständigung unmöglich gemacht. Weder der sittliche Appell noch die politische Gewaltlösung haben diesem kräftevernichtenden Kampf ein Ende bereiten können. Die Metternichsche Unterdrückungspolitik so wenig wie die Bismarcksche Entspannungspolitik vermochten den Dualismus der in alle Richtungen aufgespaltenen Führungskräfte zu jener Polarität der Kräfte umzuformen, die die Geschichte als schöpferische Gestaltung über die Geschichte als gegenseitige Vernichtung hinausführt und ihr eine Entwicklung zum Positiven überhaupt erst ermöglicht. Es ist die historische Leistung und Bedeutung des Nationalsozialismus, die kein gerecht und sachlich Denkender bestreiten kann, einer polaren Kräfteeinheit mit einer Politik der großangelegten Synthese von Tradition und Revolution erheblich nahegekommen zu sein.

Nachdem der Zusammenbruch von 1945 den Rückfall in den rücksichtslosen Vernichtungskampf der politischen Gegensätze, in Gewalt- und Unterdrückungspolitik gebracht hat, steht das deutsche Volk mit seinen aus allen Staats- und Parteisystemen der Vergangenheit hervorgegangenen

Führungskräften vor der unumgänglichen Aufgabe, eine Politik der schöpferischen Mitte zu finden oder wie bisher von einer Antithese in die andere, von einem Machtkampf in den andern, von einem Machtwechsel zum andern getrieben zu werden. Zwischen den bisher bedeutendsten Versuchen einer Gesamtlösung, zwischen der Politik der Entspannung und der Politik der Synthese liegt die Politik der Kontinuität. Die Politik der Kontinuität folgt dem Kräftestrom der Entwicklung, ohne die Quellkräfte und die Zuflüsse auszuschließen. Sie sieht nicht in den Einzelkräften, sondern in der Gesamtheit der Kräfte deren Sicherung und Steigerung. Sie kennt nur das eine Ziel, daß alle Kräfte der Nation, die als solche eine Aufgabe ist und bleiben muß, zu dienen haben.

Die Politik der Kontinuität beginnt da, wo Tradition und Revolution merken, daß sie aufeinander angewiesen sind und daß ihr Auseinandertreten in Traditionalismus und Revolutionismus Machtkampf bis zur Vernichtung des einen durch den andern bedeutet. Dies aber hieße die Tragik des 19. und 20. Jahrhunderts unbegrenzt fortsetzen. Tradition und Revolution können einander vor allem deshalb nicht entbehren, weil ohne sie das Kontinuum gar nicht zu ermitteln ist. Das Kontinuum ist der Kräfte*strom*, nicht die aus entgegengesetzten Richtungen kommenden Zuflüsse. Das Kontinuum ist die Gesamtheit des Volkes, ist die Nation als Einheit von Volk und Führung.

Wer sich als Staatsmann zur Kontinuität tätig bekennt, darf kein Richtungsvertreter und Extremist im Sinne des ausschließenden Gegensatzes sein. Vielmehr muß er seine Staatskunst in einer Kräfteökonomie beweisen, die die Tradition bejahend einbezieht und fortsetzt, die Forderungen von heute und die Zielsetzungen von morgen aber wie Instrumente behandelt, mit denen Gewachsenes und Gewordenes zum Segen des Ganzen im Geiste der Nation bear-

beitet werden. Eine kontinuistische, jedem Extremismus mit Sondermachtansprüchen ferne Staatsführung setzt keine Ideologie und keine von Parteien und Richtungen patentierte Staatsform, sondern eine praktisch kluge und eine im Sinne tiefster Einsicht in die geschichtlichen Entwicklungszusammenhänge und Kräfteströme gebildete überragende Staatsführernatur voraus, deren Herkunft aus dieser oder jener Volksschicht nicht so entscheidend wie ihr unbedingter, über allen Parteien stehender Wille zur Nation ist.

Eine solche Politik der Kontinuität ist auch unabhängig von geltenden oder nicht mehr geltenden Staatsformen. Die Staatsform wird in der Regel von Parteiprogrammen aufgezwungen. Sie ist das Ergebnis einer Machtübernahme, verliert jedoch wie die Parteien mit ihren Machtansprüchen in dem Augenblick ihre Bedeutung, in dem vom Gesamtvolk aus geplant und die Nation als staatsformendes Prinzip das Ziel wird. Darum geht es einer Politik der Kontinuität weder um Monarchie noch um Demokratie noch um Faschismus oder Kommunismus, sondern um die höchste Pflicht der nationalen Volkspflege, um das Pflanzen und Pflegen. Die Politik der Kontinuität ist eine gärtnerische Kunst, die wie der Forstmann in Jahrhunderten denkt.

Wenn Staatsführung und Volkspflege dasselbe sind, dann entwickeln sich neue Auslesemaßstäbe ohne den Kampfhahn-Standpunkt der Parteien. Sie bilden eine politische Führungsschicht heran, die der militärischen Führungsschicht, ihrer Sozial- wie ihrer Bildungsstruktur insofern entspricht, als auch für sie die Nation als Einheit von Volk und Führung das einzige praktisch erreichbare und ideell hochwertige Ziel jenseits aller ideologischen Richtungsstreitigkeiten ist. Beide Führungsschichten zeichnen sich durch Entwicklungsoffenheit aus. Sie müssen im besten Sinne modern sein, das heißt ständig an der Verbesserung ihrer Einsatzstruktur arbeiten und hierfür alle, aber auch wirklich

alle durchdachten, lebensfördernden und der Nation gemäßen Ideen aus Geschichte und Gegenwart verarbeiten.

Die Nation als Staats- und Lebensform der Zukunft ist die allen entwicklungsfreudigen Völkern gemäße Struktur, die Grundlage für gegenseitiges Verständnis und für die Verständigung von Nation zu Nation. Denn alle Völker sind gewachsene und lebensvolle Realitäten mit ihrer besonderen Eigenart, die auch sie ihrer Tradition und dem Segen einer kontinuierlichen Entwicklung oder einem Kampf um diese nationale Kontinuität verdanken. Sie in einen Weltstaat einschmelzen, wäre ein höchst gewaltsames, ja tödliches Unterfangen, letzten Endes eine Utopie oder aber eine Weltkatastrophe. „Geschähe das Unmögliche, würde ein ewig bestehender Weltstaat gegründet, so müßte das Menschengeschlecht den ewigen Frieden mit einem ungeheuren Preise erkaufen. Denn mit einem solchen Weltreich wäre die Freiheit dahin und mit ihr alles, was dem Leben Würde und Bedeutung gibt. Die Welt würde sich wie zur Zeit der römischen Herrschaft in einen ungeheuren Kerker verwandeln." Diese Worte schrieb der Lehrer Rankes, Tzschirner, im Jahre 1815.

Vor die Alternative Weltstaat oder Nation ist das deutsche Volk heute mit allen andern Völkern des Westens und des Ostens gestellt. Alle Völker sind sich des vernichtenden Schicksals bewußt, das für jedes einzelne aus einer falschen Weichenstellung folgt. Das deutsche Volk aber ist heute zum Volk des stellvertretenden Leidens geworden. An seinem Schicksal läßt sich seit 1945 ablesen, in welche Gefahren der Selbstentfremdung und Selbstenteignung ein Volk kommt, wenn es durch eine Niederlage zum Experimentierfeld von Gegnern wird, deren Ziel die Vernichtung der Nation und die Errichtung eines Weltstaates ist.

Es ist der Fluch des Zusammenbruches von 1945, daß er ein nahezu eineinhalb Jahrhunderte währendes Ringen um

die Nation als Einheit von Volk und Führung jäh unterbrochen, dieses Ringen weder abgeschlossen noch eine neue Entwicklung eingeleitet hat. Es war das Ziel gewisser Führungskräfte, die vor 1945 statt der mühsam errungenen Einheit den Zwiespalt zum Ziel hatten, nach 1945 diese Einheit in eine unheilvolle Vielheit aufzulösen. Das bedeutet nichts weniger als den Entwicklungsverlust von 150 Jahren härtesten Ringens um Einheit und Nation.

Es ist auf der anderen Seite ein Segen des Zusammenbruchs von 1945, daß er mit der Unzulänglichkeit einer dem besiegten Deutschland aufgezwungenen Lebens- und Denkform die Unfähigkeit westlicher Staatsführungen offenbar werden ließ und nachprüfbar machte. Denn dieses Versagen belehrt nicht nur das deutsche Volk, sondern alle Völker, vornehmlich die unterdrückten Völker darüber, daß jedes Volk auf seinem eigenen Wege sich entwickeln muß und sich nicht nach fremden Weisungen richten darf. Nur auf einem eigenen Wege, auf dem Weg zu sich selbst und zu seiner Zielsetzung, kann das deutsche Volk die gegenwärtige Störungsphase, die als Interim jede Kontinuität zerschlagen hat, überwinden.

Die letzten zehn Jahre beweisen, daß die Politik der westlichen Demokratien nichts weiter als der Weg zum Weltstaat ist. In Deutschland kann man heutigen Tages studieren, daß diese Politik zu einem monetären Weltstaat führt, der zwar Wohlleben und Luxus, aber mit dem beteiligten Geld den Verzicht auf jede eigene Entwicklung und auf jede Kontinuität bringt. Nur der Weltstaat braucht keine Kontinuität als Lebensgrundlage. Darum zerstört er sie, weil es keinen größeren Gegensatz für ihn geben kann, als den der Nation, die mit der Kontinuität steht und fällt.

Das deutsche Volk steht heute vor der Frage, wie es seine Kontinuität wiederherstellen kann und an welche Staatsform es sich anschließen soll. Deutschland wiederherzustellen,

kann nur dem gelingen, der im Anschluß an die Entwicklung der letzten 150 Jahre über alle bisherigen Führungssysteme hinaus und, ohne sie zu wiederholen, die deutsche Synthese zwischen Tradition und Revolution noch einmal findet. Er wird aber diese schon einmal versuchte Synthese vor einer Antithese im Sinne der Hegelschen Dialektik und damit vor den Fieberkurven des Machtwechsels nur bewahren können, wenn sie ihren dialektischen Charakter ablegt und zu einer langdauernden Symbiose aller nationalen Führungskräfte wird. Bis dahin wird es nur interemistische oder antithetische Gebilde geben, die auf der überholten, rückständig umständlichen, kostspieligen und schädlichen Parteigrundlage weder ein deutscher Staat noch eine deutsche Führung sein werden.

Eine dauerhafte Symbiose der aus allen Schichten und Systemen stammenden Führungskräfte wird sich anders als die vom Nationalsozialismus dargestellte Synthese und nicht durch Gleichschaltung bilden dürfen. Jede Gleichschaltung verhindert als Zwang die nötige Harmonisierung. Sie würde wie beim Nationalsozialismus auch nicht zur Harmonisierung, sondern wieder nur zu einer Pluralisierung der Führungskräfte, mit vielen Grundverschiedenheiten und Gegensätzlichkeiten der Zentralämter und Gliederungen führen. Dem Nationalsozialismus konnte es bei der kurzen Dauer seines Bestehens nur zeitweise gelingen, ein Gleichgewicht der Führungskräfte herzustellen. Dieses Gleichgewicht muß die Mindestleistung einer Symbiose, d. h. eines Zusammenwachsens und Zusammenlebens von an sich heterogenen und autonomen Organismen sein.

Eine solche Symbiose der Führungskräfte wird nie zustandekommen, wenn man alle monarchischen, sozialistischen, aber auch führungsstaatlichen Elemente ausschließt, anstatt sie zu Symbionten zu machen, sie also auf der gemeinsamen Grundlage einer Nation als Ziel aller Führungsarbeit gleich-

sam anzusiedeln. Auf eine andere Weise könnte der Machtkampf mit vernichtender Wirkung für Deutschland kein Ende finden. Es bliebe nur die Möglichkeit, daß von Zeit zu Zeit die Macht in andere Hände überginge, nachdem eine Antithese nach der andern als Regierungsprinzip versagt und ihre Gefolgschaft verloren hat.

Diesen Weg des Versagens gehen jetzt die Konfessionalismen, insbesondere die antinationale Klerikokratie, nachdem sie sich am Kampf um die Macht beteiligt haben. Sie werden nun ihre Führungsfähigkeit vor aller Welt bis ans bittere Ende beweisen müssen. Schon jetzt zeigt sich, daß die Tyrannei des Konfessionszwanges den konfessionalistischen Führungskreisen die erbitterte Feindschaft breitester Volkskreise eingebracht hat.

Eine durch das gemeinsame Ziel der Nation geeinte, aus allen entwicklungsgeschichtlich bedeutsamen Elementen bestehende Führung würde dagegen als moderner Führungskörper eine höchstbewegliche, ehrliche und sparsame Kräftegruppe bilden, die sich nicht in dem Ermüdungsmechanismus von Parlamenten durch zeitraubende und kostspielige Selbstbeschäftigungsmethoden ohne Ertrag für das Volksganze verbraucht.

Daß der monarchische Führungsgedanke noch durchaus lebendig ist, liegt keineswegs an der seltsam heterogenen Propaganda, die heute weniger für ihn, als für die ehemals regierenden Herrscherhäuser und für diese auch nur gemacht wird, weil man sich ihrer für eigene Zwecke bedienen möchte. Der monarchische Führungsgedanke ist ältestes deutsches und germanisches Traditionsgut. Der Princeps ex nobilitate ist über die Zeiten hin das Wunschbild geblieben, mit dem auch der ebenso alte wie unaufgebbare Gedanke des Dux ex virtute verbunden bleibt. Es ist kein Zweifel, daß der Nationalsozialismus mit einem Monarchen aus

altem Geschlecht an der Spitze und einem Kanzler mit der Verantwortung für die innere und äußere Staatsführung eine sehr viel belastungsfähigere Synthese geschaffen hätte, als er sie darstellte. Daß der Nationalsozialismus wie der Monarchismus nach 1918 aus dem Anti gedacht haben, hat das spätere Auseinanderfallen der nationalsozialistischen Synthese mit verursacht. Beides ist die Folge eines Verstoßes gegen das Gesetz der Kontinuität, das auch nach 1945 in so flagranter Weise verletzt worden ist und schon jetzt die negativen Folgen wirksam werden läßt.

Niemand wird der Wiedereinführung der Monarchie mit ihren alten Ordnungs- und Gesellschaftsformen ernsthaft das Wort reden können, der die Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts kennt. Das schließt jedoch nicht aus, daß sich der alte Gedanke des Princeps als Fürstengedanke erneuert. Fürst bedeutet der Erste, Oberste und Vorderste (im Englischen „first"). Dieser Gedanke ist stets wie beim Bamberger Reiter oder bei Otto I. oder Friedrich dem Großen mit der Vorstellung alter Nobilität, wie in Japan mit dem Tenno-Gedanken verbunden; es ist ein Gedanke, der ebenso unsterblich ist wie die Vorstellung höchster Befähigung und Tüchtigkeit in dem Begriff des Kanzlers.

Nicht minder wichtig ist die Rettung und die pflegliche Behandlung a l l e r jetzt so geschundenen deutschen Führungskräfte. Mit Ehrenerklärungen ist nichts mehr zu erreichen. Denn man fragt mit Recht, von wem sie kommen, und verzichtet auf sie in berechtigtem Stolz. Diesen Stolz soll man pflegen, obwohl er sich von selbst versteht. Man soll an ihm Maßstäbe gewinnen, die in einer Zeit der schamlosen Ämtersucht und einer charakterlosen Pfründenjägerei abhandengekommen sind. Heute wachsen Armut und Stolz auf einem Holz, nämlich auf dem Holz der Führungsleistung im Dienste der Nation.

Wir sind reich an solchen Vorbildern selbstloser Lebensleistung im Dienste der Nation. An ihnen sind die Maßstäbe für eine Auslese zu entwickeln.

Wir haben hier nicht zu fragen, wie heute Politiker sich selbst entdecken, nachdem sie sich in aller Stille an Machiavelli, dann an dem Kenner der, übrigens romanisch-lateinischen, Volksmassenseele, Le Bon, und schließlich, streckenweise wenigstens, auch an Marx inspiriert haben, vielleicht in einigen Prachtexemplaren sogar Bücher oder wenigstens römische Tagebücher geschrieben haben. Es gibt auch heute quer durch alle Parteien eine Reihe so vorzüglicher deutscher Führungskräfte, daß die Hoffnung auf ihre nationale Vernunft eine deutsche Weiterentwicklung nicht ausschließt und diesen Kräften die Aufgabe zufällt, den Anschluß an die Kontinuität wiederherzustellen. Leider sitzen auch sie in hochdotierten Ämtern und Stellungen, was die Sorge rechtfertigt, daß sie auf diese Ämterinvestitur nicht verzichten werden.

Zur Auslese und Pflege der kommenden Führungskräfte gehört vor allem die Erziehung zur Selbstlosigkeit und zu schlichter, sauberer Lebensführung. Es ist auch heute noch nicht alles Geldsache, wie der General Reinhardt schon 1927 in einem ähnlichen, aber nicht so glanzlosen Tiefpunkt der deutschen Entwicklung gesagt hat. Es wird höchste Zeit, daß die höchsten Staatsämter wieder Ehrenämter werden. Zu diesen Ämtern sind nur solche befähigt, die darin ihre höchste Ehre und einzige Lebensaufgabe sehen, sich selbst und ohne Entgelt im Dienste der Nation aufzuopfern. Von solchen sich im Dienste für das Volk verzehrenden Führungskräften würde eine starke Wirkung vor allem auf die gesamte Arbeiterschaft und auf die Jugend ausgehen, die heute im Ungeiste einer monetären Demokratie aufwächst und nur noch nach Geld, Fortkommen und Luxusdingen fragt, nicht nach nobilitas, nicht nach virtus, nicht nach Dienst,

nicht nach Selbstlosigkeit, nicht nach Treue, nicht nach Ehre, nur nach Geld und Genuß. Minister haben selbstlose Staatsdiener, nicht aber Empfänger höchster Staatsgehälter zu sein. Wir leben gewiß nicht mehr in der Zeit Friedrichs des Großen. Aber daß er seinen Offiziersadel nicht durch Geld und Pfründen, sondern durch die Bindung an eine von ihm als Fürsten garantierte Ehrenordnung schuf, ist überzeitliches Vorbild. General v. Steuben, aus der Schule Friedrichs des Großen hervorgegangen, schrieb, als er am 1. Dezember 1777 in Amerika eintraf, um sich für die Organisation und Ausbildung der Armee George Washingtons zur Verfügung zu stellen, an den Kongreß der 13 Vereinigten Staaten: „Der einzige Beweggrund, der mich diesem Weltteil zuführt, ist der Wunsch, einem Volke zu dienen, welches einen so edlen Kampf für seine Rechte und Freiheit ficht. Ich beanspruche weder Titel noch Geld. Mein einziger Ehrgeiz besteht darin, bei Ihnen als Freiwilliger einzutreten, mir das Vertrauen Ihres Befehlshabers zu erwerben und ihn in allen Feldzügen ebenso zu begleiten, wie ich während des Siebenjährigen Krieges dem König von Preußen folgte. Ich möchte gern mit meinem Blut die Ehre erkaufen, daß mein Name einst unter den Verteidigern Ihrer Freiheit genannt wird". Weder Titel noch Geld!

Aus der Zucht und Lebensordnung eines ausgelesenen Führungskreises gehen hart geschulte, von Bedürfnissen unabhängige, souveräne Naturen hervor. Durch solche Schule hat die Weisheit der katholischen Monarchie den höheren Klerus gehen lassen, dessen Sozial- und Bildungsstruktur zu den bedeutendsten Ausleseerscheinungen gehören. Es sind hier nicht Zölibat und Armutsgelübde gemeint. Zölibat deshalb nicht, weil er eine ausgelesene Führungskraft nachwuchslos verbraucht und den absoluten Verlust einer hohen Führungsbegabung bedeutet. Gemeint ist eine Geistes- und Seelenhaltung, die erkennt und tätig be-

jaht, daß führen verzichten auf alles heißt, was nicht zur Führungsaufgabe gehört.

„Es seyen allein die großen Exempel und die großen Muster, welche die Menschen erziehen und formen", war die Ansicht Friedrichs des Großen. Solche Vorbilder werden aber nicht ermittelt, wenn man Partei- oder System-Maßstäbe anlegt. Solche Vorbilder müssen vielmehr ein lebendiges Ethos sein, sollen an ihnen die Maßstäbe der Jugend sich bilden.

Erziehen können diese Vorbilder erst, wenn bereits eine Auslese von Führungskräften getroffen ist, die ein Sensorium für das ihnen gemäße Vorbild haben. Auslesen kann immer nur eine Auslese. Darum ist die Bildung eines Großen Generalstabes für die politischen Führungskräfte mit eigenen Staatsakademien in Zukunft notwendig, wenn die Kontinuität nicht nur vom Wehrführertum und vom Beamtentum klassisch dargestellt werden soll, sondern auch für den Bereich der Staatsführung.

Die Staatsführung muß endlich aus dem Stadium des ewigen Usurpierens, des Druckes nach unten und des Dranges nach oben, herausgelöst werden und es darf nicht mehr dem Zufall überlassen bleiben, ob jemand den Mut hat, sich mitten im politischen Chaos zu entschließen, Politiker zu werden und dann wie Cromwell, Washington, Napoleon und Hitler Ungewöhnliches zu leisten versucht. Es wird diese Genialen und ihren Aufstieg immer wieder geben müssen. Sie sind Schicksal, das kein Mensch und keine Institution verhindern können. Aber man kann weder in der Wehr- noch in der Staatsführung auf das Genie warten, sondern man muß durch Auslese-Erziehung vorsorgen, daß die weit überdurchschnittlichen Führungsbegabungen durch die denkbar beste Ausbildung sich an den ihnen gemäßen Vorbildern zu großen Wehr- und Staatsleistungen entwickeln können.

Kein Einsichtiger und Erfahrener wird leugnen können, daß das politische Dilettieren von Volksvertretern und Parteitribunen den politischen Bereich so verändert hat wie Abwässer einen Fluß. Mit einem Repertoire an immer gleichen Tricks, mit einem übermäßigen Aufwand an Worten und Kosten, ohne großes Format und ohne überindividuelle Zielsetzung, vor allem aber ohne jede für diese schwerste Aufgabe nötige Charakterschulung und handwerkliche Wissensbildung droht die Staatsführung zu einem Sammelbecken von Berufsuntreuen oder Berufsüberdrüssigen mit einem gefährlichen Geltungsdrang und einem hartnäckigen Absolutheitsanspruch unduldsamer und reizbarer Naturen zu werden.

Die Nation als künftige, auf Kontinuität zielende Staatsform darf darum nicht dem Gefälle von Zufallspolitikern überlassen werden. Sie wird vielmehr das Ergebnis einer Auslese und Spezialausbildung von Führungskräften sein müssen, die niemals von den Universitäten, auch nicht von Hochschulen übernommen werden können, da Hochschulen ausschließlich die Aufgabe haben, durch Forschung und Lehre wissenschaftlich geklärte Stoffe und Methoden an eine breite und vielfach geschichtete Auslese zu vermitteln, dagegen auf eine Charakterschulung verzichten müssen, die allein eine Staatsakademie mit strengsten Zucht- und Leistungsprinzipien bieten könnte.

Wenn fünf Generationen um eine Verfassung der nationalen Einheit gekämpft haben, so kann eine künftige Staatsform auf eine Nationalverfassung niemals verzichten. Aber diese Verfassung muß Errungenes und Erfahrenes zusammenfassen. Sie darf keine Programmatik enthalten. Sonst wird sie unrealistisch und zu einer Entwicklungshemmung, wenn nicht zum Tyrannen. Unmöglich ist eine Verfassung, die die Paradoxie zum Grundsatz erhebt. Unerträglich wird eine Verfassung, die die Machtstellung einer ideologischen Gruppe sichern soll. Sie führt unweigerlich zur Unehrlichkeit und zur

Revolution. Verführt aber eine Verfassung zur Unehrlichkeit ihr gegenüber, so führt sie zur doppelten politischen Moral.

Paradox ist eine Verfassung, deren Grundgesetz besagt — um nur ein besonders eindrucksvolles Beispiel zu nennen — daß Wissenschaft und Forschung volle Freiheit haben, daß sie aber ausdrücklich an die Treue zur Verfassung gebunden seien. Es ist eine höchst paradoxe Demokratie, die nur die Freiheit zur Bindung gewährt, die nicht einmal der Wissenschaft und Forschung volle und unbedingte Entwicklungsfreiheit zugesteht. Solche Maginot-Linien von Verfassungen, die Befestigungswerken gleichen und nicht den Geist der Freiheit und des Vertrauens verkörpern, sind nichts als Repräsentanten der Schwäche und des Mißtrauens, die dem hohen Alter niemand verübeln wird, die aber in der Stunde der Geburt eines Staatsgebildes den Eindruck einer todbedrohten Mißgeburt machen.

Die künftige Staatsform wird nur dann den Weg zur Nation freimachen, wenn Regieren nicht fortgesetzter Parteikampf ist. Das negative Regierungsgeschäft der Selbsterhaltung um jeden Preis verwirtschaftet die schöpferischen Energien schnell und läßt nur noch die nervös ermüdeten oder überreizten für die wirklich dringlichen Staatsgeschäfte übrig.

Bleibt die Frage, wie ein Staatsmann zum Staatsmann wird. Sie ist die wichtigste und für die Zukunft entscheidende. Wahlen sind weder eine Eignungsprüfung noch auch ein Ermittlungsverfahren. Die berufliche Herkunft ist nur der Beweis dafür, daß die Politik gegenüber dem Beruf die stärkere Anziehungskraft besitzt, es sei denn, es wird jemand von einer Auslese berufen und aus seinem bisherigen Beruf herausberufen. Doch pflegt das nur dann der Fall zu sein, nicht-egozentrische Auslesegesichtspunkte vorausgesetzt, wenn einer im Dienste der Nation Höchst- und Sonderleistungen und in seinem Persönlichkeitsformat hohe Über-

durchschnittlichkeit aufzuweisen hat. Man wird aber auch nach der Tüchtigkeit der Vorfahren, nach der überdimensionalen Arbeitsleistung, nach der Genialität der Menschenbeurteilung und der Sicherheit der Menschenbehandlung, nach der vornehmen Seelenhaltung und einem Höchstmaß an allgemeiner und spezieller, an innenpolitischer und außenpolitischer Bildung fragen müssen. Nicht Entrechtung, brutale Unterdrückung und verlogene Massenbeherrschung gehören zum Staatsmann. Erst die angeborene Vornehmheit des Wesens, umfassende Bildung, ein Höchstmaß an natürlichen Verstandeskräften und vor allem der Edelmut eines in jeder Schicksalslage sich bewährenden Charakters befähigen den Staatsmann, aus einem Volk eine Nation zu machen.

Wir Deutsche haben nichts so nötig, wie auf dem Gebiete der Politik das durchzuführen, was Scharnhorst zusammen mit Grolman und Clausewitz nach dem Zusammenbruch von 1806 in entschlossener Absage an die zeitgenössische Schwäche im Wehrbereich an Reformen durchgesetzt hat. Wie sich Clausewitz in seiner Bekenntnisschrift von 1812 feierlich von dem Geist der Schwäche und Charakterlosigkeit losgesagt hat, so sagen wir uns heute mit der einzigen Freiheit, die uns geblieben ist, mit der Freiheit des Mannesmutes, von dem Geist derer los, die das Recht beschworen haben und Unrecht tun, die unser Land gegen den Zugriff des Fremden schützen sollen und ihm einen Raum und ein Recht nach dem andern abtreten. Wir sagen uns los von solchen, die einem Gesetz zustimmten und uns eine Ordnung aufzwangen, die jede nationale Freiheit und den Weg zur Einheit der Nation unter die Strafe des Verfassungsbruches stellen, die den Friedensschluß innerhalb unseres Volkes verhindern und den ungeschriebenen Vernichtungsfrieden gegen Deutschland Schritt für Schritt verwirklichen.

In den Fesseln des Siegers und unter der Zwingherrschaft unversöhnlicher Parteien bekennen wir als Deutsche, die an

keine Partei mehr gebunden sind und sich an keine binden werden, zu der überzeitlichen Wahrheit Herders: „Ein Mensch, der sein vaterländisch Gemüt verlor, hat sich selbst und die Welt verloren." Als Deutsche, die sich zu Deutschland als Nation unter andern Nationen bekennen und in der Treue zur deutschen Entwicklung den Weg in die Zukunft sehen, rufen wir in unsere verknechtete Zeit hinein: Gebt den Weg zur Nation frei!

Die Tausend auf eine Million aber erinnern wir an den Fichteschen Imperativ, sich Charakter anzuschaffen. Denn Charakter müssen die haben und behalten, die an die Zukunft glauben.

Charakter anschaffen? Hat man ihn nicht und wird man nicht mit ihm geboren? Durchaus nicht! Charakter erwirbt sich der Mensch in einem Leben der Bewährung. In der Bewährung erfährt der Mensch, ob er auf Granit oder auf Treibsand gebaut hat. Die Wahl zwischen Stehen und Umfallen wird von uns selbst getroffen. Hier kann jeder beweisen, was er in sich hat und ob es eine Quelle in ihm gibt, aus der ihm die Kräfte zuströmen, die wie Herz, Kreislauf und Blut gegen die dauernde Abnutzung den ständigen Aufbau Zelle für Zelle und Organ für Organ betreiben. Jedem Volk gewährt das Schicksal nach einem Zusammenbruch eine neue historische Stunde. Aber es muß sich für diese Stunde der Wiedergeburt vorbereiten. Es muß im Zustande der tiefsten Erniedrigung und Auflösung zunächst innerlich aus den Fesseln der Unterdrückung, Aufteilung, der Überwachung und Verleumdung sich lösen. Es muß in sich eine Festung bauen und verteidigen, die uneinnehmbar bleibt, solange sie sich nicht selbst aufgibt oder sprengt.

Diese Festung in uns ist der Charakter. Er ist das Fundament von Granit, das keine Zeit und Macht zerstückelt, auf dem sich wohlgeschützt neues schöpferisches Leben, neues Selbstbewußtsein, neuer Stolz und der Wille zu der einen

großen Aufgabe entwickelt, die Zukunft als Nation zu gewinnen, nachdem die Gegenwart an die Zerstörer des nationalen Gedankens verlorengegangen ist. Charakter haben, heißt nicht, krampfhaft am Vergangenen festhalten und nur zurückschauen. Charakter und Starrsinn sind durchaus nicht dasselbe. Charakter ist alles, was sich ohne Bruch, ohne die erzwungenen Tribunale gegen uns selbst und gegen andere folgerichtig und wuchskräftig entwickelt. Charakter ist der unbedingte Wille zur Kontinuität, zur bruchlosen Bejahung des eigenen und des nationalen Lebens. Wo die schöpferischen Kräfte von Wankelmut und Anpassungssucht, von Interessenbindungen und Bequemlichkeiten sich freihalten, wo sie aus freien Stücken und treu der Überlieferung ohne starren Traditionalismus in sozialer Verantwortung dem Ganzen um ihres Volkes willen dienen, da wird Nation in uns, dem getretenen und aufgeteilten Volk, wiedergeboren. Dann ist die Gefahr des Untergehens gebannt. Es genügt, daß sich tausend auf eine Million — ohne Rütlischwüre auf eidgenössischen Bergen — als Freunde und Kameraden zu solchem nationalen Idealismus mit Geist, Leib, Seele und charaktervoller Tat bekennen. Das ist der sichere Weg zu einem neuen Aufgang. Die Stunde der Wiedergeburt selbst vermag niemand vorauszusagen. Fichte hat nicht gewußt, wie nahe er ihr war, als er seine Reden der napoleonischen Kontrolle unterwerfen mußte. Erst mußte er noch mit seinem König die zermürbende Flucht ins nationale Elend antreten, ehe die Stunde der Befreiung begann.

Die Zukunft ist immer Überraschung, ob sie nun die Katastrophe oder die Geburt bringt. Es wird auch bei uns weiser Persönlichkeiten bedürfen, den Wetterhimmel des Schicksals unvoreingenommen von Parteistandpunkten zu beobachten. Und es wird Aufgabe der Jugend sein, sich unabhängig von Geld und vom Einfluß einer herrschenden Partei auf die kommende Entwicklung innerlich vorzubereiten.

Von den tausend Zuverlässigen unter einer Million von Mitführern und Mitläufern aber muß verlangt werden, daß sie Deutsche und charaktervoll geblieben sind. Denn nur von Menschen mit Charakter kann die Kraft der Wiedergeburt zu einer Nation ausgehen.

ANHANG

Zu Seite 97 f.:

Aus den Grundsätzen der Burschenschaft vom 18. Oktober 1818

„Wir an der Wartburg versammelten Jünglinge aus vielfachen Gegenden Deutschlands haben wohl überlegt, sind überzeugt, stimmen überein, und haben beschloßen, wie folgt :

1. Ein Deutschland ist; soll seyn und bleiben. Wir können nicht glauben, daß Deutschland aus 38 Inseln bestehe. Wir Deutsche sind Brüder, wir wollen Freunde seyn. Wenn auf dem Schlachtfelde Deutsche gegen Deutsche kämpfen, so ist's Brudermord. Wer deutsche Krieger gegen deutsche Krieger führt, der ist des Brudermords schuldig.

Wir versprechen uns gegenseitig, daß wir uns nie mit den Waffen im Felde gegenüberstehen wollen; wir versprechen, daß wir nie gegen unsere deutschen Brüder im Felde fechten wollen; und machen uns anheischig, allenthalben, so weit wir vermögen, die Lehre zu verbreiten und zu verstärken, daß Kampf deutscher Krieger gegen deutsche Krieger fluchwürdiger Brudermord sey.

2. Wir vergeßen der für deutsche Freiheit gefallenen Kämpfer nicht. Wir sind überzeugt, daß, wenn je in Deutschland die Dankbarkeit gegen diejenigen, durch welche Gott uns errettete vom Joch des fremden Tyrannen, erlöschen würde, die Deutschen wiederum reif seyn würden, in fremde Knechtschaft zu sinken. Die Pflicht, den 18. October zu feiern, ist Pflicht jedes ehrlichen und frommen deutschen Mannes, jedes ehrlichen und frommen deutschen Fürsten.

3. Die Lehre von der Spaltung Deutschlands in Norddeutschland und Süddeutschland ist irrig und falsch, ist Lehre aus dem Munde eines bösen Feindes. Wir versprechen uns gegenseitig, diese Lehre zu bekämpfen, und das unsrige zu thun, um diese falsche Lehre und alles was künstlicherweise die Theilung Deutschlands noch mehr befördern könnte, zu bekämpfen und zu unterdrücken."

Zu Seite 157:

Aus Rankes Vortrag vom 25. September 1854 „Der ‚Fortschritt' in der Geschichte"

„Jede Epoche ist unmittelbar zu Gott, und ihr Wert beruht garnicht auf dem, was aus ihr hervorgeht, sondern in ihrer Existenz selbst, in ihrem eigenen Selbst. Dadurch bekommt die Betrachtung der Historie, und zwar des individuellen Lebens in der Historie, einen ganz eigentümlichen Reiz, indem nun jede Epoche als etwas für sich Gültiges angesehen werden muß und der Betrachtung höchst würdig erscheint".

Zu Seite 171:

Auszug aus dem Buch „The Expansion of England" von John Robert Seeley (1883)

„Es wird uns oft schwer, das Verhalten der Begründer des Größeren Britanniens zu billigen, soviel auch an ihren Errungenschaften zu bewundern sein mag; ganz abgesehen davon, daß alle ihre Handlungen sicherlich weniger widerwärtig und grauenerregend waren als das Vorgehen der spanischen Abenteurer. Aber ich schreibe ja auch nicht die Biographie dieser Männer, ihre Taten beschäftigen mich nicht als Biographen oder Moralprediger. Meine Aufgabe ist einzig die Darstellung der ursächlichen Zusammenhänge. Ich frage nur: Warum wurde diese Unternehmung begonnen und warum hatte sie Erfolg? Und ich stelle die Frage nicht etwa, um mit den Taten, von denen wir hören, ein Vorbild zu schildern, sondern nur um die Gesetze festzustellen, nach denen die Staaten dieser Welt entstehen, sich ausbreiten und gedeihen oder untergehen. Und weiter hoffe ich dabei jene schwere Frage zu klären, ob das Größere Britannien, nachdem es nun einmal besteht, wohl weiter blühen und ausdauern wird oder aber zusammenbrechen. Sie fragen vielleicht, ob wir sein Gedeihen überhaupt erwarten oder wünschen dürfen, wenn es unter Verbrechen geschaffen worden ist. Aber der Gott der Geschichte spricht darüber meist ein anderes Urteil. Eroberungen, die von einem Geschlecht wider Gesetz und Recht gemacht werden, gehen dem nächsten nicht etwa sicher oder auch nur in der Regel wieder verloren. Und da Regierung und Besitz durchaus nicht gleichzusetzen sind, so haben die Staaten auch keineswegs immer das Recht oder gar die Pflicht, einen zu Unrecht erworbenen Gewinn wieder herauszugeben. Die normannische Eroberung Englands war sicherlich wider alles Recht, aber ihr Staat gelangte zu dauernder Blüte und wir selbst haben unsern englischen Heimatboden von sächsischen Seeräubern geerbt. Der Rechtsanspruch einer Nation auf ihr Land geht meist auf sehr frühe Zeiten zurück und würde sich häufig auf Gewalt- und Mordtaten zurückführen lassen. Das Gebiet des Größeren Britanniens wurde im vollen Tageslicht der Geschichte und zum Teil durch unerlaubte Mittel erworben. Aber auch die andern Mächte und gerade die mit dem heute ältesten und am sichersten begründeten Besitz gelangten auf nicht weniger gesetz- und rechtlose Weise zu ihrem Staatsgebiet".

Zu Seite 174:

General Jodl über das Verhältnis des Generalstabes zu Hitler

„Die Ursachen dieser kleinmütigen Auffassung, die leider im Generalstabe des Heeres sehr weit verbreitet ist, liegen in Verschiedenem begründet. Zunächst fühlt er sich in früheren Reminiszenzen befangen, auch für politische Entscheidungen verantwortlich zu sein, anstatt zu gehorchen und seine militärische Aufgabe zu erfüllen. Letzteres

tut er sicher mit althergebrachter Hingabe, aber die Kraft des Gemütes fehlt ihm, weil er letzten Endes an das Genie des Führers nicht glaubt. — Und da die Wasser von oben nach unten fließen, erwächst aus dieser Miesmacherei nicht nur unter Umständen ein ungeheuerlicher politischer Schaden — denn den Gegensatz zwischen der Auffassung der Generale und der des Führers pfeifen die Spatzen von den Dächern — sondern auch eine Gefahr für die Stimmung der Truppe".

Zu Seite 188f.:

Der Herausgeber der Zeitung „Neues Europa", Zürich, Louis Emrich, schrieb am 1. Februar 1954 unter der Überschrift „Verrat an Europa":

„Ich bin erschrocken über die Politik, die sich für Europa am Horizont abzeichnet, erschrocken über das, was hinter den Kulissen vor sich geht, und erschrocken über die Teilerfolge, die Moskau dabei für sich buchen konnte. Entkleidet man alle Berichte, welche über die Berliner Konferenz veröffentlicht wurden, ihrer Vernebelungs-Mäntelchen, die man ihnen umhängt, dann ergibt sich, daß der Anfang gemacht worden ist zu einer Ost-West-Einigung, die — wenn die letzten Konsequenzen sichtbar werden — zu Lasten Europas geht und von diesem wiederum zu Lasten Deutschlands ... Zuverlässige Informationen aus Geheimquellen der Sowjetischen Kontrollkommission in Deutschland besagen, daß die amerikanisch-russische Einigung über Gesamtdeutschland in Berlin zustande gekommen ist. Eine bevollmächtigte Kommission räumte den Sowjets ein, daß die Vereinigten Staaten unter keinen Umständen auf Rückgabe der Oder-Neiße-Gebiete an Deutschland drängen würden. Dies dürfe der Öffentlichkeit aber noch nicht gesagt werden. (!Id. V) Geheimunterhändler Dr. Browns, Washington, erklärte: ‚Ich kann Ihnen im Auftrag von Eisenhower sagen, daß wir uns veranlaßt sehen, unsere Politik gegenüber Deutschland zu ändern. Wir haben unsere europäischen Pläne revidiert. Aber wir können dies den Westdeutschen nur in kleinen Dosen beibringen' ...

Diese verschleierten Ergebnisse der Konferenz von Berlin bedeuten den Anfang einer neuen Europa-Politik und zwar sowohl von Washington, wie von Moskau aus. China wird demnächst in die UNO aufgenommen. Syngman Rhee und Chiang-Kai-Shek werden ihrem Schicksal überlassen. Und Europa, vor allem Deutschland, geht einer neuen Entwicklung entgegen."

Im britischen Rundfunk erklärte im Januar 1955 der Dozent der Londoner Wirtschaftshochschule Prof. Pickles:

„Der Traum eines geeinten, entwaffneten und neutralisierten Deutschland ist eine Idee, die keine der beiden Seiten ins Auge zu fassen wagt. Und beide Seiten wissen es! Darüber hinaus gibt es nichts, was der Westen anbieten könnte. So haben wir der Tatsache ins Auge

zu sehen, daß, solange das gegenwärtige Machtverhältnis andauert, die Grenze zwischen russischem Kommunismus und Demokratie durch die Mitte Deutschlands läuft! Ist das eine Frage der Beunruhigung oder des Bedauerns? Für die 18 Millionen Deutschen in russischen Händen und für ihre Freunde und Verwandten im Westen ist es eine Tragödie. Aber ihr Schicksal ist nicht schlimmer als das der Polen und Tschechen, die unsere Alliierten waren! Viele Leute haben bequemerweise die Leiden der Polen und Tschechen gänzlich vergessen und niemand schlägt vor, daß der Westen seine Pläne ändern sollte, um sie zu retten. Daher gibt es keinen Grund, warum das unglückliche Schicksal der Ostdeutschen uns veranlassen sollte, unsere Pläne zu ändern."

„Die Tat", Zürich, schrieb am 30. Juni 1955 über das Gespräch Molotow — Baruch:

„Am allerletzten Nachmittag seines Aufenthaltes in den Vereinigten Staaten hat Sowjetaußenminister Molotow noch die Bombe platzen lassen, die man von ihm in San Francisco vergeblich erwartete. Er hat ganz einfach zum Telephon gegriffen, den Finanzmann Bernard Baruch angeläutet und ihm mitgeteilt, er würde sich freuen, mit ihm zu Mittag zu speisen. Was dann auch geschah. Dieser Schritt Molotows ist durchaus von derselben Rangordnung wie die Einladung Adenauers nach Moskau und der sowjetische Staatsbesuch in Belgrad. Baruch wird von guten Kennern als einer der wichtigsten Lenker der amerikanischen Außenpolitik betrachtet: er war ebenso der Vertraute Roosevelts wie Trumans und Eisenhowers. Auch der gegenwärtige Präsident der USA unternimmt keinen wesentlichen Schritt, ohne Baruch konsultiert zu haben, und in den zentralen Fragen der Rüstungskontrolle dürfte Baruch das gewichtigere Wort sprechen.

Wenn nun der sowjetische Außenminister den geheimnisumwitterten Multimillionär plötzlich ersucht, ihn zu empfangen, dann ist das ein Gongschlag, der große Dinge ankündet. Was die beiden miteinander gesprochen haben, wird man nie genau erfahren. Aber man wird in den nächsten Wochen und Monaten Ausschau halten müssen nach den Früchten dieses Gespräches. Und man übersehe dabei nicht, daß auch gleichzeitig hinter den Kulissen Versuche im Gange sind, ein direktes zweiseitiges Gespräch zwischen China und den USA in Gang zu bringen."

Zu Seite 195:

Auszug aus dem Buch „Re-educating Germany" von Prof. Dr. D. Werner Richter

„Weithin besteht — nicht ohne Begründung — die Besorgnis, daß die Nazis sofort nach dem Zusammenbruch eine Untergrundbewegung aufbauen werden. Was könnte das z. B. für die amerikanischen Beziehungen zu Argentinien bedeuten? Diejenigen Nazis, denen es ge-

lingt, in das Ausland zu entkommen, werden mit allen Mitteln, die zur Verfügung stehen, versuchen, ihre Ideologie am Leben zu erhalten. Zeitweilig werden sie sich verborgen halten oder sich tarnen, doch werden sie ständig neue Mittel suchen, mit deren Hilfe sie andere Länder aufrütteln und den Weltfrieden stören können. Um so mehr muß die neue deutsche Regierung daher die nötige Stärke, Zuversicht und Klugheit für die Ergreifung von vorbeugenden Maßnahmen besitzen. Alle die, die unter den Nazis ein Amt innehatten, müssen entlassen werden. Dieses ist an sich schon eine schwierige Aufgabe, wenn man an die vielen Lauen und Gleichgültigen denkt, die solche Ämter innehaben. Trotzdem muß der gesamte Beamtenkörper der Verwaltung neu aufgebaut werden. Aber was soll mit den Entlassenen geschehen? Sollen sie die Pensionen, die sie unter den Nazis aufhäuften, in Behaglichkeit aufzehren und die Regierung untergraben, so wie viele Generale a. D. das nach dem ersten Weltkrieg taten? Sollen sie innerhalb Deutschlands hungern, nur um verborgene Zellen wirtschaftlicher und politischer Unzufriedenheit zu bilden?

Es ist eine abgemachte Sache, daß es nach dem Kriege kein deutsches Heer geben wird. Vielleicht wird es auf lange Zeit selbst keine autonome deutsche Polizeihoheit geben. Ferner, was soll mit den abgesetzten deutschen Offizieren geschehen? Sollen sie in die Industrie einsickern, nur um in der Wirtschaft einen Herd der Opposition gegen die Regierung zu bilden? Nach der Entlassung der kleinen Beamten und der Vernichtung der Militärkaste muß die Entwicklung, die auf den ersten Weltkrieg folgte, verhindert werden. Für die Unzufriedenen und Entwurzelten muß es unmöglich sein, sich zu sammeln und die Regierung langsam, aber systematisch zu sabotieren. Solange es für dieses Problem keine Lösung gibt, werden alle Maßnahmen zur Bestrafung der Schuldigen unzureichend sein. Was ist also zu tun? Man wird einen Unterschied machen müssen zwischen denen, die Dank eigener Schuld ein für allemal unbrauchbar geworden sind, und denen, die vielleicht überholt und neuausgerichtet werden könnten. Die erste Gruppe ist so groß, daß sie eine Ausrottung unmöglich macht; es wird möglich sein, die flagrant Schuldigen zu fassen, doch würden die übrigen der neuen Regierung trotzdem gefährlich sein. Die Regierung muß deshalb das Recht haben, sie auf Zeit oder Dauer in Verbannung zu schicken. Klar ist, daß man sie nur durch ein ordentliches Rechtsverfahren verurteilen könnte. Doch ist Verbannung nur dann möglich, wenn es für die Verurteilten eine Freistätte außerhalb Deutschlands gibt. Wer soll sie aufnehmen? Sollen sie nach Südamerika gehen? Werden andere Länder früheren Nazis die Tore öffnen? Oder wird ein neuer Völkerbund in der Lage sein, Strafkolonien zu errichten? Alle diese Fragen erheischen Antwort, und nur wenn die Vereinigten Nationen mitwirken, wird man eine Antwort finden. Die zweite Gruppe könnte vielleicht etwas milder behandelt werden. Es scheint mir sehr wichtig zu sein, daß man versucht, ihre Angehörigen dadurch für uns zu gewinnen, daß man ihnen die Möglichkeit gibt, sich zu bewähren. Diejenigen, die überholt werden könnten, könnten vielleicht für eine gewisse Zeit der staatsbürgerlichen Rechte, besonders des Wahlrechtes, beraubt werden, wie in Amerika nach dem Bürgerkriege. Aber, wenn möglich, sollte man ihnen die Hoffnung lassen und sie mit Rücksicht behandeln."

Zu Seite 206:

Auszug aus dem Buch „Germany must perish“ von Theodore N. Kaufmann

„Dieser Krieg ist nicht ein Krieg gegen Adolf Hitler, und es ist auch kein Krieg gegen die Nazis, es ist ein Krieg von Völkern gegen Völker, von zivilisierten Völkern, die das Licht erkennen, gegen unzivilisierbare Barbaren, die die Dunkelheit lieben.

Man darf Hitler für diesen Krieg nicht mehr tadeln, als den Kaiser für den letzten Krieg oder Bismarck vor dem Kaiser. Diese Männer haben Deutschlands Kriege gegen die Welt nicht angezettelt oder geführt, sie waren lediglich der Spiegel, in dem sich die jahrhundertealte angeborene Sucht der deutschen Nation nach Eroberung und Massenmord widergespiegelt hat.

Dieser Krieg wird also vom deutschen Volk geführt. Das deutsche Volk ist dafür verantwortlich, das deutsche Volk muß für den Krieg büßen, sonst wird es immer wieder einen deutschen Krieg gegen die Welt geben. Es darf aber auch nicht die geringste Möglichkeit mehr bleiben, daß ein solcher Krieg sich ereignen könnte, ein endgültiges Halt gegenüber der deutschen Aggression, nicht ein zeitweiliges Aufhören, muß das Ziel des gegenwärtigen Kampfes sein.

Das bedeutet nicht eine bewaffnete Herrschaft über Deutschland oder einen Frieden mit politischen oder territorialen Bestimmungen oder eine Hoffnung auf eine besiegte und bereuende Nation. Solche Regelungen sind keine genügende Garantie gegen deutsche Aggressionen. Deutschland hat den totalen Krieg der Welt aufgezwungen. Deutschland muß bereit sein, die totale Strafe zu bezahlen. Es gibt eine und nur eine solche totale Strafe: Deutschland muß für immer untergehen. In der Wirklichkeit — nicht in der Phantasie.

Hier gibt es keinen Mittelweg, keine Vermittelung, kein Kompromiß, keine politische oder wirtschaftliche Teilhaberschaft, die in Betracht gezogen werden könnte, es gibt keine Lösung außer der einen: Deutschland muß für immer von dieser Erde verschwinden.

Glücklicherweise ist es nicht unmöglich, das zu tun.

Es bleibt also nur übrig, den besten Weg zu bestimmen, die praktischte und nützlichste Methode, nach der die letzte Strafe am deutschen Volk vollzogen werden kann. Es ist klar, daß Massenmord und eine Hinrichtung im ganzen nicht in Frage kommen kann. Abgesehen davon, daß es unpraktisch wäre, ein solches Verfahren auf eine Bevölkerung von etwa 70 Millionen anzuwenden, wäre solche Methode mit den moralischen Verpflichtungen und den ethischen Gebräuchen der Zivilisation nicht vereinbar.

Es bleibt also nur eine Art, die Welt für immer vom Germanentum zu befreien, das ist: Die Quelle zu verstopfen, aus der diese kriegsgierigen Seelen entspringen, indem man das deutsche Volk für alle Zeiten daran hindert, seine Art fortzupflanzen. Diese moderne Methode, die der Wissenschaft als eugenische Sterilisation bekannt ist, ist zugleich praktisch, menschlich und gründlich. Sterilisation ist ein Schlagwort der Wissenschaft geworden, als das beste Mittel, die menschliche

Rasse von ihren Mißbildungen, den Degenerierten, den Wahnsinnigen und den erblichen Verbrecherischen zu befreien.

Man darf Sterilisation nicht mit Kastration verwechseln. Es ist eine ungefährliche und einfache Operation, die ganz harmlos und schmerzlos ist und den Patienten weder verstümmelt noch seines Geschlechtes beraubt. Ihre Wirkungen sind meist weniger unangenehm als die der Impfung und nicht ernsthafter als das Zahnziehen. Außerdem geht die Operation sehr schnell, sie ist in zehn Minuten vorbei. Der Patient kann unmittelbar danach wieder an die Arbeit gehen. Auch die Operation der Frauen ist, obwohl sie länger dauert, ebenso ungefährlich und einfach. Sie ist tausendfach durchgeführt worden, und es haben sich keine Fälle von Komplikationen ergeben.

Wenn man der Ansicht ist, das so gesunde Maßnahmen wie die Impfung und die Behandlung mit Serum als Wohltaten für die Gemeinschaft angesehen werden müssen, so muß man ganz gewiß die Sterilisation des deutschen Volkes als eine gesundheitliche Maßnahme, die an der Menschheit zu ihrem eigenen dauernden Schutz gegen den Virus des Germanismus vollzogen wird, betrachten. Die Bevölkerung von Deutschland beträgt, ohne die eroberten und annektierten Gebiete, etwa 70 Millionen, ziemlich gleich geteilt zwischen männlichen und weiblichen Personen. Um den Zweck der Ausrottung der Deutschen zu erreichen, wäre es notwendig, nur etwa 48 Millionen zu sterilisieren, da die Männer über 60 und die Frauen über 45 Jahre ausgeschlossen werden könnten.

Was die zu sterilisierenden Männer betrifft, so könnte man mit den Armeegruppen als organisierte Einheiten am leichtesten und schnellsten verfahren. Wenn man die willkürliche Zahl von 20 000 Ärzten annimmt und voraussetzt, daß jeder mindestens 25 Operationen im Tag vollzieht, so würde es höchstens einen Monat dauern, um die Sterilisation durchzuführen. Natürlich würde Zeit gespart, wenn mehr Ärzte zur Verfügung wären, und sehr viel mehr als die erwähnten 20 000 wären verfügbar, wenn man all die Völker in Betracht zieht, die herangezogen werden könnten. Innerhalb von drei Monaten könnte der Rest der männlichen Zivilbevölkerung in Deutschland behandelt werden.

Da die Sterilisation der Frauen mehr Zeit in Anspruch nimmt, kann man unterstellen, daß die Gesamtheit der weiblichen Bevölkerung Deutschlands innerhalb einer Periode von 3 Jahren oder weniger sterilisiert werden könnte. Die völlige Sterilisation beider Geschlechter, nicht nur des einen, muß als notwendig bezeichnet werden im Hinblick auf die gegenwärtige deutsche Lehre, daß schon ein Tropfen echten deutschen Blutes genügt, um einen Menschen zu einem Deutschen zu machen.

Natürlich wird nach der vollendeten Sterilisation in Deutschland keine Geburtenziffer mehr vorhanden sein. Bei der normalen Todesrate von 2 % im Jahr werden 1 500 000 Deutsche jährlich sterben. Daher wird ein Zeitraum von zwei Generationen die Vernichtung des Germanismus und seiner Träger eine vollendete Tatsache sein.

Wenn man den Fall von Sterilisation noch einmal überschaut, so ist festzustellen, daß verschiedene Faktoren, die sich daraus ergeben, dafür sprechen:

1. Den Einwohnern Deutschlands wird durch die Sterilisation kein physischer Schmerz auferlegt. Das ist zweifellos ein menschlicheres Verfahren, als sie es verdient haben.

2. Die Ausführung dieses Planes würde die gegenwärtige Bevölkerung in keiner Weise desorganisieren oder irgendwelche Massenumschichtungen und Massenverpflanzungen verursachen. Das stetige allmähliche Verschwinden der Deutschen aus Europa wird keine ungünstigere Wirkung auf diesen Erdteil haben, als das allmähliche Verschwinden der Indianer in Amerika.

Nehmen wir an, Deutschland habe den Krieg verloren und bitte um Frieden. Die gebieterischen Forderungen des Siegervolkes, daß Deutschland für immer vernichtet werde, macht es für die Sieger notwendig, die Massensterilisation der Deutschen als das beste Mittel, sie für immer auszulöschen, durchzuführen. Sie verfahren in folgender Weise:

1. Das deutsche Heer wird sofort und vollständig entwaffnet, und alle Rüstungen werden aus dem deutschen Gebiet weggeschafft.

2. Alle deutschen Hilfsmittel und industriellen Anlagen werden unter schweren Schutz gestellt. Alle deutschen Arbeiter werden durch Arbeiter alliierter Nationalität ersetzt.

3. Die deutsche Armee wird in Gruppen eingeteilt, in verschiedenen, streng abgeschlossenen Gebieten konzentriert und insgesamt sterilisiert.

4. Die Zivilbevölkerung und zwar die weibliche sowohl wie die männliche, wird innerhalb gewisser Gebietsabschnitte organisiert und ebenfalls sterilisiert.

5. Das deutsche Heer wird nach Durchführung der Sterilisation in Arbeiterpatrouillen aufgeteilt und zum Wiederaufbau der zerstörten Städte verwandt.

6. Deutschland wird aufgeteilt und sein Gebiet verteilt.

7. Alle Reisen deutscher Zivilpersonen über die festgesetzten Grenzen hinaus sind bis zur Vollendung der Sterilisation verboten.

8. Die deutsche Bevölkerung der verteilten Gebiete wird gezwungen, die Sprache des Gebietes zu lernen, dem sie zugeteilt wurde. Innerhalb eines Jahres wird die Veröffentlichung aller Bücher, Zeitungen und Bekanntmachungen in deutscher Sprache verboten, Rundfunk in deutscher Sprache unterbunden und ebenso die Aufrechterhaltung deutscher Sprachschulen.

9. Ausgenommen von der völligen Sterilisation sind nur die Deutschen, deren Verwandte als Bürger der siegreichen Staaten die finanzielle Verantwortung für ihre Auswanderung, ihren Lebensunterhalt und auch die moralische Verantwortung für ihre Taten übernehmen."

Zu Seite 253:

Auszug aus der Denkschrift „Die drei Bekenntnisse" (1812) von Karl von Clausewitz

„Ich sage mich los:

Von der leichtsinnigen Hoffnung einer Errettung durch die Hand des Zufalls;

Von der dumpfen Erwartung der Zukunft, die ein stumpfer Sinn nicht erkennen will;

Von der kindischen Hoffnung, den Zorn eines Tyrannen durch freiwillige Entwaffnung zu beschwören, durch niedrige Untertänigkeit und Schmeichelei sein Vertrauen zu gewinnen;

Von dem unvernünftigen Mißtrauen in die uns von Gott gegebenen Kräfte;

Von der sündhaften Vergessenheit aller Pflichten für das allgemeine Beste;

Von der schamlosen Aufopferung aller Ehre des Staates und Volkes.

Ich glaube und bekenne:

Daß ein Volk nichts höher zu achten hat als die Würde und Freiheit seines Daseins;

Daß es diese mit dem letzten Blutstropfen verteidigen soll;

Daß es keine heiligere Pflicht zu erfüllen, keinem höheren Gesetze zu gehorchen hat;

Daß der Schandfleck einer feigen Unterwerfung nie zu verwischen ist;

Daß dieser Gifttropfen in dem Blute eines Volkes in die Nachkommenschaft übergeht und die Kraft späterer Geschlechter lähmen und untergraben wird;

Daß man die Ehre nur einmal verlieren kann;

Daß ein Volk in den meisten Fällen unüberwindlich ist in dem mutigen Kampf um seine Freiheit;

Daß selbst der Untergang dieser Freiheit nach einem blutigen und ehrenvollen Kampfe die Wiedergeburt des Volkes sichert und der Kern des Lebens ist, aus dem einst ein neuer Baum die sichere Wurzel schlägt."

NAMENVERZEICHNIS

Abd el Krim 202
Adenauer, Konrad 259
Alexander der Große 64 ff.
Alexander I. 186
Ariovist 67 f.
Aristoteles 51, 59, 66
Arndt, Ernst Moritz 16, 22, 43, 78, 99, 104, 106
Außenpolitik 197

Baruch, Bernard 225, 259
Bebel, August 120, 148, 162
Beck, Ludwig 174 f.
Bennigsen, Rudolf von 114
Beseler, Wilhelm 104
Bethlehem-Steel-Works 184, 200
Beveridge 182
Bismarck, Fürst Otto von 52, 74, 107 ff., 120 ff., 127 ff., 152, 159, 162 f., 185, 239, 261
Bismarck, Wilhelmine von 112
Bluntschli, Johann Caspar 51
Bohemus 70
Bonifatius 126
Bonin, Eduard von 145 f.
Boyen, Hermann von 78, 86, 89, 97, 103, 145
Browns 258
Brühl, Marie Gräfin von 144
Bryan, William J. 183 f., 191

Caesar, Gaius Julius 67 f.
Calvin, Johannes 181
Carl August von Sachsen-Weimar 40, 97 f.
Celtes, Conrad 70
Chamberlain, William Henry 197
Chiang-Kai-Shek 258
Churchill, Sir Winston 187, 195, 197, 225
Clausewitz, Karl von 78 f., 143, 149, 252, 263 f.
Clausewitz, Marie von 144
Clemenceau, Georges 185, 188, 231
Cleopatra 67
Cromwell, Oliver 181, 249

Dahlmann, Friedrich Christoph 96, 104, 108
Darius III. 65
Döllinger, Ignaz von 126
Droysen, Johann Gustav 104
Dyer 206

Eichhorn, Karl Friedrich 99
Eisenhower, Dwight D. 259
Emrich, Louis 258
Engels, Friedrich 121
Erman 41

Fichte, Johann Gottlieb 21 ff. 38, 43, 55, 78, 94, 165, 254
Friedrich der Große 77, 79 ff., 134, 137, 141, 143, 146, 162, 246, 248 f.
Friedrich Wilhelm III. 21, 92, 94 ff., 100, 105, 132, 254

Gagern, Heinrich Freiherr von 99
Gentz, Friedrich 21, 39, 98
Georg III. 199
Gneisenau, Graf Neidhardt von 78, 86 ff., 99, 144
Goethe, Johann Wolfgang von 21, 38 ff., 172
Goetzen, von 82
Grey, Sir Edward 185
Grolman, Karl von 78, 86, 97, 252

Halder, Franz 174 f.
Harmsworth, Alfred 233
Hegel, Georg Wilhelm Friedrich 40, 244
Heinrich I. 68
Herder, Johann Gottfried 43, 53, 253
Hermann der Cherusker 67 f.
Hester, Warwick 233 f.
Hitler, Adolf 169, 172 ff., 249, 257 f., 261
Höhn, Reinhard 173
Hölderlin, Friedrich 205
Hoover, Herbert 195 f., 200
House, Edward M. 191, 233
Humboldt, Wilhelm Freiherr von 99

Jahn, Ludwig 43, 78
Jefferson, Thomas 199 f.
Jodl, Alfred 174, 257 f.
Joseph II. 142

Kant, Immanuel 21, 85
Karl der Große 20, 68
Kaufmann, Theodore N. 206, 261 ff.
Kleist, Heinrich von 85
Kolumbus, Christoph 48
Kotzebue, August von 98, 102
Krüdener, Baronin 186
Krupp, Friedrich Alfred 122
Kubizek, August 172
Kyrus 65

Lagarde, Paul de 165
Lassalle, Ferdinand 23, 119, 121, 148, 165
Le Bon, Gustave 235, 247
Lessing, Gotthold Ephraim 191
Liebknecht, Karl 152
Liebknecht, Wilhelm 120, 148
Lippmann, Walter 234
Lonardi, Eduardo 174
Ludendorff, Erich 134, 141, 143
Ludwig XIV. 181
Ludwig, Emil 192 f.
Luxemburg, Rosa 152

Mac Arthur, Douglas 174
Machiavelli, Niccolo 247
Maitreya-Buddha 204
Marbod 68
Marcks, Erich 181
Maria Theresia 84, 90
Marie Antoinette 90
Marx, Karl 119, 121, 247
Meinecke, Friedrich 159
Mencken, Wilhelmine 112
Metternich, Fürst Klemens Lothar 92, 95, 97 ff., 102, 114 f., 118, 159, 162 f., 239
Mirabeau, Gabriel-Honoré Riqueti de 90
Moeller van den Bruck, Arthur 43
Molotow, Wjatscheslaw 259
Moltke, Helmuth Graf von 51 f., 81, 94, 111, 120, 123, 132, 134, 140 f., 143 f., 146 f., 162, 174, 225
Monroe, James 183, 200
Morgan, John Pierpont 184, 191, 200
Müller, Johannes von 38 ff.
Münchhausen, Börries Freiherr von 204

Napoleon I. 27, 38 ff., 44, 73 ff., 87, 91, 100, 121, 172, 186, 202, 249
Naumann, Friedrich 132, 161
Neues Europa 258
New Deal 192, 195
New York Times 189, 234
Nimitz 197
Niobe 203
Northcliffe, Lord Alfred 233

Otto I. 68 f., 246

Page, Walter H. 191
Pestalozzi, Johann Heinrich 23
Philipp von Makedonien 64
Pickles 258 f.
Pius IX. 125
Pompeius 67

Ranke, Leopold von 242, 256
Reinhardt, Walther 135, 142 f., 247
Reyher, Karl Friedrich Wilhelm von 144
Rhee, Syngmann 258
Rhodes, Sir Cecil 182
Richter, Werner 195, 259 f.
Rojestwenski, Sinowij Petrowitsch 180
Roon, Albrecht Graf von 52
Roosevelt, Franklin Delano 182, 186 f., 192, 195, 197, 259
Roxane 66

Sand, Karl Ludwig 99, 102
Scharnhorst, Gerhard David von 71, 78, 81, 83, 86 ff., 91 f., 94 f., 105, 112, 115, 121, 134, 141, 143, 146, 159, 162 f., 173 f., 176, 252
Schiller, Friedrich von 85
Schleiermacher, Friedrich 41, 43, 54
Schlieffen, Alfred Graf von 134, 141, 174
Schwab 191
Seeckt, Hans von 134, 154 ff.

Seeley, John Robert 257
Singer, Paul 122
Sonntagspost 192, 204
Spengler, Oswald 43
Stalin, Josef 225
Steffens, Heinrich 78
Stein, Friedrich Karl Freiherr vom 78, 92, 95, 99, 105 f.
Stettinius, Sen. 191
Steuben, Friedrich von 248
Stoecker, Adolf 122, 132, 161
Stumm 122

Tacitus 27, 49, 70
Tat, Die 202, 259
Togo, Heihatschiro Marquis 180
Treitschke, Heinrich von 104, 110
Truman, Harry S. 259
Tzschirner 242

Virchow, Rudolf 118, 127

Waldersee, Alfred Graf von 132
Warburg, James P. 193 ff.
Washington, George 248 ff.
Weniger, Erich 175
Widukind 20
Wilhelm I. 120
Wilhelm II. 116, 122, 131 ff., 159, 175, 261
Wilhelm, Graf von Schaumburg 143
Windthorst, Ludwig 128
Wilson, Woodrow 182 ff., 187, 191, 200 f., 233

HUGO C. BACKHAUS • VOLK OHNE FÜHRUNG